Lieder zweier Liebenden.

Herausgegeben von Gockingk.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1777.

Bibl.
Acad.
Lund.

Vorbericht
des Herausgebers.

Diese Lieder sind schon mehrere Jahre in meinen Händen. Da sie nicht für das Publicum bestimmt waren, so begnügt' ich mich bloß, einige davon meinen Freunden, und unter andern auf einer Reise, die ich im Jahr 1773 durch H. that, in einem Cirkel von Kennern diejenigen Stücke vorzulesen, welche hernach in dem Göttingschen und Leipziger Musenalmanach zum Theil erschienen sind. Ich versprach damals, die ganze Sammlung herauszugeben, und halt' itzt mein Wort. Was man von dem

Werthe der schon bekannt gemachten Lieder geurtheilt habe? davon weis ich wenig oder gar nichts. Allein da diejenigen Mitglieder des Publicum, welche nicht selbst urtheilen können, vermuthlich es besser wissen werden oder wissen könnten, so bin ich ganz unschuldig, wenn sich jemand hier betrogen fände. Ich hab' auch mit gutem Vorbedachte gleich durch den Titel den Inhalt angekündigt; denn es giebt eine Klasse von Leuten, für welche dieses eine Warnungstafel ist, die ihnen Verdruß, und mir Vorwürf' erspart.

Bey dieser Kenntniß von einem guten Theil unsers Publicum, wird eine gewisse kleine Anzahl von Lesern wohl nicht erwarten, daß ich von Nantchen und Amarant etwas mehreres sage. An sich

kann

kann es dem Leſer ſehr gleichgültig ſeyn, wer dieſe Perſonen ſind? Die Gedichte werden davon nichts beſſer und nichts ſchlechter, außer bey denen, welche nichts gut finden können, was nicht einen berühmten Verfaſſer hat, oder nicht ſchon allgemein gelobpriesen worden; allein dieſe Leſer ſind nicht die, welche der Schriftſteller ſich wünſcht. Um der Neugierigen willen, welchen mehr an einer Anecdote als an einem Gedichte liegt, muß ich denn nur noch hinzuſetzen, daß es ſelbſt bey einer guten Sache nicht zu wünſchen ſey, in der Bude der Anecdotenkrämer vor den müßigen Leuten am Markte ausgeſtellt zu werden. Was in Frankreich oder England Empfehlung ſeyn würde, das iſt in Deutſchland zuweilen — ihr wißt's ja wohl!

Und denn nun vollends ein Mädchen wie Tante, so vor dem großen Haufen unsrer deutschen Frauenzimmer, ohne Maske hingestellt — das sollt' ein Schauspiel geben! Kein Wort also von der geheimen Geschichte ihres Herzens, denn es ist noch nicht lange, daß Werthers Lotte vor diesem Haufen gestanden hat.

Ein Paar von den hier abgedruckten Gedichten gehörten nicht zunächst hieher; dagegen sah ich mich gezwungen, andre Lieder aus dieser Sammlung wegzulassen, weil sie außer den beiden Liebenden noch andre Personen characterisiren, die in mehr als einer Absicht hier nicht errathen werden sollten. Doch statt alles dessen, was ich schon darüber gesagt habe, oder noch sagen könnte, ists besser, daß ich

aus

aus einem Briefe, den Nantchen an ihren Geliebten ſchrieb, einige Stellen hieher ſetze, welche mir noch itzt daraus einfallen, denn das Original kam nachher durch Zufall in die Händ' eines berühmten Dichters, welcher es itzt nicht ſogleich auffinden konnte.

Wie Amarant? verräthſt du mich?
Wo bleiben deine tauſend Schwüre?
So fragteſt du, nun frag ich dich.
Du weißt, daß an der Gartenthüre
Mein Antlitz wie der Mond erblich,
Wenn der Gedank' ins Herz ſich ſchlich:
„Wie! wenn das je die Welt erführe!
Und ſie erführ' es nun durch dich?
O täuſche nicht ein armes Mädchen
Durch deiner Freunde Schmeicheleyn,
Und laß an meinem Spinnerädchen
Mich ungekränkt vergeſſen ſeyn;
Denn hab ich Liederchen geſungen,
So ſang ich ſie, von dir bezwungen,

Und sang sie nur für dich allein.
Von deinen Freunden — — —
— — — — — — —
Geliebt, geehrt, gekannt zu seyn,
Das würd' ich streben zu verdienen:
So aber wünsch ich nur, von ihnen
Gesehen, und nicht gekannt zu seyn.
Wenn ich, in meiner Stiff entdeckt,
Der Welt zur Schau gestellet werde,
Dann lebe wohl, du Lastererde!
Worauf der Neid ein Mädchen neckt, —
Ein armes Mädchen! — das im Leben
Ja nichts gethan, als sung ihr Herz
An einen Jüngling hinzugeben,
Ihm in Gesängen ihren Schmerz
Und ihre Freude, vorzuweinen
Und vorzulachen — — — —
— — — — — — —
Ist dieses Opfer nicht genug?
Soll ich mich von den Otterbissen
Der Bosheit, lebend noch zerrissen,
Zerfleischt von der Verläumdung sehn?

Die

Die Dummheit in die Hände ſchlagen,
Wenn ſie mich ſieht zur Kirche gehn?
Der Neid, frohlockend, auf dem Wagen
Des Hohns, ausrufend mein Vergehn,
Mit mir von Markt zu Markte jagen?
Und dieſes Schauſpiel denn, o Gott!
Vor meiner Mutter aufzuführen! —
Laß lieber mich auf dem Schavott
Unſchuldig meinen Kopf verlieren.
— — — — — — —
— — — — — — —
Bey dieſen Locken, deren Krone
Noch itzt in deinen Händen iſt; *)
Bey dieſen Wangen, von dem Sohne
Des Edelmuths, zuerſt geküßt;
Bey dieſem Munde, deſſen Suade
Die klang wie ſüßer Flötenton;
Bey dieſem Buſen, den ich ſchon
So manche Nacht in Thränen bade;
Bey dieſer Hand, die voll Vertraun
Den Gartenſchlüſſel dir gegeben;

*) S. das Lied bey Ueberſendung einer Haarlocke.

Bey diesen Füßen, die mit Beben
Ein Herz voll Furcht, durch Nacht und
Graun,
Der Mann! so oft entgegen trugen;
Bey diesem Herzen selbst, dem Pflicht
Und Liebe manche Wunden schlugen,
Und wenn es bricht, für dich noch bricht,
Beschwör' ich dich: Verrath mich nicht!
Dank' aber deinen Freunden allen,
Daß sie mich ehrten, weil ich dir,
Dir, ihrem Freunde, wohlgefallen;
Sag' ihnen, daß zwar Ruhmbegier
Und Stolz in meinen Adern wallen,
Doch, wenn ich ihre Achtung mir
Auf Treu' und Glauben nur gewonnen,
Nicht was der Zeitung Lobgeschrey;
Sag', daß mein Herz von Lastern frey,
Und, (doch nur einmal) unbesonnen,
Wie Mädchen sind, gewesen sey. *)

Du

*) Dieß bezieht sich auf die Gelegenheit zum Bruche zwischen ihr und Amaranten, der, weil sie es selbst sagt, durch Unbesonnenheit veranlaßt wurde.

Du aber, der in diesem Herzen,
Gebieter, Liebling, alles bleibt,
Du, der zu Klagen wie zu Scherzen,
Mich, wie der Wind die Schiffe, treibt:
Freund meiner Seele! laß uns leben!
Sey Nanten hold, sey ihr getreu!
Der liebe Frühling sey vorbey;
Die Freundschaft soll uns Sommer geben.
Willst aber du den Arm mir wohl
Noch eine Strecke von dem Gange
Des Lebens leihen? o so soll
Geschwind auf meiner bleichen Wange
Das Morgenroth der Sonne glühn,
Und mit der Nachtigall *)
Mein Mund wetteifern im Gesange.

— — — — — — —
— — — — — — —

An Nanchens Gedichten ist wenig oder nichts geändert, ausgenommen die Stellen,

*) Hier fehlt der Name eines Frauenzimmers, welches schön sang, und eine Nachtigall deshalb genannt wird.

Stellen, welche Verräther hätten werden können. Von der Verfasserinn selbst nur noch dieses: daß sie des Wankelmuths und der Untreue nicht so schuldig war, als ihr Geliebter in seinen Gedichten ihr vorwirft. Dieß sey genug von einem Mädchen, welche den größten Theil unsrer feinen Welt und unsrer soliden Leute schon deshalb wenig oder gar nicht interessiren möchte, weil sie mit zu den Geschöpfen gehört, die nur Verse machen können. Ellrich im März 1777.

Lieder zweier Liebenden.

Erſtes Buch.

Bey Ueberſendung des Schlüſſels zur Gartenthür.

Soll ich dich in den Brunnen werfen?
Schick ich dich hin zu Amarant?
Sollt ich vielleicht das Schwerdt zu meinem Tode ſchärfen?
Selbſt geben in des Mörders Hand?

Was

Was soll ich thun? Vernunft, du prahlest immer
Mir deine weisen Lehren vor,
Doch lauter steiget noch der Liebe sanft Gewimmer
Aus der beklemmten Brust empor.

Wohlan es sey! Zwar könnt' ich widerstehen,
Weil dieses Herz mir das verspricht;
Doch Amarant, in dir, in dir den Mörder sehen,
Das will ich und das kann ich nicht.

Da nimm ihn hin! Kommt, wenn die kleine Glocke
Die Nonnen zu der Hora weckt,
Verhülle dich beiergt in deinem Ueberrocke,
Und geh, von deinem Muth bedeckt.

Schon an der Thür sollst du den Busen hören,
Der wie ein Eisenhammer pocht; *)

Sollst

Sollst fühlen, wie das Blut in allen Herzensröhren
Beym Feuer deiner Küsse kocht.

Was willst du mehr? Schon das sollt' ich nicht geben;
Wem gäb' ichs auch wohl auser dir?
Doch, willst du kühner seyn? Nimm lieber gleich mein Leben;
Langsam nimmt sonst der Gram es mir.

Macht mich der Rausch von deiner Liebe trunken,
So kannst du leicht mein Sieger seyn:
Doch würde, wenn ich nun durch dich ins Grab gesunken,
Dich so ein Sieg wohl noch erfreun?

*) Unter Eisenhammer wird hier ein Hüttenwerk verstanden, wo das Eisen verarbeitet wird, dergleichen es in Nanzchens Gegend viele giebt.

Nach

Nach dem erſten nächtlichen Beſuche.

Bin ich nüchtern, bin ich trunken?
Wach' ich, oder träum' ich nur?
Bin ich aus der Welt geſunken?
Bin ich anderer Natur?
Fühlt' ein Mädchen ſchon ſo was?
Wie begreif' ich alles das?

Weis ich, daß die Roſen blühen?
Hör' ich jene Raben ſchreyn?
Fühl ich, wie die Wangen glühen?
Schmeck ich einen Tropfen Wein?
Seh ich dieſes Morgenroth? —
Tod ſind alle Sinnen, tod!

Alle ſeyd ihr denn geſtillet?
Alle? Habet alle Dank!
Kömmt ich ſo in mich gehüllet,
Ohne Speiſ' und ohne Trank,
Nur ſo ſinen Tag für Tag
Bis zum letzten Herzensſchlag.

In die Nacht der Freude flehet
Meine Seele wieder hin!
Hört und ſchmeckt, und fühlt und ſiehet
Mit dem feinem innrem Sinn!
O Gedächtniß! ſchon in dir
Liegt ein ganzer Himmel mir!

Worte, wie ſie abgeriſſen
Kaum ein Seufzer von ihm ſtieß,
Hör' ich wieder, fühl' ihn kuſſen:
Welche Sprache ſagt, wie ſüß?
Seh' ein Thränchen — Komm herab!
Meine Lippe küßt ſich ab!

Wie ich noch ſo vor ihm ſtehe,
Immer ſpreche: Gute Nacht!
Bald ihn ſtockend wieder flehe:
Bleibe, bis der Hahn erwacht!
Wie mein Fuß bey jedem Schritt
Wanket, und mein Liebſter mit!

Wie ich nun, an seine Seite
Festgeklammert, küssend ihn
Durch den Garten hin begleite!
Bald uns halten, bald uns ziehn!
Wie da Mond und Sterne stehn
Unserm Abschied zuzusehn.

Ach da sind wir an der Thüre!
Bebend hält er in der Hand
Schon den Schlüssel. — Wart' ich spüre
Jemand gehen, Amarant!
Warte nur das Bischen doch!
Einen Kuß zum Abschied noch!

Ich verliere, ich verliere
Mich in diesem Labyrint!
Traumt' ich je, daß ich erführe
Was für Freuden, Freuden sind?
Wenn die Freude tödten kann,
Trifft du nie mich wieder an.

Der

Der Frühlingsmorgen.

Dieſer Tag iſt gänzlich mein!
Und der Himmel iſt ſo blau,
Und die Tropfen Morgenthau
Blinken ſo im Sonnenſchein,
Und die Tauber laufen ſo
Hinter ihre Täubchen her,
Und die Sperlinge, darüber froh,
Tanzen in die Kreuz und Quer,
Und die Hühner wälzen ſich
In dem warmen Sand' herum,
Und die Hähne ſiegen mich
Blind vor Freuden, um und um;
Alle Schnäbel, grad' und krumm,
Wetzen ſich zu Streit und Kauf,
Und der Truthahn, ſtolz und dumm,
Steht da, ärgert, brüſtet ſich,
Wie ein junger Kritikus,
Und der Pfau, mit ſeinem Schweif,
Tritt einher ſo keck und ſteif,

Wie die hochgebohrnen Herr'n
Mit erkrochnem Ordensſtern.
Alles ziehet in die Bruſt
Neues Leben, neue Luſt,
Mit der Frühlingsluft hinein!
Alles ſchenkt' ich heute hin,
So zufrieden wie ich bin!
Selbſt der Bosheit Spötterein
Nähm' ich heute lachend hin,
So zufrieden wie ich bin:
Denn der ſchöne Tag iſt mein!
Heut' iſt alles möglich mir
Was mir ſonſt unmöglich iſt!
Willſt du lieber, Ruhmbegier?
Heute ſing' ich Eins, ſo ſchön
Wie von Gleimen, Nantchen küßt:
Aber, laß mich heute gehn!
Bringſt du Acten, Dienſtbegier?
Heute referirt' ich ſchier
Aus Geſchmiere, bunt und kraus,
Etwas menſchliches heraus:

Aber,

Aber, packe dich von hier!
Schade wär' es, dieſen Tag
So verſchleudern, ſo entweihn.
Nenn' um Ehre wer da mag!
Wär' es auch mein Sterbetag,
Dennoch wollt' ich mich erfreun!
Sattelt! ſattelt! ich muß hin
Zu der großen Königin
Meines Herzens! durch den Hain,
Ueber Graben, Steck und Stein,
Reit ich heute ohne Scheu,
Heut einmal recht ſorgenfrey
Mit der Sängerin zu ſeyn.
An dem Rieſenhöhlenbach *)
Wollen wir uns lagern, ach!
Wollen da ſo fröhlich ſeyn
Wie die Vögelchen im Hain;
Wollen da auf ihrem Schooß
Tafel halten, und du Mooß
Sollſt uns wiegen, und du Hain

*) Eine Gegend bey C—g.

Sollst ein Wiegenlied dazu
Singen, und du Linde du,
Statt des Sonnenschirmes seyn.
Zäumt den Rappen! ich muß hin
Zu der Liedersängerin!
Weit! wie bist du heute schön!
Was da siehet, starrt dich an,
Doch, wer Nantchen sehen kann,
Wird auf dich nicht lange sehn;
Und, o Glück, ich bin der Mann?
Und die deutsche Sapho soll
Ruhn in diesem Arme hier?
Clive! tauschtest du mit mir?
O gewiß, du tauschtest wohl,
Aber ich nur nicht mit dir.
Hast Guineen Säcke voll,
Geh, und kaufe denn dafür
Ihre Freud' und ihren Scherz,
Ihre Lieder und ihr Herz!
Denk' einmal, das kostet mir
Nur ein wenig wenig Schmerz.

Bringt

Bringt den Rappen! ich muß hin
Zu der Freudengeberin!
Zwar ihr Herz ist immer mein!
Aber ach! die Hand! die Hand! —
Zwinge mindstens in kein Band,
Liebes Glück! sie straubend ein!
Laß sie, laß sie mein noch seyn!
Und, wo nicht, so bitt ich dich,
Wiege heute Sie und mich,
Brust an Brust, zum Schlummer ein,
Aus dem Rausch der Freuden, ach!
Mit dem Morgenrothe, wach
In Elysium zu seyn.

Bey Ueberſendung ihres Bildniſſes.

Was verſchönern! was verſtecken!
Nur gemahlt ſo wie ich bin!
Die kleine Sommerflecken
Wie ſie da ſind, treulich hin!

Doch was half mir dieſe Bitte?
Seine *) kleinſte Sorge war,
Ob mein Herz darunter litte?
Schöner mahlt' er Stirn' und Haar,

Schöner mahlt' er Kinn und Naſe,
Ferrert' ich mich noch ſo ſehr:
Frag ihn, Liebſter, ob er raſe?
Denn das bin ich nimmermehr.

Und was ſollen dieſe Lügen?
Bildet ſich der Mann wohl ein
Mich gefällig zu betrügen,
Schöner, als ich bin, zu ſeyn?

Ob

*) Des Mahlers.

Ob die Schönheit mich empfehle?
Das iſt meine Sorge nicht,
Denn du liebeſt Nantens Seele,
Thoren, nichts als ihr Geſicht.

Alles hieß ich dieſem Tropfe
Dieſem Stümper, endlich gut,
Aber brennen nicht im Kopfe
Meine Augen voller Glut?

Der Natur nicht, dieß dem Glücke
Dank' ich dieß, mein Amarant,
Denn der erſte deiner Blicke
Setzte plötzlich ſie in Brand.

O die Augen! o die Augen!
Schade was für das Geſicht:
Ha! zum Mahler mag er taugen,
Zum Geliebten taugt er nicht.

Dieſes Schmachten, dieſes Sehnen,
Dacht' ich ſo in meinem Sinn,
Dieſe halb verſteckten Thränen —
Kurz, die Seele mahlt er hin.

Und wie will ich in dem Bilde
Gern vor Amaranten ſtehn!
Wenn er zornig iſt, ſo milde,
Wenn er ſeufzt, ſo freundlich ſehn!

Wenn er betet, wenn er dichtet,
Schlaf' er oder ſey er wach,
Immer nur auf ihn gerichtet
Folget ihm mein Auge nach.

Will er, böſer Menſchen müde,
In ſein Kabinet entfliehn,
O wie ſoll ihm Troſt und Friede
Von dem Bild' entgegen ziehn.

Und nun ſieh! — ich möcht' ihn ſchlagen! —
Sieh die Augen, lieber Mann!
Iſt es nicht als wenn ſie ſagen:
„Geh doch, ſieh uns nicht ſo an!“

Und nicht wahr, ſo ſaure Züge
Machen dir im Anſehn Qual?
Willſt du frohere? So fliege
Morgen zum Original.

Auf einer Reiſe zu Mantchen im Winter.

Von Süd und Weſt, von Oſt und Nord,
Durchjauſet Sturm die Welt,
Und meinetwegen ſauſ' er fort,
So lang' es ihm gefällt.

Zwey Stunden noch, und ich bin hin!
Bin hin, und am Kamine
Hör' ich vor meiner Liebſten
Du Sturmwind, nichts von dir.

Wie eine Witwe trägt die Nacht
Die tiefſte Trauer an,
Nicht Jupiter, nicht Venus lacht
Mir armen Wandersmann.

Doch, lacht mir, oder lacht mir nicht,
Ich finde doch mich hin,
Wo ich beſtrahlet von dem Licht
Der ſchönſten Sterne bin.

Ha Rappe! wie die Hand mir da
So ſtarr von Froſte ſteht!
Doch weißt du ohne Zügel ja
Wohin es wieder geht!

Raſch, raſch! Erſtarrt' auch noch der Rand
Des Mundes, eben drauf,
Was iſts? ich thau' an Nantchens Hand
Noch heute wieder auf.

Als ſie Amarant auf der Reiſe vermuthete.

(Mit dem vorigen Gedicht an einem Tage verfertigt.)

Mit Geſchrey, verirrter Pilgrim, ſchweben
Wilde Gänſe auf des Adlers Bahn,
Alle Fenſter, alle Thüren beben
In den Hespen, und der Wetterhahn

Drehet kreiſsend auf des Giebels Spitze
Sich in kurzen Kreiſen, und der Sturm
Stört hervor, aus tiefer Mauerritze,
Eul' und Käuzchen auf dem Kirchenthurm.

In die Wette mit einander wehen
Alle Winde; Schneeflocken fallt
Alles bis zum Himmel, und da ſtehen
Thürm' und Meilenzeiger eingehüllt.

Ach! der Sturm bläſt an der Himmelshöhe
Selbſt das Licht von allen Sternen aus!
Wehe, meinem armen Freunde, wehe,
Trieb ihn heute ſeine Lieb' heraus!

O wie will er durch zwey lange Haine
Und drey tiefe Flüsse, heute sich
Zu mir finden? Arme Nante, weine,
Denn um wen das alles, als um dich?

Und vielleicht daß im verschneiten Graben
Er vergebens ist um Hülfe schreit,
Oder umgerissen ihn die Fluten haben,
Wo kein Fischer seine Hand ihm beut.

Werdet still ihr Winde! Nimm die Hülle
Lieber Mond von deinem Antlitz ab!
Aber horch! was trappelt? — Stille! stille! —
Horch! — O Himmel! seines Rappen Trab!

Alles,

Alles, nur nicht die Ruhe.

An Nanchen.

Ein jeder Schurk' iſt Herr von meinem Leben,
Wie Ravaillac von Heinrichs Leben war;
Was ſollt' ich denn vor dir, o Tod! noch beben?
Da iſt mein Leib! — mein Geiſt — lacht der Gefahr!

Ein jeder Duns iſt Herr von meiner Ehre,
Wenn Kennern gleich, nicht ihm, mein Lied gefällt;
Was wär' erlaubter Stolz, wenn's der nicht wäre:
Daß meinen Wein ein Duns mir nicht vergällt?

Ein jeder Brand iſt Herr von meinem Muthe:
Was hienge ſich mein Herz an dieſen Tand?
Nur wenig Glück brauch' ich zu meinem Muthe,
Und dieſen Muth ſetzt keine Flamm' in Brand.

Der König iſt zwar Herr von meinem Range,
Allein zum Glück nur in der Körperwelt:
Was wär' ich viel für seinem Titel bange?
Wenn Weisen nur mein Name noch gefällt.

Drum, was du thun willst, Schickſal! nun das thue!
Verfolgſt du mich: ich bleibe willig ſtehn;
Du, Nannchen, nur bist Herr von meiner Ruhe,
Nimmſt du mir die, dann iſts um mich geſchehn!

Ist sie von Adel?

Auf meines Vaters Wapen stehn
Nicht Helme oder Fahnen,
Allein sein Geist war Engelschön,
Und meiner Mutter Ahnen:
Ein frommes Herz und guter Sinn:
Wohl mir, daß ich kein Fräulein bin!

Mein Vater scharrte Thaten nur
Nicht Louisd'or zusammen;
Sein Weib war mild wie die Natur,
Und rasch wie Feuerflammen
Zum Geben, langsam zum Gewinn:
Wohl mir, daß ich nicht reicher bin!

Ein schläfrig Auge, das bey dir
Zuerst sich aufgeschlossen,
Gab die Natur zur Mitgift mir,
Und tausend Sommersprossen
Statt eines Grübchens in dem Kinn:
Doch gut, daß ich nicht schöner bin.

Wär' ich ein Fräulein: könnt' ich dich
So schön und Vetter nennen?
Und wär' ich reich: Wie würd' um mich
Der Durst nach Golde rennen!
Und wär' ich schön: Das Stutzerheer
Macht' endlich eine Närrinn mehr.

Kein Fräulein, und nicht schön, nicht reich,
Gleng Eisennuß und Adel
Und Stutzer mir vorbey, denn gleich
Sah jeder meine Tadel.
Nur du allein bliebst vor mir stehn,
Bin ich nicht edel, reich und schön?

Vergeſſenheit.

Wenn die Hühner ſich auf ihren Latten
Eine Schlafbank wählen für die Nacht,
Und die Sonn' aus meinem Schatten
Einen Ackerlangen Rieſen macht.

Huſch' ich in den Garten — deine Briefe
Geben mit in meinem Pompadour —
Werfe lang ins Gras mich nieder,
Und vergeſſe Menſchen und Natur.

Alle die Aurikeln, Nelk' und Roſen,
Die ich ſonſt — wie meine Mutter, mich —
Anzuſehn und liebzukoſen
Und zu warten pflegte, miſſen mich.

Und mein Lämmchen, das ich ſonſt zu füttern
Ueber kein Vergnügen je vergaß,
Blöket an den Gartengittern
Oft umſonſt nach einer Hand voll Gras.

Und mein Papchen,*) dem ich auf der Gabel
Zucker durch des Käfigs Stäbe gab,
Wetzt umsonst den krummen Schnabel
An dem glatten Ringe schaukelnd ab.

Sollen meine Blumen nicht verwelken,
Lamm und Vogel schmachten? Komm o Mann!
Liebe Vogel, Lamm und Nelken!
Lämmchen, hüpfe! Papchen, schwatze, und ihr
Blumen, blühet dann!

*) Papagey.

Bey

Bey Uebersendung eines Paars Filet-Manschetten.

Horchend lauscht' ich manche Nacht,
Ob sich Anne *) nicht mehr rühre?
Hurtig war ich auf, und sacht
Trippelt' ich zur Kammerthüre,
Sah bey meines Lämpchens Schein
Ganze Nächte, ganz allein.

Nicht für einer Fürstin Pracht
Hätt' ich somst, im öden Zimmer
Ganz allein, nur Eine Nacht
Selbst bey tausend Kerzen Schimmer
Gegen Schrecken mich bewehrt:
Was die Liebe doch nicht lehrt!

Schnarchend las Spadille **) da
Lang und breit auf meinem Schooße,
Und ermuntert' er sich ja,
Ha! was macht' er dann für große

*) Ihr Mädchen. **) Ihr Hund.

Wunderaunen, daß ich Ding
Gar nicht mehr zu Bette gieng.

Diese Netze strickt' ich dann,
Und bey jedem Knoten flogen
Hundert Seufzer zu dem Mann,
Der mich selbst ins Netz gezogen;
Was? gezogen? nein doch, nein!
Lief ich denn nicht selbst hinein?

Ist es nicht so gut darin?
Zehnmal besser als im freyen?
Kannst du Glück! so wie ich bin,
Einen Wunsch mir noch verleihen?
Aber stößt er mich hinaus —
Dann ist alles, alles aus!

Nach einem Balle.

Nun ruhet aus ihr ſtumpf gejagten Füße,
Bis einſt ich im verdienten Myrtenkranz
Den Bräutigam bey Flötenton umſchließe:
Hinweg mit andern Tanz!

Darfſt du den Arm um meinen Nacken
ſchlagen,
Du, den nur erſt mein Auge heut' erblickt?
Und du die Hand mir heiß zu drücken wagen,
Den meine Amm' entzückt?

Ha! kommt heraus aus dem berauſchten
Saale,
Hieher mit Euch, wo Popchen Eurer lacht,
Wo nicht der Pauken Wirbel, nicht die Schaale
Voll Rum, die Helden macht.

Wie ſollt ihr da zur Erde ſehn, ihr Herren!
Die ihr ſo kühn durch Buſenſchleyer ſeht,
Dem Schüler gleich, an den Manſchetten zerren,
Der vor dem Rector ſteht.

Empfinden laſſen will ich Euch, daß Herzen
Bewacht wie Nantens Herz, nicht ſo geſchwind
Als ihm beliebt darum herum zu ſcherzen,
Des Narren Beute ſind.

Die Eitelkeit wird, Euch zu tröſten, lügen:
Ich ſey Statue! ha! dann ſoll mit einmal
Ein Blick der Lieb' auf Amaranten ſiegen,
Für Euch ein Wetterſtrahl!

Der Papagoy.

Die Liebe, die so manches mich
Gelehrt, lehrt andre wieder.
Zu ganzen Stunden setz' ich mich
An Papchens Käfig nieder,
Und ruf' ihm zu, als säh ich Land:
Amarant!

„Was lehrst du doch den Vogel da
Ein Wort, das nichts bedeutet?" —
O wohl bedeutet's was, Mama!
Von allen Blumen streitet
Die um den Preiß zuerst, genannt
Amarant.

Zwei Sylben hat er erst gewagt,
So sehr ich ihn auch übe,
Doch da mein Vetter Fritz mir sagt:
Das Ama heiße: Liebe!
So hat der Vogel wohl Verstand,
Amarant?

Unmöglicher Beſuch; an Amarant.

Könnt' ich mich zum Raben machen:
Ueber Flüſſe, Berg' und Thal
Flog' ich täglich zwanzigmal,
Rief' an deinem Fenſter leiſe:
Ich bin da! mein Amarant!
Und von meiner ſchnellen Reiſe
Ruht' ich aus in deiner Hand.

Könnt' ich mich zum Rehe machen:
Durch die Saaten, durch den Wald
Lief ich täglich, ach! wie bald!
Ueber deine Gartenhecken
Sprang' ich, hops! mit einem Sprung,
Und wie wollt' ich dann dich necken
Unter der Verwandelung!

Könnt' ich mich zum Karpfen machen:
Mit der Elbe *) flöß ich dann
Täglich hin zu dir, o Mann!

Aus

*) Statt eines andern Fluſſes.

Aus dem Waſſer, ſprang' am Ende
Meiner Fortb, ich hoch herauf,
Und mich fichten deine Hände
An dem Ufer glücklich auf.

Aber, wünſch' ich armes Mädchen
Noch ſo viel mich hin zu dir:
Dennoch bleib' ich immer hier.
Nicht drei Schritte kann ich gehen,
Daß nicht jeder fragt: Wohin?
Wohl nur, daß man nicht kann ſehen,
Wo ich mit dem Geiſte bin.

Einladung auf das Land.

Morgen flieg' ich auf das Land,
Komm, mein frommer Amarant,
Laß uns Hirten werden!
Komm! vergiß am Waſſerfall
Ruhm und Ahnen, Spiel und Ball,
Dieſen Tand der Erden.

Was den Hirten Roſen ſtreut:
Unſchuld und Zufriedenheit,
Haben wir ja Beide!
Und den Hirten gleich zu ſeyn:
Welcher Königskrone Schein
Strahlt ſo viele Freude?

O ſo laß den kurzen May
Dieſes Lebens, uns getreu
Mit einander ſchmecken!
Wenn der Sommer uns erreicht,
Hinkt die Luſt, im Winter ſchleicht
Sie den Gang der Schnecken.

Und,

Und, o Mann! wie ungewiß,
Ob nicht Todesfinsterniß
Unser Aug' umziehet,
Eh es von der ganzen Zahl
Sommerfreuden, nur einmal
Eine wirklich ſiehet.

Komm dann, küß' als Hirtin mich!
Aber ach! ich bitte dich,
Schone deiner Pferde;
Denn ich mag nicht, daß ein Thier
Blos aus Leidenſchaft zu mir
Abgemartert werde.

Am Tage vor einem abgeredeten Beſuche.

Morgen, wenn die Mitternacht
Alles in den Schlaf gewieget,
Deine Nante nur noch wacht,
Und auf langen leiſen Zehn
Bebend dir entgegen flieget:
Morgen werden wir uns ſehn.

Ach! das ſind — wie lang' iſt das! —
Ganze vier und zwanzig Stunden,
Und ich ſeh' ohn' Unterlaß
Schon ſo ſeufzend nach der Uhr?
Schlagt doch ſchneller ihr Secunden,
Schlagt doch heute ſchneller nur.

O! was ſoll ich Arme noch
Mit ſo vielen Stunden machen?
Meine Augen weinen doch,
Bis ſie an der Gartenthür
Freundlich das: Willkommen! lachen:
Liebſter! wärſt du itzt ſchon hier!

Wachen und Schlafen.

Wie war ich ſonſt dem Wachen doch ſo gram,
Dem Schlafe wie ſo gut!
Wenn ungelockt er auf die Augen kam,
Noch unbenetzt von ſüßer Thränen Flut.

Ich ahnte ſchon, ſo bald der Heſperus
Am Horizonte ſtand,
Gab nickend oft dem Nähzeug einen Kuß,
Und leiſe fiel mein Strickzeug aus der Hand.

Wie oft fand ich am Abend meinen Kopf,
Auf meinen Arm gelegt,
An dem Klavier; und ſucht ihn, wie ein Tropf,
Wenns vor ihm ſteht, das Glück zu ſuchen pflegt.

Wie bin ich nun dem Schlafe doch ſo gram,
Dem Wachen, wie ſo gut!
Itzt, Lucifer, ſtehſt du am Näherahm
Mich noch ſo glüh als hätt' ich ſanft geruht.

Hier ist dein Bild, mein zweites liebes Du!
Ich werfe weinend dann
Ihm Kuß auf Kuß von meinen Lippen zu;
Wie schelt's mich so innig dankbar an.

Ich flüstre nur, als könnt' es mich verstehn,
Ihm meine Seufzer vor,
Denk' als ein Kind: (auch der Betrug ist schön!)
Nun klinget ihm vielleicht sein rechtes Ohr.

Wenn auch der Schlaf die Augenlieder treu
Mit Schwanenflügeln streicht,
Macht meine Hand ihn endlich doch so scheu,
Daß er verwirrt zu meiner Arm' entweicht.

Denn so der Schlaf dich meinem Geist' entriß:
Ach, ach! was hätt' ich dann?
Ob dich ein Traum mir zeig', ist ungewiß,
Drum schmieg ich mich im Wachen an dich an.

Bey Zurückſendung der Lettres de Babet.

Für einen Mann zu kochen und zu ſpinnen —
Unwürdiger Beruf!
Wenn's der nur iſt, wozu mit dieſen Sinnen
Und dieſem Geiſt mich die Natur erſchuf.

Hat ſie nur bloß die wundervollen Zonen
Für Männer ausgeſpannt?
Und darf ich, gleich dem Stier, ſie nur bewohnen?
Der, wenn er ſtirbt, ſein Futter nur gekannt?

Soll ich nicht auch in jenem Leben leben?
Wer wird ein Wunder thun,
Und meinem Geiſt dort Sapphos Denkkraft geben,
Ließ ich ihn hier bey Töpf' und Spindeln ruhn?

Iſts nicht genug, die Hälfte meines Lebens
Geſchäft'ge Marta ſeyn?
Iſts Hochverrath, iſts Thorheit, iſts vergebens,
Der Weisheit kaum die andre Hälfte weihn?

O Männer! Männer! so uns zu erziehen! —
Wenn Nesseln an dem Bach
Des Lebens unter Euren Veilchen blühen:
Wer soll sie jäten? Eure Gattin? ach!

Was sind schon mir die Mädchen nicht für Dinger,
Gift's für mein Herz und Geist!
Was sind sie? Ha! Gesellschaft für die Finger,
Wenn mich der Zwang Quadrille spielen heißt.

O daß ich doch nur eine Babet hätte!
Wie wollt' ich mit ihr thun!
Wir liebten uns einander um die Wette,
Wir wollten Nachts auf einem Küssen ruhn;

Umfaßt, zusammen durch das Leben eilen,
Die Bürden leicht und schwer,
Die Freuden groß und klein zusammen theilen —
O weißt du, Freund! denn keine Babet mehr?

Ende des ersten Buchs.

Lieder

Lieder zweier Liebenden.

Zweites Buch.

Bey Ueberſendung einer Locke.

Vor meinem Spiegel ſtand ich früh,
Hielt Muſterung der Locken, zog von allen
Die Nadeln aus, daß auf die Schultern ſie
Wie Bäch' herab von Felſen fallen.

Die schönste sucht' ich dir heraus,
Ich schnitt sie ab mit deiner Bilderscheere,
Und weinend stieß ich da den Seufzer aus:
Ach! daß es eine Krone wäre!

Doch so — nur eine Locke, Freund!
Die nicht verdient, daß sie hinauf sich schwinge,
Wo hell das Haar von Berenicen scheint, *)
Noch daß ein Pope sie besinge.

Und dennoch hat sie Werth, o Mann!
Denn du erhältst mit ihr mein Herz voll Liebe;
Und bot' ein Fürst für das mir Kronen an,
So glaube, daß die Kron' ihm bliebe.

Freund! nimm denn meine Locke hin!
Dann werd' ich doch, nicht ganz, für dich begraben,
Und wenn ich längst ein Spiel der Winde bin,
Wirst du von mir den Theil noch haben.

Nach

*) Manteu hatte zu dieser Anspielung ein Gedicht von Namler Gelegenheit gegeben.

Nach der Vorstellung von Romeo und Julie.

So kann denn selbst die fromme treue Liebe
Der große Sturm zum Schiffbruch seyn?
Ich träumte sonst, ihr leises Lüftchen triebe
Den leichten Nachen dieses Lebens
In deinen Port, o Ruh'! hinein?

Ach! seh' ich dich den Todesbecher trinken,
So will ich fort, Romeo, will ihn dir
Entringen, will dir hin zu Füßen sinken,
Mich um dich klammern, schluchzend bitten:
Bleib, große Seele, bleib doch hier!

Doch, Julie! wenn du nicht einen Tropfen*)
Für dich hast, dann bewein ich dich!
Muß nicht die Angst den Lebensquell verstopfen?
Denn laß ihn fließen, und er windet
Durch Sümpf' ins Thal des Todes sich.

Sieh, Amarant! auch mich kannst du verlieren.
Geschicht's, beweine du mich dann!

*) Aus Romeo Giftbecher.

Doch auf den Pfad des Todes dich zu führen:
Das soll es nicht! denn, Haß dem feigen,
Und Liebe dem beherzten Mann!

Das soll es nicht! Es könnt' uns ewig
scheiden;
Und flieht mein Geist zum Himmel hin
Schon ist voraus, die zweite meiner Freuden
Ist, dort auch, die: daß ich auf ewig
Bey deiner Liebe selig bin!

Das soll es nicht! des Herzens voller Güthe,
Des Kopfs voll Geist, ist diese Welt
Kaum werth, allein bedürftig; und was blühte
So frisch der Lorbeer, den die Ehre
Für dich in ihren Händen hält?

Wenn aber du den Kelch (dem Thoren —
trübe,
Dem Weisen — klar) noch vor mir leerst —
Ach! bin ich nicht ein Mädchen? und voll Liebe?
O guter Gott! und all' ihr Engel!
Mir, mir den Todestrank zuerst!

An Amarant.

Krank für Liebe. *)

Meine Mutter fragt mich immer:
Trinkſt du auch den Mandeltrank?
Trink ihn! täglich wirſt du ſchlimmer! —
Ach! die Liebe macht mich krank!

Nimm doch, ſpricht ſie oft bey Tiſche,
Wirſt ſo mager und ſo matt,
Nimm ein Stückchen von dem Fiſche! —
Ach! die Liebe macht mich ſatt!

„Siehſt du nicht die Scheere liegen?
Liegt ja grade vor dir, Kind!
Kann dich ſo das Auge trügen?“ —
Ach! die Liebe macht mich blind!

„Biſt ſo ſtill? was mag dir fehlen?
Geht dir was im Kopf herum?

*) Den Liebhabern des Geſangs empfehlen wir die zu dieſem Liede von Herrn **Dreßler** geſetzte vortreffliche Compoſition im Göttingiſchen Muſen-Almanach für das Jahr 1776. S. 51.

Weißt du gar nichts zu erzählen?“ —
Ach! die Liebe macht mich ſtumm!

„Ey! ich möchte faſt dich ſchlagen;
Zieh den Schlepp auf! was für Staub?
Soll ichs dir noch zehnmal ſagen?“ —
Ach! die Liebe macht mich taub!

„O! die liebe Langeweile!
Wäre Amarant doch hier!“ —
Hörſt du Liebſter? Eile! eile!
Leben bringſt du ihr und mir!

An Amarant

Lob und Tadel.

Lobt dich ein guter weiser Mann,
Wie tanzt mein Herz vor Freuden!
Lobt dich ein Weib, wie bin ich dann
Im Stillen zu beneiden!

Nur, tadeln sie, als Sonderling,
Dich lächelnd und bescheiden;
Was muß ich, ach! ich armes Ding,
Mit stummen Munde leiden!

Doch tadelt, Freund, ein Mädchen dich,
So denk ich: Laß sie neiden!
Allein ihr Lob, — wie wunderlich! —
Kann ich durchaus nicht leiden!

An den Mond.

Lieber Mond! verſtecke dich,
Wenn mein Liebſter zu mir fliegt,
Daß die Neugier müde ſich
Auf dem platten Bauche liegt.

Lieber Mond! verſtecke dich,
Wenn zu viel mein Auge ſagt,
Denn wer iſt ſo ſchwach, wie ich?
Lieber keinen Streit gewagt!

Lieber Mond! verſtecke dich,
Wenn er meine Lippen küßt;
Denn ich Arme ſchäme mich,
Ob er gleich ein Engel iſt.

Lieber Mond! verſtecke dich,
Wenn die Abſchiedsſtunde ſchlägt,
Daß bey meinem Kummer ſich
Nicht das Herz in ihm bewegt.

Lieber Mond! verſtecke dich,
Wenn zurück mein Liebſter kehrt,
Bis du — was klingt ſüßer? ſprich! —
Seiner Flöte Ton gehört!

An Amarant.

Als er ſie mit Lauren verglich.

Sey du Petrarch, mich zu beſingen!
Und ich will deine Laura ſeyn!
Doch ſtürme nicht mit Bitten auf mich ein,
Sonſt kann ich keine Laura ſeyn,
Denn ach! du würdeſt mich bezwingen!

Als sie Amarants Nachtbesuch erwartete.

So ist denn endlich alles still?
Dann ist es Zeit, das Schütt der Thränen auf-
zuziehen;
Und du mein Herz! das immer lärmen will,
So lärme nun, das alle Seufzer fliehen!

Denn alles ruhet. — Anne zieht
Den Odem schnarchend schon herauf aus tiefer
Lunge;
Du Händchen! das allein mich weinen sieht,
Hast zum Verrath von Nanten keine Zunge.

Auch meine gute Mutter kann
Dieß Pochen meiner Brust nicht aus dem
Schlummer wecken;
Doch wüßte sie — ach! Mädchen! ach! wie dann?
Sie tödtete der Gram, und dich, der Schrecken!

Und doch, mein Herz! erlaubst du mir
Den wunderbaren Mann zu sehen und zu küssen?
Ha!

Ha! welch ein Kuß? Den können trotzig wir
Der Welt gestehn, kann selbst der Himmel wissen.

Schlaf, theure Mutter, schlafe nur,
Und träume nicht einmal, daß Nante sich verloren,
Denn Amarant, der oft mir Liebe schwur,
Hat öfter noch auf meine Ruh geschworen.

Herz! das für den nur Liebe fühlt,
Den Mensch und Engel liebt, wer kann dich
schuldig sprechen?
Und liebt ich ihn, wenn ich ihn fähig hielt',
Er könne dich und seine Schwüre brechen?

Ein unbegränzt Vertrauen legt
Den Arm auf seinen Arm, die Hand in seine
Hände. —
Doch stille! horch! Die Klosterglocke schlägt! —
Drey Viertel? ach! — Zeit! nimmst du nie
ein Ende?

Ha! wie mein Odem zitternd schnaubt!
Vom Wirbel bis zum Zeh brenn' ich in Feuer-
flammen!

Fu!

Hu! Fieberfrost! wie schüttelst du mein Haupt!
Ihr Kniee! fallt ihr unter mir zusammen?

Auf keiner Stelle hab' ich Rast!
O! daß er doch nur nicht so überlange bliebe!
Und dennoch ist dieß Zittern, glaub' ich fast,
Nicht eben Furcht; was sollt es seyn als Liebe?

Wie dreht sie mich im Kreis herum,
Daß alle meine Kräft' und Sinne mich verlassen!
Komm Amarant! ich stürze schwindlich um!
Komm! laß mich nur an deiner Brust erblassen!

Doch kann er treu dem Schwure seyn,
Wenn ich mich so berauscht ihm vor die Augen stelle?
Drum krieche nur du kleiner Docht hinein,
Sonst brennt ja wohl mein Lämpchen gar zu helle.

Er würde mich erröthen sehn,
Und merken, wie so sehr ich mit der Zunge stocke;
Doch Närrin! laß dirs wie es will ergehn,
Denn hörst du wohl? da lautet schon die Glocke!

An Nantchen.

Nach einem Brande.

Ich hatte dieſe Nacht mich kaum
Zum Schlummer hingeſtreckt,
Da ward ich, ach! aus ſüßem Traum
Schon wieder aufgeſchreckt.

Die Trommel gieng, die Glocke klang,
Der Wächter ſtieß ins Rohr,
Aus jeder Thür und Fenſter ſprang
Ein bloßes Hemd' hervor.

Wie ſtob ich aus dem Bett' heraus!
Mein ſüßer Traum verſchwand,
Mein Muth dazu, des Nachbars Haus
Stand lichterloh in Brand.

Kommt, Bild und Briefe! bleibet mein!
Kommt! folgt mir bis ins Grab!
Und nun, mein Häuschen, muß es ſeyn,
Nun wohl! ſo brenn' itzt ab!

Auf unſern Kirchhof lief ich da
Mit meinem Schatz' und ſtand
Und küßte dein Portrait, und ſah
Gelaſſen in den Brand.

Dein Schutzgeiſt, welcher über mir
Dein Bild mich küſſen ſah,
Sprach zu der Flamme: Stehe hier!
Und plötzlich ſtand ſie da!

An Amarant,
als er ſie mit einigen berühmten Dichterinnen verglichen hatte.

Vergleiche mich der guten K** nicht,
Sie ſingt aus Noth, ich aber ſing aus Liebe,
Singt, bis die Welt von ihr bewundernd ſpricht,
Da ich der Welt ſo gern verborgen bliebe.

Sie dränget ſich zu kargen Fürſten hin,
Vergißt den Stolz, der großen Seelen ziemet,
Indeß ich klein, ſo eigenſinnig bin,
Daß mein Geſang nur dich, nicht Fürſten rühmet.

Vergleiche mich der Deshoullieres nicht;
Zwar neid ich ihr die zärtlichen Gedänge,
Doch wenn der Mund von Schäferliebe ſpricht,
Was fühlt das Herz im großen Weltgedränge?

Vergleiche mich der großen Sapho nicht,
Sie ſang, wie ich, zwar Liebesmelodien,

Doch von dem Kranz, der ihre Stirn' umflicht,
Verdient kein Reiz in Nantens Haar zu
blühen.

Doch, würdest du so hart wie Phaon war,
Und wolltest scheu vor meinem Blick' entwei-
chen,
Dann kannst du mich der armen Sapho zwar,
Doch Amarant! im Schicksal nur vergleichen.

An Amarant.

Ueber ſeinen Hang zur Satire.

Aus welches Mannes Herzen quoll
Mehr Freundſchaft in die Welt, mehr Liebe?
So voll des Guten iſts, ſo voll,
Daß mit der Hälfte es edel bliebe.

Du kömmſt in einen fremden Kreis,
Und alle Augen ſind gefangen,
Du ſprichſt, (wie gut mein Herz das weis!)
Und jedes Herz iſt mit gegangen.

Doch, daß der Spott, der leiſe und laut
Nicht Ordensband, nicht Zepter ſchonet,
Sobald ein Thor ſie kränkt, vertraut
Bey ſo viel Tugenden noch wohnet:

Das — biſt du nicht zu kühn, mein Geiſt?
Vielleicht auch wohl zu weich geſchaffen?
Allein es ſey! die Lieb' iſt treuſt;
Hervor denn Spott! mit deinen Waffen!

Hervor! du sollst mir dieses Herz
Verlassen, weil es mir gehöret;
Zu lange hab ich meinen Schmerz,
Feind meiner Ruhe, schon genähret.

Wie? schwurest du an Swifts Statue
Haß und Erniedrigung den Thoren,
Wie Hannibal den Römern früh
Demüthigung und Tod geschworen? *)

Erschußt, aus einer Million
Von Narren, du nur einen Weisen?
Erwarbst du einen Freund dir schon?
Wohlan! so will ich selbst dich preisen.

Nein! Beyfall lächelt dir die Welt,
Doch Rache knirschen dir die Thoren,
Und eh dein Witz ein Lob erhält,
Gehn hundert Herzen erst verloren.

Unwiderstehlich bist du Spott!
Mich, deinen Feind, kannst du bezwingen,

Wenn

*) Amarants eigener Ausdruck.

Wenn Steckenpferd' und Donquirott
Von dir gespornt, durch Reife springen.

Unwiderstehlich! Dennoch spricht
Mein Herz zu laut: du hast Mängel;
Nicht wahr, die Engel spotten nicht?
Flieh denn! so ist mein Freund ein Engel!

Amarants Antwort.

Wohlan mein Herz! was frägſt du mich?
Sie will es, wohl! es ſey geſchworen!
Komm gutes Herz! verſöhne dich
Mit allen Narren, allen Thoren.

Du armer Spott! was murrſt du doch?
Was ſuchſt du Hülfe bey dem Witze?
Nimm dieſen Abſchiedsſeufzer noch; —
Fort! nimm ihn Flügel von dem Blitze. —

Nun drücke mich an deine Bruſt!
Nun kuſſe mich! — Auf dieſer Erden
Kann ſonſt mit nichts für den Verluſt
Dein Amarant getröſtet werden.

O! weiches Rankchen! alles Blut
Muß mit der Gall' ein Herz durchwühlen,
Wenn Fürſtenwoll und Uebermuth,
Mit Menſchen, wie mit Fliegen ſpielen.

O! Rank-

O! Rantchen! Rantchen! alles Blut
Steigt von dem Herzen in die Wangen,
Wenn das Talent auf Strohe ruht,
Und doch umzischt von Klapperſchlangen.

O! Rantchen! Rantchen! alle Glut
Steigt aus den Wangen in die Augen,
Wenn noch den letzten Tropfen Blut
Der Unſchuld, die Chicanen ſaugen.

O! Rantchen! Rantchen! ſchäumend Blut
Kocht in den Adern und den Nerven,
Wenn Stolz und Geiz, der Hölle Brut,
Verdienſten, nach mit Steinen werfen.

Das ſoll ich ſehn? und meinen Schmerz
Und meinen Geifer in mich freſſen?
Unmöglich! kehre mir dem Herz
Mich dieſe Narrenwelt vergeſſen!

Als er Nantchen auf seinem Schooße hielt.

Wie? du würdest mir zu schwer?
Sieh! wie wunderbar das ist!
Mein Gefühl sagt nicht wie schwer du bist,
Und doch hatt' ich niemals mehr!

Als sie ihm den Ossian zurückgeschickt, und einen Brief darin verborgen hatte.

Von allem was Natur und Schönheit ist,
Reißt nichts so sehr mich zum Entzücken,
Zu Thränen hin, Ruhm! Wollust! euch ge-
weint!
Als wenn mein Herz in diesem Buche ließ.

Doch heute trug's in seinem Rücken,
Ein Lied, — sey noch einmal geküßt! —
Ein Lied, wogegen dieß Entzücken,
Und Ruhm des Barden — nichts mir ist!

An Tantchen.

Die Erscheinung Apolls und Amors.

Unter meinem Lindenbaume
Lag ich schlafend hingestreckt,
Als mich schnell aus süßem Traume
Sehn und Reden wieder weckt.
Denn ein Mann am Blumenstabe,
Stand da, hoher Würde voll;
Auch ein wunderschöner Knabe:
Amor war es und Apoll.

Zitternd sank ich hurtig nieder,
Hielt mich fein, denn vielleicht,
(Dacht ich) singt Apollo Lieder,
Die kein Sterblicher beschleicht.
Doch Cupido sah mich liegen,
Wieß auf mich und hüpft heran;
Um ihn dennoch zu betrügen,
Fieng ich laut zu schnarchen an.

„Sieh! wer ist das? meinen Bogen,
Weis ich sicher, hab ich noch

Nie

Nie für diesen aufgezogen,
Endlich treff ich ihn nun doch.“ —
Halt! was machst du? höre, Kleiner,
Thu' ihm nichts, ich bitte dich;
Sieh! es ist der Sänger Einer,
Schonst du ihn, so schonst du mich.

„Was? ein Dichter? desto schlimmer!
Laß mich! glücklich mach ich ihn!“ —
Glücklich? o! das glaub ich nimmer!
„Und warum denn nicht? wie kühn!
Bin ich nicht ein Gott? ich krone
Da mit Glück, wo mirs beliebt!“ —
Gut! doch zeige mir die Schöne,
Die mit Sapho's Geiste liebt!

„So? wie kannst du dich vergessen!
Ist nicht dir der Geist allein?
Wär' es nicht von mir vermessen
Mehr als Liebesgott zu seyn?
Lehrt' ich nicht genug ergründen?
Alles Schöne werd durch mich!

Doch

Doch das Schöne zu empfinden,
Vater! das gehört für dich!“

Stumm und seufzend und betroffen,
(Denn ich klinste hurtig hin)
Stand Apoll. Was kann ich hoffen,
Wenn ich unter Deutschen bin?
Ja! wenn Pluto hier nicht wäre!
Alles reißt er von mir ab! —
Ach! er sprachs, und eine Zähre
Schlich von Einer Wang' herab.

Stirn' und Auge wurden trübe,
Aber hell auch wieder hell:
„Sey zufrieden, Gott der Liebe,
Sieh! aus unserm Musenquell
Sey, doch ohne Sapho's Schmerzen,
Wie die Sapho die gepflegt,
Die das schönste aller Herzen
In dem schönsten Leibe trägt!“

„Triff sie! aber nicht verderblich,
Daß sie diesen Jüngling küßt,

Und

Und ihr Nahme ſey unſterblich,
Amor! wie es deiner iſt!
Pluto ſoll mit allen Narren
Stutzen, daß durch unſre Macht,
Nicht durch ſeine Silberbarren,
Glück und Ruhm den Beyden lacht!“

Amor klettert' an Apollen
Raſch herauf und küßt' ihn zart,
Aus des Gottes Augen quollen
Silberthränen in den Bart.
Hurtig ſprang der Kleine, ſpannte
Seinen Bogen, und der Pfeil —
Ha! da ſaß er! Nante! Nante!
Rief er, und entflog in Eil!

Auch Apollo war verſchwunden;
O! was fühlt' ich nun für Qual,
Denn der Balſam meiner Wunden
War ein Traum, ein Ideal!
Aber als ich dich erblickte,
Götter! o! wie ward mir da?
Amor in den Wolken nickte,
Und Apoll ſprach lächelnd: ja!

Antwort.

Hast du dich dieser Welt entschwungen?
Lebst, wo Apoll und Amor spricht?
Du hast mein Lob, nicht meinen Dank erzwungen,
Denn heucheln — ach! das kann ich nicht!

Und weil ich das nicht kann, (verzeihe
Der Liebe diesen dreusten Blick
Auf solch ein Lied! denn sang es nicht die Treue?)
So nehm' ich selbst mein Lob zurück!

Ich deine Stimme, durch die Rohren
Des Oboe, sah in mein Herz verlor,
Da sang ich gern von Amorn und Cytheren
Wie am Klaviere Lieder vor.

Oft tränkten sie mich mit Vergnügen,
Doch mit Empfindung selten nur,
Denn welches Herz läßt sich so leicht betrügen?
Du, du bist Wahrheit, o Natur!

Du Schönſte! haſt mich angezogen!
Nur aus der Plunderkammer nicht,
Wo über alle Köcher, Pfeil' und Bogen,
Oft ſelbſt der Witz ein Bein zerbricht.

Du tränkteſt mich nicht aus den Bächen
Süßlallender Empfindſamkeit,
Du lehrteſt nur mich gute Worte ſprechen,
Wie ſie das Herz dem Munde beut!

Und leckt' ich nicht in dieſem Kleide,
Mit dieſer Sprach' ihn in das Netz?
Wozu denn nun des Witzes Prunkgeſchmeide,
Wozu der Tändeley Geſchwätz?

Der Einbildung den Durſt zu ſtillen,
Das kannſt du zwar, Mythologie!
Auch konnteſt du des Römers Buſen füllen,
Ihm warſt du mehr als Phantaſie.

Ich trinke gern aus deinem Becher,
Wenn Ramler oder Uz ihn füllt;

Das Herz nur iſt für ihn ein Sieb voll Löcher,
Wenn ſchon der Quell der Liebe quillt.

Venus neigt' auf Amors Wunderdinge
Die Kömerin ihr Herz und Ohr;
Ich aber bin ein deutſches Mädchen! ſinge
Du deutſcher Mann! mir Wahrheit vor!

An

An Nanchen.

Stolz und Beſcheidenheit.

Wenn ich große Dichter leſe,
Wie beſcheiden
Denk ich von mir ſelber dann!
Wie ich mich in ganzen Nächten
Von den Freuden
Ihres Ruhms, nicht müde ſprechen kann!
Leſ' ich aber deine Briefchen
Und Geſänge,
Ha! wie werd ich ſtolz und ſtumm!
Alle große Männer tauſchten
Ihr Gepränge
Gegen deine Liebe mit mir um!

An Nantchens Lieblingslinde, vor einer Reise.

Wie hast du mich, du kleiner Baum! so lieb!
Wie so gelinde spielest
Du mit den runden Blättern um mich hin!
Ob du vielleicht es fühlest,
Daß ich in deinem Schatten bin?

Wie lieb ich dich! Hier ists, wo ich zuerst,
(Wie spielten da die Winde
Den Schirf ihr zu!) mein Nantchen sah;
In deiner weißen Rinde,
Steht noch dein Stolz, ihr Nahme, da.

Als die Natur den rosenfarbnen May,
Ihr Schooßkind, niedlich schmückte,
Mit Veilchen ihn bekränzt in dieses Thal
Zu frommen Hirten schickte,
Da küßte sie mich hier zum ersten mal.

Doch

Doch ach! du fällſt nicht mehr, geliebter Baum,
Nicht mehr uns Arme kühlen,
Von dir bedeckt, wird hier der heitre Scherz
Sobald nicht wieder ſpielen;
O wenn du kannſt, empfinde meinen Schmerz.

Von dir, o Lind'! und meinem Rautchen fern,
Soll auch die Flöte ſchweigen;
Hier hange ſie ſo lang' unangerührt
An deinen höchſten Zweigen,
Bis mich zurück der Himmel führt.

Doch bringt der Schmerz mein Rautchen hin
zu dir,
So laß den Zweig hernieder,
Reich' ihr die Flöte hin, und ſpielet ſie
Der Liebe, Klagelieder,
So rauſche nicht in ihre Melodie.

An den Schlaf.

Weißt du, Grambezwinger du!
Daß mein Nantchen ohne Ruh
Alle Nacht ſich quäle?
Stille doch mit deinem Trank
Dieſen wunderbaren Zank
Zwiſchen Leib und Seele!

Aber, aber, trinkeſt du,
Aber zum letzten male zu,
Ja! zum letzten male!
Dann ſo reiche mir geſchwind
Auch für immer, liebes Kind,
Deine Schlummer Schaale.

An Nantchen,
als ſie ihm Verſchwiegenheit empfahl.

Daß du mich liebſt, ſollt' ich verrathen?
Wie liegt Fontainens Elfer noch im Sinn!
Dank ſey dem Glück, daß ich in Friedrichs Staaten
Der glücklichſte von allen Weiſen bin;
Doch wird' ich dieſes Glück verrathen,
Dann wär' ich wohl der gröſte Thor darin.

An ſein Reitpferd.

Mein treuer Genoſſ! du weißt, ich liebe dich;
Du ſollſt auch alt in meinem Stalle ſterben;
Du weißt, nicht Zorn, nicht Wettlauf reizte mich,
Mit deinem Blut die Sporen roth zu färben.

Ich will nicht reich durch deine Füße werden,
Mehr biſt du mir als Gold der Wetten werth,
Und wareſt doch von allen ſchnellen Pferden
In Newmarket das allerſchnellſte Pferd!

Ach! gutes Thier, was ſind fünf tauſend Pfund,
Die ſo geſchwind dein leichter Huf errennet?
Mich machten ſie nicht glücklich, nicht geſund,
Mich Kranken, der ein einzig Guth nur kennet.

Dieß iſt das Ziel, zu dem wir heute fliegen,
Und dieſes Ziel, mein Alles in der Welt;
Der Ruhm, o Roß! hat dich gelehrt zu ſiegen,
Die Liebe lehrt allein, wie man gefällt.

Kein Waſſer ſey zu tief, ſchwimm du hin-
über,
Kein Schlagbaum ſey zu hoch, kein Weg zu
ſchmal,
Kein Graben dir zu breit, ſpring raſch darüber,
Sey nirgend Roß! und ſey doch überall!

Sieh auf mein Pferd! auf halben Wege
ſcheitet
Die Sonne eben, doch eh' ihr letzter Schein
Noch Purpurfarb' auf mein Geſicht verbreitet,
Muß ich im Arm von meinem Mantchen ſeyn.

Nun biege dich, und nimm geſchwind mich
auf!
Raſch! tummle dich! dieß Ziel noch zu errei-
chen.
Wie wird ſie dir, zum Preis für deinen Lauf,
Den Schwanenhals mit ſanften Händen ſtrei-
chen!

An Mantchen.

Dank für das Glück ihrer Liebe.

Daß mir diese Welt, mit allen
Ihren Narren, wohlgefällt;
Daß, vom Dummkopf angefallen,
Von dem Neider angebellt,
Nach' und Spott zurücke prallen:
Dafür nimm, du Zauberin!
Diesen Kuß zum Danke hin!

Daß ich keine Sorgen nähre,
Titel nicht erschmeicheln mag,
Punt Geordnge gern entbehre,
Kurz, daß mir ein froher Tag
Mehr ist, als ein Jahr voll Ehre:
Dafür, holde Schmeichlerin!
Nimm dieß Lied zum Danke hin!

Daß in zärtlichen Gesängen
Deine Liebe sanften Schmerz

Mit der Freude weiß zu mengen,
So daß Schauer in mein Herz
Sich wie Meereswogen drängen:
Dafür nimm, du Sängerin,
Thränen statt des Dankes hin!

Daß ich oft zur Sternenhöhe
Bald mit heitern Angesicht,
Bald mit stillen Thränen sehe;
Daß ich dann um Güter nicht,
Nur um dich und Weisheit flehe:
Dafür, du Bekehrerin!
Nimm mein Herz zum Danke hin!

Als Nanchen ſang.

Halt ein! halt ein! denn tauſend Ströme füllen
Mein Herz, und heben mich empor!
O! ſing' um unſrer Lieb' und meines Lebens willen
Nie einem andern Jüngling vor!

An Nantchens Hund.

Hörſt du Nantchens Thüren klingen,
Und erkennſt du mich am Schritt,
Ha! wie fängſt du an zu ſpringen,
Stühl' und Tiſche ſpringen mit.

Hündchen! glaub', ich kann dich leiden,
Weil dich Nantchen leiden kann;
Und ich nehme dich mit Freuden
Von den weißen Händen an!

Wenn ich deine Herrſchaft küſſe,
Streichelſt deine Pfötchen mich,
Foderſt gar mit ſanften Biſſe
Schmeicheleyen auch für dich.

Wenn ich dich am Ohre kraue,
Leckſt du ſchmeichelnd mir die Hand,
Wenn ich freundlich mit dir ſchwatze,
Scheint's als hätteſt du Verſtand.

Wirklich,

Wirklich, wenn ichs recht betrachte,
Haſt du mehr als mancher Mann;
Warum bellſt du nun bey Nachte
Nantchens Buſenfreund noch an?

Biſt du fromm, wie Nantens Täubchen,
Knurrſt du nicht bey meinem Schritt,
Topp! ſo bring ich dir ein Weibchen,
Gar ein niedlich Hündchen mit.

Ende des zweyten Buchs.

Lieder zweier Liebenden.

Drittes Buch.

An Nanchen,
als er erfuhr, daß sie ihre Hand an einen andern überlassen wolle.

Ha! nun kenn' ich endlich deine Tücke!
O! du Falsche! o! du Buhlerin!
Sieh! zerrissen hab' ich deine Stricke!
Nimm, du Herz von Schlangen, nimm sie hin!
Schande!

Schande! Schande! daß durch deine Blicke
Jemals ich berauberr worden bin!
Doch, wie konnt' ich deine Liſt entdecken?
Wer kann tiefer ſie als du verſtecken?

Haſt du nicht bey halben Mondenlichte
Manche Nacht in meinem Arm geruht,
Haſt du mir nicht oft von dem Geſichte
Weggeküßt der Liebe Thränenflut?
Drücktest du mich dann nicht innig, dichte,
An die Bruſt, wo bald ein Andrer ruht?
Deine Unſchuld ſelbſt hätt' ich errungen,
Aber dennoch hab ich mich bezwungen.

Und warum bezwungen? Sieh! geſtehen
Will ichs dir! Die Tugend war es nicht!
Zwar ich höre willig auf ihr Flehen,
Aber in dem Taumel! — was iſt Pflicht!
Nur, dich in voraus ſchon weinen ſehen,
War dem Willen ein zu ſchwer Gewicht.
Sterben wollt' ich eh, als die betrüben,
Die ich liebte; konnt ich mehr dich lieben?

Rede nun! wo bleiben deine Schwüre?
Undankbare! ſprich, wo bleiben ſie?
Nicht genug, daß ich dein Herz verliere,
Das vergab ich dir vielleicht, nur wie,
Wie verlier ichs? Einem wilden Thiere,
Denn was iſt er mehr? das ſeine Knie
Mit Geſchenken vor dir beugt, dem giebet
Die ſich willig hin, die mich geliebet?

Ha! ſo geh denn, hole meine Lieder,
Die ich oft um Mitternacht erſann,
Geh und gieb mir meine Briefe wieder,
Daß ich ſie zum Heerde tragen kann!
Und ein jeder Tropfen, der hernieder
Auf das Lob von einer Falſchen rann,
Müſſe zehnfach einſt die Augen brennen,
Die getreuer Liebe lachen können.

O! ihr Küſſe! die ſie meinen Wangen,
Meinem Munde ſelber aufgedrückt,
Werdet ſo viel Biſſe falſcher Schlangen,
Wenn ſie in dem Haine Veilchen pflückt,

O! du

O! du Druck der Hand! womit vergangen
Sie mich noch zum letzten mal berückt,
Preß ihr hartes schwurvergeßnes Herze,
Ach! noch einmal nur im Todes Schmerze.

Und ihr Tropfen Schweiß, die mir entfielen,
Wenn ich ganz allein, in fremder Tracht,
Mich aus Liebe, ha! zu wem? in schwülen
Blitzerhellten Nächten aufgemacht,
Oder in dem hohen Schnee zu wühlen,
Keines leisen Seufzers werth geacht't:
O! ihr Tropfen werdet eingeladen,
Sie noch einst im Todesschweiß zu baden!

Für das Leb, das aus dem Vipernmunde
Süß wie Rosenhonig auf mich floß,
Für das Lächeln, welches manche Stunde,
Mich, wie Thau die Blumen, übergoß,
Spey die Höll' aus ihrem schwarzen Schlunde
Ihre Schrecken auf die Schlange los:
Nicht die Hölle, die sie noch nicht kennet,
Sondern die, die ihr im Busen brennet.

Eich!

Sieh! unedles Herz! das iſt das Ende
Meiner Liebe, die ein volles Jahr
Zärtlich, treu, verſchwiegen und behende,
Mitten unter Neid und Argwohn war.
Aber ach! was iſt das? ich verſchwende
Dieſe Thränen, Nante! noch ſogar?
Wohl! es ſey vergeſſen! du magſt leben!
Ja! dein eigen Herz mag dir vergeben.

Ob er ſich verſöhnen ſolle?

Soll ich noch vergeſſen? noch vergeben?
Soll ich, oder ſoll ich nicht?
Eins von beyden! Tod und Leben
Steht itzt in des Zweifels Wage
Länger nicht im Gleichgewicht.

Mich verrathen hat ſie, mich verrathen!
Hat verkauft mein Herz um Gold,
Und vertauſcht den Geiſt, der Thaten
Sann und that, mit einem Körper,
Der nur ißt und trinkt und ſchmollt.

Knirſcht ihr Zähne nur zuſammen!
Greift ihr Nägel in die Haut!
Fort du Bildniß! in die Flammen!
Wie aus ihren Tyger-Augen
Schadenfreude gierig ſchaut!

Auf im Feuer ſollſt du Locke fliegen!
Ich zertrete was ſie ſang,

Und

Und zernichte ihre Lügen,
Und zerreiße mit den Zähnen
Was aus ihrer Hand entsprang.

Sey verflucht du ihre Lieblingslinde!
Dich zertrümmere der Blitz!
Weggetilgt aus deiner Rinde
Werd ihr Nahme; deine Wurzel
Sey hinfort der Schlangen Sitz.

Sey verflucht du Bach der Riesenhöhle! *)
Wo aus ihren Händen, ach!
Mehr das Lechzen meiner Seele,
Als der Durst der Zunge, schlürfte;
Sey verflucht! versies', o Bach!

Sey verflucht du ihre Rebenlaube!
Wo in Nächten sonder Ruh,
Sie die Beeren aus der Traube
Mir in ihren Lippen reichte;
Sey verflucht! verdorre du!

*) Eine Felsengrotte bey C***g.

Aber dennoch! — könnt ich nur ihn finden!
Hin durch Länder weit und breit
Rennt ich, um des Mädchens Sünden
Zu ertäufen in dem Waſſer
Deines Quells, Vergeſſenheit!

Ach! ich ſähe ſie vielleicht von neuen,
Liebte, ſeufzt' und würd' erhört,
Fände ſtatt der Ungetreuen,
Eine Seele, die die Erde
Sonſt zum Himmel umgekehrt.

Weinen kann ich, ja ſogar vergeben,
Aber ach! vergeſſen nicht!
Dieſes Knirſchen, dieſes Beben,
Will nicht Rache, will nur Liebe,
Der mein Buſen widerſpricht.

Daß ich taub bey allem ihrem Flehen,
Blind vor ihren Thränen bin!
O! wer lehrt mich hören, ſehen? —
Nichts! die Lieb' iſt hingeſtorben,
Stirb denn du mein Herz auch hin!

An Nantchen.

Warnung vor ihrem neuen Liebhaber.

Ach! gelaſſen, nicht mit Grimme,
Bitt ich dich noch einmal um Gehör,
Oder kennſt du meine Stimme,
Die dir ſonſt bezaubernd klang, nicht mehr?
Fürchteſt du, des Zornes Klagen
Möchten dir am Herzen nagen?
Fürchte nichts! ich liebe dich zu ſehr!

Kannſt du itzt dich noch beſinnen,
Armes Mädchen, ſo beſinne dich!
Glaube, meine Thränen rinnen
Mehr um deine Blindheit, als für mich.
Geh aus meinem Arm entronnen,
Stürze nur nicht unbeſonnen
Ohn' Erretten in den Abgrund dich!

Welcher Trank hat deine Sinnen,
Dieſe Sclaven, wider dich empört?

Giebt es itzt noch Zauberinnen,
Wie Ovid und Arioſt ſie lehrt?
Gab auch die Natur dem Weibe
Schwächern Geiſt, bey ſchönern Leibe,
Dennoch ward ſo ſchwach er nicht genährt.

Zwar die Liebe trotzt Barbaren
Thränen für den Kuß der Hirtin ab,
Lehret den Verſchwender ſparen,
Oeffnet Wucherern des Goldes Grab;
Leicht, wie Glas, durch zarte Hände,
Stab und Riegel; hohe Wände
Springt die Feigheit ſelbſt durch ſie herab.

Laß ſie mit den Thoren ſcherzen,
Mit zwo edlen Seelen ſcherzt ſie nicht!
Durch die Sympathie der Herzen
Lockt ſie hier, und dort, mit dem Geſicht.
Was den ſtillen Hirſch empöret,
Selbſt was Täubchen girren lehret,
Das verdient den Nahmen Liebe nicht.

Nicht des Plato Schwärmereyen,
Nicht Petrarchens süßer Traurigkeit,
Nicht la Farrens Tändeleyen,
Nicht der Wollust sey mein Herz geweiht.
Aber etwas von dem allen
Mög' in meinem Blute wallen,
Wo die Tugend Ebb' und Flut gebeut.

Diese Mischung tränkt mit Freuden,
Die von tausenden nur Einer kennt.
Aber hatte nicht uns beiden
Dieß Geheimniß die Natur gegönnt?
Wird — wie soll ich wohl ihn nennen? —
Wird auch der es jemals kennen,
Welchem itzt dein Fuß entgegen rennt?

Wird sein Herz wie Wachs zerfließen?
Wenn er ja noch [illegible] liebe tieft!
Wird sein Geist den Kuß versüßen,
Den sein Mund von deinem Munde küßt?
Wird vor deinen Freuden

Wohl sein Eisensinn entfliehen,
Wenn der Ekel seine Freuden frißt?

Wird er mit des Witzes Kerze
Je die Nacht auf deiner Stirn zerstreun?
Wird er deinem stummen Schmerze
Seine trostberedte Zunge leihn?
Wird er weinend auf dich blicken,
Seufzend dir die Hände drücken,
Wann Clarissen Ungeheuer drohn?

Noch bey grauen Sternenhimmel
Wird er weg von deiner Seite fliehn,
Zu dem Hund- und Roß-Getümmel
Froh und wild hinaus zum Morden ziehn,
Und bedeckt von Blut und Staube,
Wird er flehn bey seinem Raube,
Statt um deinen Kuß sich zu bemühn!

Aberwitz des lahmen Bothen *)
Oeffnet ihm der Weisheit goldnes Thor,

lieblicher

*) Ein politisches Blatt, sonst der hinkende Staatsbothe genannt, das in der Gegend häufig von den Landedelleuten gelesen wurde.

Lieblicher als Hillers Noten
Dünket Caro's *) Bellen seinem Ohr;
Eine Volte seines Braunen
Hebt zu himmlischern Erstaunen
Als der Flug von Klopstock ihn empor.

Wenn aus Ahnenreichen Tauren
Ein Burgunder freches Unsinn schreit,
O! wie wirst du heimlich trauren,
Wenn man so dein heilig Ohr entweiht,
Daß dein Blut, heraufgegangen
Aus den Zähen in die Wangen,
Wie dein Auge, jeden Anblick scheut.

Reize, die ich dann noch fände,
Wann sie schon ein Raub der Jahre sind,
Nehmen schnell bey ihm ein Ende,
Denn sein Aug' ist für die Seele blind.
Willst du weinen? willst du zürnen?
Wann ihn eine deiner Dirnen
Mit der Herrschaft über dich gewinnt?

*) Nahme eines Jagdhundes.

Wann' ich je den Stolz, zu ſagen:
Ich verdiente dich der Mädchen Preis?
O! ſo lenke nun den Wagen
Der Beſonnenheit, zurück ins Gleis!
Ja! ich ſelber will dich preiſen,
Schenke nur dich einem Weiſen,
Der dich ſo wie ich zu ſchätzen weis!

Als der Kummer über Mantchens Wankelmuth ihm eine Krankheit zuzog.

Ganze Tage, ganze Nächte,
Sitz ich hier, auf meine Rechte
Dieſes Kummerſchwere Haupt gebückt;
Sitze weinend, und betrübe
Meinen Geiſt, daß deine Liebe
Nun ein Andrer, falſches Herz! beſitzt.

Thöricht ſuch ich da nach Gründen,
Wo die Hoffnung, Grund zu finden,
Wie ſo kühn ſie immer iſt, verzagt.
Kann ich mir begreiflich machen,
Was die Seele nie im Wachen,
Selbſt im Traum zu denken nicht gewagt?

Sage mir, daß Bitterkeiten,
Mutterthränen dich bekritten,
Daß dein Kummer deinen Muth verzehrt,
Daß ſie unter Thränenguſſen

Dir

Die die Hand mir weggerissen,
Aber daß dein Herz nach mir schlägt.

Sage das! ich will es glauben,
Will mir das Bewußtseyn rauben,
Daß ich selbst den falschen Balsam gab,
Denn bey so viel tausend Schwüren,
Ungetreue! dich verlieren,
O! das foltert langsam mich ins Grab.

Oder kannst du jene Scenen,
Jenes Schmachten, dieses Sehnen,
Jene Seligkeit, und diese Pein,
Kannst du die mit deinem Bilde
Tilgen in mir? Sey so milde!
Meine letzte Bitte soll es seyn.

Kannst du das nicht, Ungetreue!
Nun wohlan! sieh her und freue
Deines Werkes, meiner Qualen, dich!
Wen ein schleichend Gift verzehret,

Stirbt entſetzlich, doch verheeret
Nicht entſetzlicher der Kummer mich?

Glaube nicht, daß vor dem Grabe
Je dies Herz erzittert habe,
Ohne Klopfen acht es nach dahin!
Gern verzeiht es deine Tücke,
Lieb es dich nur nicht zurücke,
Und zurück — als meine Mörderin!

Als er seinem Tod' entgegen sah.

Meine Thränen sind geweint!
Meine Seufzer sind verflogen!
Ruhig bin ich, keinem feind,
Selbst nicht der, die mich betrogen.
Zwar wie liegt die Müdigkeit
Schwer auf meinem ganzen Wesen!
Aber nur noch kurze Zeit,
Kranker! und du bist genesen!

O! dem Ekel sey es Dank,
Daß er stets den Gram begleitet,
Daß er gültig Speis' und Trank
Mir mit Wermuth zubereitet;
Denn in jedem Bissen Brod
Und in jedem Tropfen Weine,
Nahm' und trank' ich spätern Tod
In die schmachtenden Gebeine.

Ha! zum allererstenmal
Seh ich nicht vergnügt im Spiegel!

Welch

Welch ein dürres weißes Thal
Sind ihr diese Rosenhügel
Meiner Wangen? wie so klein
Wie so blaß die Sonnen?
Cuda, Scherz und Schmeichelein,
Sind von meinem Mund' entronnen.

Nur noch wenig wenig Muth
Treibt des Herzens träge Mühle;
Bald ihr müden Füße ruht,
Ruht euch aus am nahen Ziele!
Ach! Gehirn! dein Feuer macht
Meines Lebens Abend schwüle!
Aber sieh! da kömmt die Nacht!
Diese bringet mich ins Kühle!

Todesnacht! sollt ich in dir,
Ungewiß, wie lange? schlafen,
O! wie könnte schon mich hier
Die Natur wohl härter strafen?
Schlafen, oder nicht mehr seyn,
Das ist Eins, eh ers erfähret;

Ruhe werde dem Gebein,
Und Gefühl dem Geiſt gewähret.

Wieder wachen wirſt du Geiſt!
Zwar wie liegt die trockne Hülle,
Die der Schmetterling zerreißt,
Gleich als ſchlief er noch, ſo ſtille!
Aber ſieh! dort fliegt er ſchon
Auf die blaue Veilchen-Aue,
Sauget Honig aus dem Mohn,
Oder trinkt vom Roſenthaue.

Doch, o Seele! ſey auch wach:
Wirſt du dieſe Welt nicht miſſen?
Wirſt du noch von Nantchen, (ach!
Dort gewiß mein Nantchen) wiſſen?
Wirſt du, oder wirſt du nicht? —
Nicht? — Entſetzen! Tod! Erbarmen!
Schone! ſieh! mein Herz zerbricht!
Mörder! fort aus meinen Armen! —

Ahndung? Traum? was iſt es? wie?
Bleibt mein Rautchen in mir leben?
Bleib ich hier? und werd' ich ſie
Wie die dichte Luft umgeben?
Wann die Reu' in ihr erwacht,
Werd' ich Tröſter ſeyn, nicht Rächer?
Werd' ich? — Leben! gute Nacht!
Gieb mir, Tod! den Schlummerbecher!

Erinnerung.

Meine Liebe lebet zwar,
(Sagte Nanchen) immerdar,
Aber meine Lieder leben
Sicher nicht ein Jahr!

Ach! mein Herz, du mußt vergeben!
Umgekehrt macht ſie es wahr!

Als er ſeinen Tod für gewiß hielt.

Wie ſehnt' ich mich, in deinem Arm zu
ſchlafen!
Froh ſah ich dir, wie Morus, ins Geſicht,
Denn alle deine Pfeile, trafen
Mich, Gramvollender! nicht.

O! möchte mich die Ruhe noch umſchweben,
So hätt' ich nun vielleicht die Todesnacht
Verſchlummert, wär' ins beſſre Leben
Schon wieder aufgewacht.

Nun muß ich noch ſie ſchlummern? muß die
Erde
Nun noch einmal im Frühlingsglanze ſehn?
Und fühlen, daß ich Aermer werde
Bald hin ins Dunkle gehn?

Weit warſt du noch von meinem Rosengange,
Beſchneites Ziel, wo krumm das Alter ruht;
Schon aber ſaugt die Todesſchlange
Mir aus das Bischen Blut.

Wo bleiben nun die guten Thaten alle,
Worauf hinaus die Augen weinend sahn, *)
Ich hätte sie gethan, und falle,
Und habe nichts gethan.

Wird nun mein Haupt den Kranz von Myrten tragen,
Den nie im Traum die Hand der Ehre gab?
O! Niemand wird mit Thränen fragen:
Wo ist des Mannes Grab?

Zehn tausendmal könnt' ich spazieren gehen
In deinem Garten, Weisheit! könnte da
Mehr volle Blumenbeete sehen,
Als Bayle vor mir sah.

Ich könnte noch — und bin nun schon am Ende! —
Natur, in deiner Bildergallerie
Nach Wundern suchen, ach! und fände
Das letzte Wunder nie.

Bald

*) Das weinend ist für die wenigen schon gelitten, denen es ganz verständlich seyn wird.

Bald werd' ich nun von Philomelens Tönen
Nicht mehr geweckt; um meinen Gartensaal
Verblühen schon die Tausendschönen
Für mich zum letzten mal.

Bald ruft dein Mund in Trillern an dem Flügel,
Amalia! den Kenner zum Gehör,
Nur ich lieg' unter meinem Hügel
Und höre dich nicht mehr.

Und alles das um eines Mädchens willen?
O welchen Plan vernichtet sie mit mir!
Was konnte meine Flüche stillen?
Warum vergab ich ihr?

Kann sie mich ist aus meinem Kerker retten?
Erst mache sie geschehnes, ungeschehn,
Sonst muß sie mich in ihren Ketten
Zum Tode schleppen sehn.

Muß ich denn fort? Jenſeit des Grabes liegt
Noch eine Welt, allein wer wünſcht ſie ſich?
Feſt, wie an eine Braut geſchmieget,
Schmieg ich an dieſe mich.

Doch ach! umſonſt! ich ſterb' und ungero-chen;
Du aber, die du mich itzt nicht mehr kennſt,
Frohlocke nicht; ich komm' in wenig Wochen,
Bin ſchrecklich, bin Geſpennſt!

An den Schlüssel zu Nantchens Gartenthür.

So wie ich dich, (bist du auch nur von Eisen,
Und giebst du gleich nicht Fürsten Sold, nicht Rang,)
Auf jenen Nacht verhüllten Reisen
Mit meinen Küssen fast verschlang:

So starrte nie der Ehrsucht lodernd Feuer,
Im Arouet, den goldnen Schlüssel an,
Den seine sittenlose Leyer
Mit eines Königs Gunst gewann.

Der Antichambre goldne Flügelthüren,
Eröffneten vor seinem Schlüssel sich,
Du konntest mich zu Nanten führen;
Wer hatte mehr? Er, oder ich?

Ich hatte dich! wie spielten um mein Leben
Die Freuden da gleich einem Bienenschwarm!

Nur halb so viel als du zu geben,
War selbst der König viel zu arm!

Wer dich besaß, (Neapels Schatz verlöre
Den Sonnenglanz, bey diesem aufgestellt!)
Besaß das Herz, ja selbst die Ehre
Des ersten Mädchens auf der Welt.

O! hätt ich nichts als einen Thron verloren,
Dann würd ich stolz wie Sobiesky seyn,
Und zöge heiter zu den Thoren
Der Ruhe und der Weisheit ein.

So aber will die Weisheit mich nicht kennen!
Die Ruhe schlägt vor mir die Thüren zu!
Will nichts mir eine Freystadt gönnen?
O Tod! so gönne mir sie du!

Begleite mich, du den ich lieber habe,
Als alles, was zurück hier bleiben muß,
Begleite mich zu meinem Grabe,
Nimm zum voraus den Abschiedskuß!

Und unter meines Hauptes Küssen, zehre
Der Rost dich auf von meinem Thränenbach!
Da laß uns ruhn! nicht Namens Ehre,
Nur ihre Reue folgt uns nach!

Als er Nantchens Lieder ansah.

Dieſes Denkmals ihrer Liebe
Freuet einſt ſich dann die Welt,
Wenn ich weinend mich betrübe,
Daß ſie, ach! der todten Liebe
Dieſes Denkmal aufgeſtellt!

Elegie.

Soll ich der Flucht von meinen Tagen
ſchelten?
Soll ich auf ſie und ihre Trägheit ſchmähn?
Soll dieſer Blick dort nach zufriednen Welten,
Wie? Oder noch ins Thal des Kummers ſehn?

Was willſt du thun? du Geiſt! der ſonſt
ſo ſtille,
Der jung und fromm, der Scherze Meiſter
war?
Iſt Schmerz dein Wunſch? Iſt Traurigkeit
dein Wille?
Was willſt du thun mit dieſem langen Jahr?

Der Jüngling rennt, Vielen einzuſammlen,
Und ſonnet ſich auf kaum gebohrnen Klee;
Das Mädchen ſitzt, geheimen Wunſch zu
ſtammlen,
Und ſpiegelt ſich im aufgeklärten See.

Allein nur ich, ich habe keine Freuden,
Tod iſt für mich die Stadt, und tod die Flur;
Den Fröhlichen könnt' ich vielleicht beneiden,
Den Traurigen, was hehl' ichs? lieb' ich nur.

Zwar fluch ich nicht der Liebe, nicht den Scherzen,
Denn ohne ſie iſt dieſes Leben, Nacht!
O ſelig der, in deſſen Engelherzen
So Tag für Tag die Frühlingsſonne lacht.

Doch muß nicht ich mich ſelbſt im Frühling grämen?
Wer tröſtet mich? ich ſelbſt verſteh' es nicht!
Kommt, lehret nur mich meines Kummers ſchämen,
So ſehr mein Herz auch für den Kummer ſpricht.

Wem ſag' ich das? vier kalten tauben Wänden!
Doch klagt ich ſelbſt vier heißen Freunden vor,
Sobald

Sobald auch ſie das Mädchen ſchuldig fänden:
Wär' aller Troſt umſonſt, und taub mein Ohr!

Ach! wer ſie ſieht, mag keine Andre ſehen,
Dem, der ſie hört, ſingt Mara *) nicht mehr ſüß,
Der, dem ſie lacht, hört auf die Welt zu ſchmähen,
Dem, der ſie küßt, wird ſie zum Paradieß.

Dem aber wird die Welt zum düſtern Kerker,
Das Sonnenlicht zum Lampenſchein darin,
Wer ſie verliert. Der Weiſ' iſt dann nicht ſtärker
Als wie der Thor. Hin iſt ihm alles, hin!

Erlaubte gleich der Himmel, der zum Lachen
Und Weinen mich gebildet hat, die Thür
Des Lebens, ſelbſt mir früher aufzumachen
Und wegzugehn, ich bliebe dennoch hier.

Ich

*) Conſt. Schmeling, in Berlin.

Ich bliebe hier, um nur an ſie zu denken,
In meinem Gram allmählig zu vergehn,
Und endlich noch Vergebung ihr zu ſchenken,
Sie dann beglückt, und mich beweint zu ſehn.

Fort! laßt mich hin zum Bach der Rieſenhöhle,
Wo ſie das Herz mir einſt mit Schwüren gab,
Aushauchen will ich da die müde Seele,
Sie kömmt vielleicht und gräbt mir ſelbſt ein Grab.

Nantchen und Laura.

Unſterblichkeit braucht' ich ihr nicht zu geben,
Wie Laura ſie von dem Petrarch erhielt,
Denn Nantchen wird wie Laura leben!
Die erſte, weil ihr Lied die treue Liebe ſpielt',
Und dieſe, weil ihr Herz ſie bis ins Grab
gefühlt.

An Nantchen,
als er sich mit ihr versöhnt hatte, und im Begriff war, ihre Gegend zu verlassen.

So willst du fern noch hold dem Herzen seyn,
Das ehemals dein ganzes Herz besessen?
Wie viel, wie viel, wird künftig dich zerstreun!
Und o! wie leicht ist da dein Freund vergessen!
Schwer mach' ichs dir Geliebte! aber ach!
Sey stark aus dir! Der Lieb' ist Kunst zu schwach!

Sieh nur die Wand in deinem Zimmer an,
Wo ich im Geist vor einem Bild' entbrannte, *)
Wo ich mit Stolz dir manchen großen Mann
Als einen Freund von deinem Freunde nannte;
Wo ich die Welt in ihrem Ruhm vergaß,
Ja selbst den Neid, weil ich dein Herz besaß!

Vergaß

*) In Nantchens Zimmer hiengen die Bildnisse ver-
schiedener Dichter und Gelehrten

Vergiß es nicht, wenn künftig dich zum
Schach
Die Langeweil' anſtatt der Liebe führet,
Wie du zerſtreut mit einem leiſen Ach!
Statt eines Steins, oft meine Hand berühret:
Wie dann, geſtreift von deinem Kleide nur,
Ich weis nicht wie? mein Herz zuſammen fuhr!

So oft ein Glas Burgunder vor dir ſpielt,
Erinnre dich, welch' Feuer aus dir ſprühte,
Wenn deine Hand es ſchwankend kaum noch hielt,
Welch Morgenroth auf deinen Wangen glühte,
Wie ſchüchtern du, wie ſtammlend mich genannt,
Als du dich ſonſt damit zu mir gewandt.

So oft der May im Veilchenkranze lacht,
Erinnre dich an jene Bäch' und Büſche,
Wo du die Hand zum Becher oft gemacht,
Und deinen Schooß, für unſer Mahl, zum Tiſche.
Wie oft fiel da der Wunſch dir weinend ein:
Ach! möchten wir nur arme Hirten ſeyn!

Wann wieder Schnee in Flocken um dich
schwärmt,
So denke noch, wie du mir oft im Schlitten
Die ſtarre Hand an deiner Bruſt gewärmt,
Und ſacht gefragt: ob meine Lippen litten?
Doch wie verbarg, wann ihn der Nord beſtrich,
Mein Mund geſchwind in deinem Nacken ſich.

Erinnre dich bey deinem Nähepult,
Wie du für mich noch kleine Netze ſtrickteſt,
Mit großer Kunſt, noch größerer Geduld,
Ein Blumenbeet in meine Weſte ſtickteſt,
Wie ſtatt des Thau's, der Gartenblumen tränkt,
Ich dieſen oft der Thränen Thau geſchenkt.

Wann du hinfort mit deinem Hündchen ſpielſt,
Erinnre dich, wie du mit ſeidnem Tuche
Den runden Mund ihm feſt verſtopfet hielteſt,
Wenn aufgeweckt durch nächtliche Beſuche
Für dich und mich, Entſetzen und Gefahr,
Im kleinſten Laut von ſeiner Kehle war!

Verkün-

Verkündigt dir der Morgenstern den Tag,
Erinnre dich, wie sonst dein Aug' ihn sahe,
Als ich mit dir auf deinem Sopha lag,
Und zitternd sprach: O! sieh! der Tag ist nahe!
Denk' an den Kuß, den selumschlungen wir
Uns zugedrückt an deiner Gartenthür!

Doch, alles das verlöscht einmal die Zeit!
Sie, welche selbst, denn wer kann sie gewinnen?
Dem Lebensstrom so früh zu stehn gebeut,
Läßt schneller noch der Liebe Bach verrinnen!
So soll auch ich — — versöhntes Nantchen!
nein!
Ich werde nie von dir vergessen seyn!

Antwort.

So gehst du denn? o! dürft' ich doch nur klagen!
Doch Klagen selbst sind mir nicht mehr erlaubt!
Nur Thränen darf ich allenfalls noch wagen,
Wenn das Geschick mich deiner gleich beraubt.
Mein wärest du ihr und ewig! — ach! Betrug! —
Doch still davon! ich habe Gram genug!

Dich soll mein Gram zum letzten mal nicht kränken,
Denn Amarant, nicht wahr er kränkte dich?
Was geb ich die nun noch zum Angedenken?
Du hast mein Bild, mein Herz, und hast auch mich!
Nimm denn noch Dank, daß deine Leidenschaft,
Wie sie mich fand, verlässet, — tugendhaft!

Und dieser Dank ist mehr, du schöne Seele,
Wenn ihn zuletzt ein liebend Mädchen giebt,

Als wenn ich dich des Glückes kaum' empfohle:
Braucht der noch Glück, wer so wie du geliebt?
Auch ich kann nun dereinst beym Auferstehn
Dir wieder dreust ins Engel-Antlitz sehn!

Ach! Amarant! wann seh ich nun dich wieder?
Noch einmal doch? Ha, Freund! wie voll, wie voll
Quillt mir die Brust! Was denk ich noch an Lieder,
Du bist ja fort! — Fort? nun so lebe wohl!
Weg Feder! weg! kaum kömmt ein Wort heraus,
So löschen's schon die Thränen wieder aus!

An die Leſer.

Ihr fragt vielleicht: wer Mantchen iſt?
Dem Weiſen könnt' ich zwar ſie nennen,
Dann aber würde ſie zugleich der Pöbel kennen,
Der gute Namen gierig friſt!

An Nanchen,
als er ihr die Verſchweigung ihres Namens verſprechen mußte.

So ſoll denn nie die Welt erfahren,
Wer die iſt, die mit Sapho's Flügeln fleugt?
Dann biſt du ſeit vier tauſend Jahren
Die einzige, die ihren Namen
Unſterblich macht, und ihn verſchweigt.

Ende.

Sinngedichte

in drei Büchern.

Von

Goeckingk.

— — Facile eſt epigrammata belle
Scribere; ſed librum ſcribere difficile eſt.
MARTIALIS.

Neue, verbeſſerte Ausgabe.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1778.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Von zweihundert Sinngedichten, die für ſich beſonders, und hundert andern, die zerſtreut in den Muſen-Almanachen u. ſ. w. gedruckt waren, hab ich noch nicht den dritten Theil in dieſe neue Sammlung aufgenommen. Man wird finden, daß ich gegen mich ſtrenger

gewesen bin, als selbst die Recensenten meiner ersten Versuche, deren Erinnerungen ich zu nutzen gesucht habe. So viel vermag eine billige Kritik!

Diese Sammlung könnte gröſser seyn, und noch verschiedene Epigrammen enthalten, welchen es vielleicht nicht an caustischem Salz fehlte. Die Zeiten aber sind vorüber, wo ein Sinngedicht von Aretin auf das Betragen groſser Thoren Einfluſs hatte; und was das Betragen der kleinern betrifft, so geb ich gern mein beiſsendstes Epigramm für eine

Stunde

Stunde voll ruhigen Schlafs, oder einen grillenfreyen Spaziergang aufs Feld.

Für den Leser dieser Sinngedichte nur noch im Voraus diese Erinnerung:

Lies Leßing oder Kästners Epigrammen
Der Reihe nach mit einem mal,
Dann wirst du sie zur Hälfte als schaal
Geradezu verdammen;
Lies täglich zwei, so lobst du sie zusammen.

Wenn doch auch bey den folgenden nicht ganz eintrifft, so werden doch Leser und Verfasser noch immer ihren Vortheil dabei haben. Ulrich, im Januar 1778.

Ein-

Sinngedichte.

Erstes Buch.

Auf Se. Wohlgebohren, den Herrn S. T. Ruffin.

Ruffin tritt immer oben an;
Daß er nicht böse werden kann,
So treten Seine Wohlgebohren,
Von allen Thoren,
Wie billig, gleich voran.

Grabschrift auf Junker Hansen.

Ich, Junker Hans, von sechszehn Ahnen,
Der Tod der Hasen und Fasanen,
Harr' auf die Auferstehung hier.
Doch sollt' es, ach! in jenem Leben
Nicht Hasen noch Fasanen geben:
So laßt mich ruhn; was wollt ihr dort mit mir?

Kritik über ein Drama.

Herr Tragikribox wähnt,
Sein Drama hab' uns ſehr gefallen,
Denn, ſpricht er, keiner pfiff von allen:
Doch; wer kann pfeifen, wenn man gähnt?

Als Doris auf einem Schlitten fuhr, welcher die Form eines Löwen hatte.

Ein Bild aus jener goldnen Zeit,
Wo Löw' und Schaaf noch ohne Streit
Beyſammen ſaßen:
Kann man an dieſem Schlitten ſehen.

Auf Butler.

Hätt' er den Geiſt, die Zeit, zum Wuchern angewendet,
Die Hudibras allein verſchlang,
Zehntauſend Schmeichelein verſchwendet,
Statt daß er ſo viel Verſe ſang:
In Golde hätt' er können wühlen,
Mit Titeln prahlen und mit Rang!
Warum er aber dennoch ſang?
Läßt ſich nicht ſagen, ſondern fühlen.

Auf das Fräulein von **.

Sie iſt an Geiſt und Herzen ohne Tadel,
Verbindlich gegen jedermann,
Und, (was man faſt nicht glauben kann,)
Bey allem dem, von altem deutſchen Adel.

Auf den leeren Paradesarg eines Fürsten.

(Er war im Leben schön von Körper und schwach an Geist.)

Wie ist sein Sarg uns offenbar
Mit seinem Körper hat belogen,
Hat uns sein Körper sonst furwahr
Mit seinem Geist betrogen.

An die Nation.

Halt du auf deine Bühne viel,
Halt deine Dichter theuer.
Vergnügen giebt Thaliens Spiel,
Und Ruhm der Dichter Leyer.
Das erste kostet dir nicht viel,
Das letzte — keinen Dreyer.

An Trivius.

Wenn man auf einem Schmaus Confect zu
Tische trägt,
Wünschst du dir noch zwei große Magen.
Hat's die Natur versehn, so kannst du doch nicht
klagen:
Der Schneider hat ja dir im Kleide zugelegt.

Der beſchworne Stammbaum.

Den Stammbaum Herwalds hatten heute,
Beym Stift, drei alte Edelleute
Als richtig aufgeſchworen.
Dieß hört Johann, verdrom Laquay
Bey Herwalds Mutter, ſeufzt dabey,
Und ſpricht: Meyneid! ihr geht verloren!

Auf einen Schlemmer.

Bey Tische.

Viel Aehnlichkeit find' ich bey diesem Tropfe
Mit einem Krebse. Beide tragen,
Statt des Gehirns, im Kopfe
Magen.

Philindens Athem; das Gegentheil vom Ambra.

Ein Funken Lieb', er sey auch noch so klein:
Der erste Kuß macht eine Flamme draus.
Doch was kann wunderbarer seyn?
Philindens Kuß löscht gar den Funken aus!

Der Redner.

Und böte man mir zehn Ducaten
Für eine Red', ich hielte dennoch keine!

So sagte Star; doch hielt er für zwei Pfennig' eine,
Als ihn zwei Bettler jüngst um die zwei Pfennig' baten.

Lottchen;
als sie die Geschichte der Virginia vorgelesen hatte.

Darum erstach er sie? ach! ach! die blinden Heiden!
Nicht wahr, Mama, wir müßten's leiden?

Auf eine verbuhlte Schauſpielerin, welche ſchlecht agirte.

Nie will auf dem Theater dein Spiel jemand gefallen.
Doch hinter den Couliſſen, ſagt man, gefällt es allen.

An Lais.

Wenn dein Gedächtniß alles faßt,
Und, wie du ſagſt, faſt ganz unglaublich iſt:
So ſag' einmal, wie viele du durch Liſt,
Von Jugend auf, betrogen haſt?

Der wahre Nahme.

Das iſt doch wunderlich! Der Reimer Stilpo
nennt
Das Mädchen **Doris**, das er preiſ't,
Und jeder weis doch, wer ſie kennt,
Daß ſeine Magd **Kathrine** heißt.

Auf die häßliche Cephiſe.

Sie wünſchet, daß ihr Mann Ador
Erſt ſterben ſoll. Kann ſie es ſelbſt nicht ſeyn,
So ſtimmen wir in ſeinen Tod mit ein:
Sie trüge doch ſechs Monat einen Flor.

An eine unrichtig gehende Stadtuhr.

Josua gebot der Sonn', in dem Laufe still zu stehn:
Aber du gebietest ihr, noch einmal so schnell zu gehn.

An Poll.

Daß sein Gedicht
Durchaus die Nachwelt lesen soll:
Das ist schon gut, Herr Poll,
Denn unsre liest es nicht.

Crispus.

Criſpus.

Nicht Poeſie, nicht Künſte, die ergötzen,
Nur das ſchätzt Criſpus hoch, was Nutzen bringt.
In einem Fall nur nicht; denn, wie mich dünkt,
Herr Criſpus pflegt ſich ſelbſt ſehr hochzuſchätzen.

Auf das Luftschiff des Herrn des Forges.

(Diese Erfindung ist aus den Zeitungen bekannt.)

Man sagt, daß man im Monde den Verstand
Der Menschen soll in Flaschen aufbewahren. *)
Das ist dem Herrn des Forges wohl bekannt,
Drum denkt er mit dem Schiff, das er erfand,
Nach seiner Flasche hinzufahren.

*) Ariost, im Orlando furioso.

Auf den Burgemeiſter Stax.

Caligula gab ſeinem Pferde
Das Burgemeiſteramt,
Doch kein Unſchuldiger ward je von ihm ver-
dammt.
O Burgemeiſter Stax! wir bitten, werde
Doch heute noch zu einem Pferde.

Die Folgerung.

Man wird verrückt von vielem Lesen,
Sagt Mops, und bleibt dem Lesen feind.
Doch, ist sein Satz je wahr gewesen,
So folgt, was Mops wohl nicht vermeynt,
Daß Niemand mehr, als er, gelesen.

Furcht vor dem Abſchiede.

Morgen wird der Tag erſcheinen,
Wo Alpin von Phyllis Abſchied nehmen ſoll.
Beyde ſind von Furcht ſchon voll:
Er, er möchte weibiſch weinen;
Sie, woher ſie Thränen nehmen ſoll?

Verläumdung der häßlichen Alcinde.

Was grämt sie sich, daß in der nächsten Stadt
Ein Lästermund von ihr behauptet hat,
Sie sey die feinste Buhlerin?
Sie schicke nur ihr Bildniß hin!

Auf den ** von ***.

Von seines Landes Gold ein Räuber!
Held im Serail und klug im Kartenspiel!
Ihn lobt kein Unterthan!
Doch halt! das war zu viel:
Ein Unterthan ist ja sein Zeitungsschreiber.

Auf drei Brüder in hohen Aemtern.

(Sie machten alle drei keinen Aufwand.)

Der darf, nur will er nicht; sein Blut iſt
ſchon zu lau:
Der will, nur kann er nicht; die Schuldner
ſind zu ſchlau:
Der kann, nur darf er nicht: warum? fragt
ſeine Frau!

An einen jungen Kritikus.

Du sollst mir dein Patent nicht zeigen;
Ich weiß, zum Kritikus kann jeder sich erhöhn.
Darin indessen bin ich eigen:
Ich wünschte deinen Bart zu sehn?

Advocatenſtyl.

Mein Advocat, Herr **Weil**, iſt ohne Zweifel,
Ein reicher Mann; ſchon ärmer iſt **Dieweil**;
Dem **Alldieweil** ward wen'ger noch zu Theil;
Und **Alldieweilen**, das iſt gar ein armer
Teufel.

An Kunz.

Du ahmeſt lächerlich in Kleidung und in Mienen
Den Engelländern nach, und forſcheſt nah und fern,
Was Engelländiſch ſey? Ich kann mit etwas dienen:
Der Britt' entleibt ſich gern.

Der Beweis.

Flavin.

Heut ſaß ich in der Komödie
Beym größten Läſtermund der Stadt.

Ich.

Das kann nicht ſeyn, vergeben Sie,
Weil Cypris heute Gäſte hat.

Auf Aretin.

Daß er den Muth beſaß, den Großen Spott
zu ſingen,
Trug eine goldne Kett' ihm ein.
Zur Kette könnt' auch ich's wohl bringen,
Nur möchte ſie von Eiſen ſeyn.

Herr

Herr von Zelt.

Zelt, der den Adel kaufte, Herr von Zelt,
Sagt zwar, unschätzbar sey ihm seine Ehre;
Doch dächt ich, daß fünfhundert Thaler Geld
Noch wohl zu schätzen wäre.

Der Comödienschmierer Melick.

Er mag zu Hause seyn, mag auf der Straße
wanken,
Kurz, aller Orten pfeift Melick.
Ob er denn immer in Gedanken
Ein Lustspiel machen sieht.

Zur Entscheidung.

Die versteht nur ihr Gewebe; jene, nichts
als ihr Netz:
Wer ist klüger? hier die Spinne; oder dort
Elisabeth?

Singgedichte.

Zweites Buch.

Ueber Martials Epigramm, worinn er vellem ingenioſe petit.

Wenn Martial vertraut, ſelbſt mit dem Kaiſer, ſpricht,
Und dreiſten Spott auf Hoh' und Niedre ſchüttet,
Dann fühl' ich ganz den Römer im Gedicht.
Doch, wenn er den Patron um neue Kleider bittet,
Dünkt mich, daß ein Franzoſe ſpricht.

Bey Frontins Tode.

So iſt er tod, der große Held
In der Verſtellungskunſt?
Ach! wenn er ſich nur dießmal nicht verſtellt!

Visbill.

Vier Monat ließ mir Herr Visbill
An meinem Buch', ohn es zurückzuſenden.
Wie ſparſam! daß er's gleich auswendig ler-
nen will,
Um ja niemals acht Groſchen dran zu wenden.

Lucille.

Lucillo rechnet uns ein Dutzend Ahnen her,
Spricht: dem war die, dem jene Tugend eigen;
Sein Enkel thut das einſt wohl auch von ohngefähr,
Nur Einen, iſt er klug, wird er gewiß verſchweigen.

Grabschrift auf einen Faulenzer.

Hier ruht Herr van der Klee,
Wie er geruht im Leben,
Nur daß man, statt des Kanapee,
Ihm diesen Sarg gegeben.

Als eine Buhlerinn die Aemilia Galotti spielte.

Wie täuſcht ihr künſtlich Spiel! Denn, glaubt nicht jedermann,
Daß alle Dinge wirklich ſo geſchehn?
Doch trüg ihr in der That ein Prinz ſo etwas an:
Ey, ey! da würden wir ein artig Schauſpiel ſehn.

Peter Wichtig.

In Ihren Epigrammen, ſagt Herr Wichtig,
Iſt für den Spott der Gegenſtand zu klein.
Von allen iſt der Tadel zwar nicht richtig,
Doch räum' ichs gern von dieſem ein.

Ueber die Grabschrift auf einen Wucherer.

„Sein Angedenken, bei den Wittwen und den Waisen
[illegible]
„[illegible] mich."
[illegible]
Ach, Freund, [illegible] allen meinen [illegible]
[illegible]

Auf eine verbuhlte Wirthin.

Wenn doch die Reisenden das Klagen unterließen,
Daß unsre Wirthin hier sie preße; denn mich dünkt,
Daß manche mehr von sie genießen,
Als sie in Rechnung bringt.

Auf einen faulen Bibliothekar.

Man gab ihm hinderlassen; daher ist er der Mann?
Was man ihm anvertraut, rühret er gewiß nicht an.

Die

Die vielen Freunde.

Wer hätte das gemeint?
Zweihundert Freunde hat Alcid!
Denn jeden, dem er schuldig ist,
Nennt er: Mein lieber Freund!

Die neugierige Chloe.

„Und wie viel Jahr' ist denn dein Mädchen alt?"
Das, Chloe, will ich dir nicht sagen;
Nach deiner Art zu zählen, acht,
Nach meiner, zwanzig bald.

Auf den Petitmaitre Weiſſe.

Hab ich nicht hübſche Füße? fragt Herr
Weiſſe;
Wenn er noch ſpräche: Schöne Muſe.

Auf denſelben.

Wie ſtreng die Kälte auch immer ſey,
So wird er ſeinen Hut doch unterm Arme
führen,
Ein andrer könnte das Erfrieren,
Doch er wagt freylich nichts dabey.

Auf einen ſchlechten Schauſpieler.

(Er hatte die Hauptrolle im Lügner geſpielt.)

Vom Beyfall des Parterr' erhitzt
Hab' er den Lügner gut geſpielt;
So ſ[illegible] er zwar; doch jeder zahlt,
Noch beſſer ſpiel' er ſolchen itzt.

Grab.

Grabschrift.

Von einem Wittwer aufgesetzt.

Hier ruht mein selig Ehgemahl
In dieses Grabes Höhle.
Zuweilen waren wir ein Leib,
Doch niemals eine Seele.

Vater,

Vater, Sohn und ich; auf der Straße.

Der Vater.

Das war ein reicher Mann! ey, ey!
Fritz, kannst du nicht den Hut abnehmen und
dich neigen?

Ich.

Ja, Fritz! und ehe du dort die Landkut-
schen vorbey,
So mußt du gar die Knie beugen.

Beym Eintritt in die Salzthalsche Bildergallerie.

Mich liebt ein Mädchen, reizend wie Cythere,
Doch niemals fiel der Wunsch mir ein:
O möcht' ich Argus seyn!
Jyt aber wünscht' ich, daß ichs wäre.

Die Statüen.

Statüen will für seinen Garten
Arant erkiesen?
Warum stellt er nicht seine Töchter
In die Alleen?

Auf den jungen **.

Ich ſeh' ihn in Galop durch alle Straßen reiten,
Doch vor der Stadt hält er mit Jagen ein.
Das iſt doch ſonderbar, ein Narr vor allen Leuten,
Und klug, wenn's Niemand ſieht, zu ſeyn!

Lob des Frühlings.

Frühling! jeder lobt dich doch; ſelbſt der mürriſche Geiſt,
Weil er dann kein Holz mehr braucht, und ſein Korn am theuerſten iſt.

Die Geizige.

Laßt nun den Spott mit ihrem Geize ruhn;
Denn glaubt, ich weis es, daß ihr Geld,
Den art'gen Maron unterhält:
Und ists nicht schön, im Stillen wohlzuthun?

Die goldne Leyer.

Man reimet kein Gedicht,
Worin er nicht
Von seiner goldnen Leyer spricht.
Du Narr, der immer Hunger hat,
Verkauf sie doch, und iß dich satt!

Bey Vorſtellung eines Trauerſpiels, worin viele Perſonen ermordet wurden.

Freund, komm! Das Morden wird dort ſchon
ſo allgemein,
Es könnt' an uns vielleicht auch bald die Reihe ſeyn.

Tyll.

Tyll fraget mich: Was iſt ein Sinngedicht?
Was Tyll verſteht, das iſt es nicht.

Auf den Petitmaitre Kurm.

O ſeht den Herrn von Kurm!
Wie ſtolz im neuen ſeidnen Kleide! —
Sonſt trug ein Wurm die Seide,
Jetzt trägt ſie abermals ein Wurm.

Auf eine geſchminkte Schauſpielerin.

Als Röschen, ſchön und jung pflegt ſie zu Bett
zu gehn,
Und alt, wie Mutter Mark', am Morgen
aufzuſtehn.

Stax.

Star.

Sehr ordentlich lebt Star; denn mit dem
Glockenſchlage
Vier Uhr betrinkt er ſich ſchier alle Nachmit-
tage.

Nerann.

Ein Kavalier, ein Edelmann!
So prahlt Nerann uns immer vor.
Nun fragt ihr mich: Was iſt Nerann,
Ein Weiſer oder Thor?
Von beiden keins! — Ein bloßer Edel-
mann!

Reliquien.

Der Prior ließ von da uns weiter
Zu einem Schranke gehn,
Und zeigt' uns drin ein Stückchen von der Leiter,
Die Jacob einſt im Traum geſehn.

Klymene.

Ihr lobt Klymenens zart Gefühl,
Daß ihrem Aug' im Trauerſpiel
Jänaſt heimlich eine Thrän' entrollte?
Sie ſah den Ring bey einer Nachbarin,
Den ihr Gemahl, der Eigenſinn!
Durchaus nicht kaufen wollte.

Auf Cephiſens Bildniß.

Der Mahler, weil Cephiſ' es ſo gewollt,
Gab ihr ein Kleid von lauter Gold,
So ſehr liebt ſie den Putz ſogar im Bilde.
Hätt' es der neue Gaſtwirth Hans,
Er nähm' es vor ſein Haus zum Schilde,
Und nennt' es: **Zu der goldnen Gans.**

Arint und Catt.

Stolz iſt es, daß Arint uns ſeinen Stamm-
baum zeigt,
Der ſechszehn Ahnen hat.
Doch ſtolzer iſt der edle Catt,
Der zwanzig zählt und davon ſchweigt.

Unter Don Quixotts Bildniß.

Dieß iſt der Ritter Quirott! Wer iſt, der an
Tugend ihm gleiche?
Doch half ihm die zum Ruhme wenig;
Mehr aber ſeine Geliebt' und ſeine närriſche
Streiche,
Und war doch kein Poet, kein König.

Grab.

Grabschrift auf Mendax.

Ein Wortspiel.

Hier **lieget** Mendax! sagt man itzt von dir,
Nun sich dein Mund auf ewig hat geschlossen;
Als aber sonst noch Worte von dir flossen,
Da hieß es: Mendax **lüget** hier!

Die kranke Iris.

Sie wird so mager, blaß, und fängt sich an
zu grämen;
Ruft, sagt Mama, den Doctor her!
Allein was soll denn der?
Er kann doch nicht zwei Frauen nehmen?

Das Trostschreiben.

Mir starb ein Kind: mich wieder froh zu
machen,
Kam manches Tröstungsschreiben an;
Das beste schrieb mir Trax, weil ohne Lachen
Es Niemand lesen kann.

Der Schwiegersohn.

Ich höre viel darüber sprechen,
Daß Maz sein einzig Kind dem Mann zum
Weibe giebt,
Der immer wider ihn viel Feindschaft ausgeübt:
Doch, konnt' er sich wohl besser rächen?

Auf einen lügenhaften Schwätzer.

„Sein Mund geht wie ein Glockenspiel!"
Ein Ausdruck, der mir zwar gefiel;
Das Glockenspiel ist aber, wie ich finde,
Zu sehr verstimmt vom Winde.

Auf Kepler.

Ihm gab die Nation kein Kleid für seine Blöße,
Ja nicht einmal zum Oel der Lampe Geld.
Doch nennt sie ihn ein Licht der ersten Größe,
Den Schmuck der deutschen Welt.

Veit und Velten.

Velten.

Was gilt denn Euer Amtsbeſcheid?

Veit.

Da fehlt nicht viel an zwei Ducaten.

Velten.

Nicht mehr? Das iſt noch billig, Veit.

Veit.

So? rechn' ich denn zwei Kälberbraten?

Quid rides? de te narratur.

Wem gilt doch jenes Sinngedicht?
Fiens Hinze lächelnd an zu fragen.
Ich könnt es allen Menschen sagen,
Nur ihm zum Unglück nicht.

Traso.

Auch Lessing hat, sprach Traso jüngst einmal,
Zu seinem Umgang mich gewählt;
Ich glaub' es, denn der macht ein Lustspiel,
darin fehlt
Zu einem Prahler ihm ein gut Original.

Philint.

Philint.

Kein Richter soll Geschenke nehmen,
Und dieses hält Philint genau.
Kommt ihm! wie wird er euch beschämen!
Wofür hat er denn seine Frau?

Foll.

Foll sagt: Wer dichten will, muß groß am
Geiste seyn!
Wie fällt denn ihm das Dichten ein?

Als die Komödianten Tronegks verfolgte Komödie angekündigt hatten.

Daß man das Stück nicht spielt, was man erst
spielen wollte,
Hat mancher übel aufgenommen,
Und Mamsell **Jenner**, die die Tugend machen
sollte,
War doch in die Wochen gekommen!

Sinngedichte.

Drittes Buch.

An **.

Du sagst da zwar: Ich wünschte mir das
Glück,
Daß Schönen meine Schriften lasen!
Allein du nähmst dein Wort zurück,
Wärst du in Wannfried nur gewesen.

Werdomär.

Fast jeder weint, denn tod ist Werdomär,
Und niemand hinterlies mehr Gläubiger als er.

Das Alter.

Trax sagt, er sey erst zwei und dreißig Jahr.
Ich langn' es; aber Er? Er will den Taufschein brauchen.
So hör' ich denn, daß er noch nicht gebohren war,
Als beide wir schon in die Schule giengen.

Ma-

Maryllis.

Maryllis ſpricht: Sie ſey juſt dreißig Jahr!
Und daß es nur kein Mädchen wagt
Zu ſagen, daß ſey ſchwerlich wahr:
Zehn Jahr ſinds nun, daß ſelbſt ihr Vater
mirs geſagt.

Alpins Leichenſtein.

Hier liegt Alpin. Es ſagt ſein Leichenſtein,
Alpin ſey hochgelehrt geweſen.
O könnt' er das noch ſehn, wie würd' er ſich
nicht freun!
Nur, freilich, konnt' er nicht gut leſen.

Geiſtererſcheinung.

Wie doch die Leute ſind! Kaum ſtirbt Herr
Almeroch,
So ſoll auch ſchon ſein Geiſt erſcheinen!
Und, als er lebte, ſprach man doch,
Er habe keinen!

Das Haus des Maninn.

Man lebet wie im Himmel im Hauſe des
Maninn:
Man ißt und trinket nicht darinn.

Zopf.

An Zopfs Gemälden ſind die Fehler jedem klar,
Und Zopf wird darum Arzt, ſtatt daß er Mahler war.
Itzt kann er's auch bequemer haben;
Der Fehler wird nun mit begraben.

Die Spötter.

Die Aerzte spotten oft unwiſſender Juriſten,
Des ſchlechten Arztes der Juriſt;
Der Orthodox des Syncretiſten,
Und umgekehrt der Syncretiſt;
Der hungrige Scribent des groben Journaliſten,
Und beider, wer ſie beide lieſt;
Ich aber aller dieſer iſten,
Als Epigrammatiſt.

Bey dem Ausgang aus einem Kloſter.

Wie? Das war der Prälat? Wer Kukuk kann
das wiſſen?
So hätt' er billig nicht von **Newton** reden
müſſen.

Auf ** komiſche Oper, componirt von **.

Er ſchilt Muſik und Ausdruck ſchlecht;
Der **Componiſt** den Text. Wer hat nun
Recht?
Wenn ichs gewiſſenhaft entſcheide:
Beide!

Jungfer Kammerlohn und ihr Nachbar.

J. Kammerlohn.

Die Läſterer! die Ehre ſo zu rauben!
Verflucht! zwei Kinder hätt' ich ſchon?

Der Nachbar.

Die Leute reden viel; doch, Jungfer Kammerlohn,
Man muß auch nur die Hälfte glauben.

Opim.

Da wohnt mein Nachbar noch, den mußt du
nicht vergessen,
Der Narr verdient ein beißend Sinngedicht.

Ganz recht, Opim, indessen
Ich bin ja noch an deinem Hause nicht.

Brid und Hermia.

(Brid tritt für sich hervor und spricht dann zu Hermien.)

Brid.

Was? wie so plötzlich traurige Gedanken
Dein Herz und Auge so verdüstern?
Hat dich mir der Mann getrennt?

Hermia.

Was? sagte mir Brid, Brid?

Brid.

Ey, bist du taub und schwerhörig?

Hermia.

Ja wohl! Bist du eingekommen?
Was machst du noch in meinem Zimmer?

Brid

Nach [illegible]

Sehr löbliche Mahlerinnen, die,
Das [illegible] Gesicht [illegible],
[illegible] sich verwandelt haben,
Sind ihr die Gelehrtheit von mancher Gal-
lerie.

Ja Wein! da doch auf dieser Erde
Kein Wunsch ist, daß seine [illegible]
Zur Zeit geschildert, gelesen würde,
So [illegible] ich [illegible] [illegible] sie.

An einen aufgefangenen Liebesbrief.

(Er hatte Damon gegolten.)

Hätt' er, noch versiegelt, dich empfangen,
Weinend hätt' er nicht geschwiegen: wie schön!
Itzt, da du zu Thyrsis selbst gegangen,
Mußt du dich als dumm verspottet sehn;
Sollte Damon eben dich empfangen,
Wüßt ich nicht für noch was schlimmers stehn.

—

Der

Der Autor.

„In unſrer Schrift, worin wir verſchwa-
gen,“

So ſpricht von ſich der Autor Meregiſt.

Und freilich muß er wohl ſo ſagen,

Wer wenig ſein, und viel geſtohlen iſt.

Die Freunde des alten Pino.

Wie freun uns, dich so alt und dich so frisch zu sehn!
So sagen zwar die Herr'n, so oft sie ihn besuchen;
Doch, wißt ihr wohl, auf wen die Complimente gehn?
Das alt auf seinen Wein, das frisch auf seinen Kuchen.

An den einfältigen Phänest.

Du ſuchſt Verſtand in allen Sinngedichten?
Doch weiß es? Wenn's dein einer iſt,
Du könnteſt da was nützlichers verrichten;
Such in der Wiege nach, ſchon da ward er
vermißt.

Cäcilie.

Cäcilie will zu der Trauung fahren,
Und deshalb wollt ihr gleich auf ihren Hochmuth schmähn?
Bedenkt, daß man bey sechzig Jahren
Nicht gut kann mehr zu Fuße gehn.

Auf das Bildniß einer Schwätzerin.

Dem Bilde hier ſoll blos die Sprache fehlen?
Juſt darum würd' ichs lieber als ſelbſt das Urbild wählen.

Der Nachtgedankenſchmierer.

Bey Gräbern und bey alten Mauren,
Will Stentor künftig trauren.
Der Dinge natürlicher Lauf!
Denn heute kündigt' ihm ſein Wirth die Wohnung auf.

Elpin.

Elpin.

Elpin ſoll ſehr in Sorge ſeyn,
Daß ich nicht etwa durch Betrug mein Geld
verlöre.
Wenn dem ſo wäre,
Kän' er wohl nicht, um Geld von mir zu leihn.

Der Büchersaal.

Um ſeinen Büchersaal zu ſehen,
Beſuchten wir den Herrn von Philamint.
Allein, er ließ uns wieder gehen,
Weil wir ja keine Motten ſind.

Die Verwunderung.

Wer wundert sich, warum ich Wasser wähle,
Wenn Rheinwein vor mir steht;
Ich wundre mich, daß er zu mir erst geht,
Da er doch sagt, daß ihm kein Rheinwein fehle.

An den Herrn Feiner.

Ich kann im Sinngedicht nie eines Thoren
lachen,
So ist er die dem Nahmen nach bekannt;
Um die es leichter noch zu machen,
Hab' ich diesmal den Nahmen selbst genannt.

Apoll

Apoll im Muſentempel.

Im Schutz von einem groſsen Dichter,
Schleicht manch'er ſich zum Muſentempel ein,
Dünkt ſich ein Licht, wie andre Lichter,
(Denn reimen kann er ja!) zu ſeyn.
Zwar fragt Apoll nach dem Etikette?
Doch unſer Mann ſagt ohne Scheu,
Daſs des Mäcens Billet für ihn Billet auch
ſey.
Nein, ſpricht Apoll, das iſt nicht Etikette,
Denn Ein Billet gilt nicht für Zwei.

Neptun auf einer Wand.

Des Dichters Lied, der für sein Vaterland
Und seine Zeit nicht Dichter ist,
Gleicht der Statüe Neptuns auf Kauzens Gartenwand,
Und er gleicht Kauzen selbst, mit dem es, wie ihr wißt,
Im Kopf nicht allzurichtig stand.

Kauz und ich.

Kauz.

Wer freiet, der ist nicht gescheut!

Ich.

Wie? Was? Und Du hast nicht gefreit?

London, Venedig und Berlin.

Den Staat und seine Großen schmähen,
Das kostet in London dem Autor seine Guineen,
Und in Venedig sein Blut.
Da hätt' ers in Berlin doch gut,
Man lacht' ihn aus, und ließ' ihn gehen.

An die Leser.

Fällt mir so ein: Ob das, was ich da schrieb,
Möcht frommen mir und leben bleiben? —
Will vor der Hand man nichts mehr schreiben;
Nehmt denn, für diesmal, so vorlieb.

Ende.

Regi-

...rische ...schiblich. k

Register.

Im erſten Buche.

Auf Ew. Wohlgeboren den Herrn Ruffin. S. 7

Grabſchrift auf Junker Hanſen. 8

Kritik über ein Drama. 9

Als Doris auf einem Schlitten fuhr, welcher die Form eines Löwen hatte. 9

Auf Butler. 10

Auf das Fräulein von **. 11

Auf den leeren Paradeſarg eines Fürſten. 12

An die Nation. 13

An Irenius. 14

Der beſchwerne Stammbaum. 15

Auf einen Schlemmer. 16

Philindens Athem; das Gegentheil vom Ambra. 16

Der Redner. 17

Lottchen; als ſie die Geſchichte der Virginia vorgeleſen hatte. 17

Auf eine verbuhlte Schauſpielerin, welche ſchlecht agirte. 18

An Lais. 18

Der

Der wahre Nahme. S. 19
Auf die häßliche Lephise. 19
An eine unrichtig gehende Stadtuhr. 20
An Poll. 20
Criſpus. 21
Auf das Luftſchiff des Herrn des Forges. 22
Auf den Burgemeiſter Star. 23
Die Folgerung. 24
Furcht vor dem Abſchiede. 25
Verläumdung der häßlichen Aleinde. 26
Auf den ** von ***. 26
Auf drei Brüder in hohen Aemtern. 27
An einen jungen Kritikus. 28
Advocatenſtyl. 29
An Kunz. 30
Der Beweis. 31
Auf Aretin. 32
Herr von Zeit. 33
Der Komödienſchmierer Melet. 34
Zur Entſcheidung. 34

Im zweiten Buche.

Ueber Martials Epigramm, worin er veſtem ingenioſe petit. 35

Bey Frontins Tode. S. 36
Virbill. 36
Lucillo. 37
Grabschrift auf einen Faullenzer. 38
Als eine Buhlerin die Aemilia Galotti spielte. 39
Peter Wichtig. 40
Ueber die Grabschrift auf einen Wucherer. 41
Auf eine verbuhlte Wirthin. 42
Auf einen faulen Bibliothekar. 42
Die vielen Freunde. 43
Die neugierige Chloe. 43
Auf den Perrumaitre Wolffe. 44
Auf denselben. 44
Auf einen schlechten Schauspieler. 45
Grabschrift, von einem Wittwer aufgesetzt. 46
Vater, Sohn und ich; auf der Straße. 47
Beym Eintritt in die Salzthalsche Bildergallerie. 48
Die Statüen. 48
Auf den jungen **. 49
Lob des Frühlings. 49
Die Geizige. 50
Die goldne Leyer. 50
Bey Vorstellung eines Trauerspiels, worin viele Personen ermordet wurden. 51

Voll.

Lyll. S. 51
Auf den Petitmaitre Karm. 52
Auf eine geſchminkte Schauſpielerin. 52
Star. 53
Merann. 53
Reliquien. 54
Klymene. 55
Auf Cephiſens Bildniß. 55
Arme und Carr. 57
Unter Don Quixotes Bildniß. 58
Grabſchrift auf Mirander. 59
Die kranke Iris. 60
Das Troſtſchreiben. 60
Der Schwiegerſohn. 61
Auf einen lügenhaften Schwätzer. 61
Auf Kepler. 62
Welt und Welten. 63
Quid rides? de te narratur. 64
Taſſo. 64
Philint. 65
Zoll. 65
Als die Komödianten Crenegks verfolgte Komödie an-
gekündigt hatten. 66

Im

Im dritten Buche.

An **.	S. 67
Werdomär.	68
Das Alter.	68
Marullis.	69
Alpins Leichenstein.	70
Geistererscheinung.	71
Das Haus des Maninn.	71
Zopf.	72
Die Spötter.	73
Bey dem Ausgang aus einem Kloster.	74
Auf ** komische Oper, componirt von **.	74
Jungfer Kammerlohn und ihr Nachbar.	75
Opim.	76
Arist und Frontin.	77
Rath für Baven.	78
An einen aufgefangenen Liebesbrief.	79
Der Autor.	80
Die Freunde des alten Pino.	81
An den einfältigen Phänest.	82
Cäcilie.	83
Auf das Bildniß einer Schwätzerin.	84
Der Nachtgedankenschmierer.	84

Elpin.

Elpin.	S. 85
Der Bücherſaal.	85
Die Verwunderung.	86
An den Herrn Heiner.	86
Apoll im Muſentempel.	87
Neptun auf einer Wand.	88
Kauz und ich.	88
London, Venedig und Berlin.	89
An die Leſer.	90

Leben

des

Dom Armand Johanns le Bouthillier de Rancé,

Abt's und Reformators des Kloſters la Trappe.

Ein Beitrag

zur

Erfahrungs-Seelenkunde.

Herausgegeben

von

L. F. G. von Göckingk.

In zwei Theilen.

Berlin,
bei Friedrich Maurer 1820,
an der Spittelbrücke Nr. 17.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht des Herausgebers.

Das Conversations-Lexicon gab mir Veranlassung, folgende Berichtigung in Nr. 15. des, in Berlin heraus kommenden, Freimüthigen, unterm 21sten Januar d. J. abdrucken zu lassen:

In dem Conversations-Lexicon findet sich unter den Artikeln Rancé und Trappe die Sage wiederholt: die Bekehrung des nachmaligen Reformators des Klosters la Trappe, sey dadurch veranlaßt worden, daß, als er nach der Zurückkunft von einer Reise, seine Geliebte durch eine verborgene Treppe habe besuchen wollen, er in ihrem Kabinette ihre Leiche ohne Kopf gefunden, den ihre Leute vom Körper getrennt gehabt, weil der bleier-

ne Sarg zu kurz gewesen. Im Conversations-Lexicon wird aber keiner Widerlegung erwähnt. Diese Sage ist zwar zuerst durch ein kleines Buch eines ungenannten Verfassers als eine Wahrheit verbreitet, aber von mehreren genannten und bekannten Schriftstellern widerlegt und für ein Mährchen erklärt worden. Es wird hinreichend seyn, wenn ich hier bloß das Zeugniß des berühmten Vignaus-Marville anführe, der ein Zeitgenosse von Rancé war, und seine Denkwürdigkeiten der Geschichte und Literatur vermuthlich noch bey dessen Lebzeiten, oder doch bald nachher, herausgab. Er sagt im 3ten Bande (nach der vierten Ausgabe, S. 171.): „Rancé habe seine Freundin, Frau von Montbazon, besuchen wollen, ohne zu wissen, daß sie krank sey, und im Vorzimmer eine Bekanntin gefunden, die ihm ganz erschrocken gesagt habe, Frau v. Montbazon sey von den Blattern befallen, liege in den letzten Zügen, und ha-

be weiter nichts mehr nöthig, als einen Beichtvater. Der Abbé Rancé habe sich daher gleich wieder in den Wagen gesetzt, und sey zwar kurze Zeit darauf mit einem Beichtvater zurück gekommen, habe sie aber schon todt gefunden. Er sey innig dadurch gerührt worden, doch seine Bekehrung, die nachher so vieles Aufsehen gemacht, und jedermann erbaut hätte, damals keinesweges erfolgt, sondern erst zwei oder drei Jahre nach dem Tode der Frau v. Montbazon."

Das Leben ausgezeichneter Sonderlinge jeder Art, interessirt an sich schon jeden Leser, dem es um Kenntniß der Menschen zu thun ist, und um so mehr, je ausgezeichneter deren Talente sind. In dieser Rücksicht ist Rancé eine merkwürdige Erscheinung, und deshalb hat er auch mehrere Biographen gefunden. Im Journal des Sçavans vom Julius 1719 ist eine Lebensbeschreibung von ihm angezeigt, deren Verfasser Dom le Nain,

ehemaliger Prior von la Trappe iſt, und dabey erwähnt, daß man ſchon zwey frühere Biographien von Rancé habe. Le Nain ſagt, daß ſeine Vorgänger zwar Männer vom ſeltenen Verdienſt wären, die aber mehr die Erbauung der Frommen, als die Leitung der Klöſter zur Abſicht gehabt hätten; er hingegen habe vorzüglich den Zweck, die Regeln bekannt zu machen, wonach Rancé bey Reformirung des Kloſters la Trappe verfahren, und wodurch er die hergeſtellte Ordnung erhalten habe. Dieſe drey Lebensbeſchreibungen ſind mir nie zu Geſicht gekommen, ſondern nur eine vierte, und zwar in der zweyten Auflage, die den Titel führt: La vie de Dom Armand-Jean le Bouthillier de Rancé, Abbé regulier et Reformateur du Monastère de la Trappe, *) de l'étroite Observance

*) Le Nain ſchreibt den Nahmen „la Trape", aber nur er allein.

de Cisteaux. Par M. l'Abbé de Marsollier, Chanoine de l'Eglise cathédrale d'Vsez. Nouv. Edit. Paris 1758. Der erste Band hat, ohne den Vorbericht, 466. S. und der zweite 575. Wann die erste Ausgabe erschienen sey, ist nicht angegeben; weder die Zueignung noch die Vorrede hat ein Datum. Wahrscheinlich ist die erste Ausgabe früher, als le Nain's Lebensbeschreibung heraus gekommen, und in diesem Falle eine von den Beiden, die vor der seinigen erschienen sind.

Marsollier hat seine Biographie Ludewig XIV., dem größten der Könige, wie er sich ausdrückt, zugeeignet. Wie alle Dedicationen der französischen Schriftsteller damaliger Zeit, so wimmelt auch diese von groben Schmeicheleien. Diese Biographie schrieb Marsollier auf Verlangen des König Jacob's von England und seiner Gemahlin. Das Kloster la Trappe theilte dem Verf. zu diesem Behufe Memoiren und Abschriften von

Rancé's Briefen mit. Nach deren Durchsicht reiſete M. ſelbſt nach la Trappe, um durch mündliche Erkundigung noch einige Lücken auszufüllen, und blieb dort vierzehn Tage. Aber auch Rancé's Verwandte, ſo wie der Cardinal le Camus und andre Freunde des verſtorbenen Abts, theilten ihm Materialien mit. In Anſehung der Reiſen nach Rom hat er das Tagebuch von Rancé's Begleiter, des Canonicus Felibien benutzt. Daß er manche Perſonen, von denen in der Lebensbeſchreibung die Rede iſt, nicht genannt hat, deshalb entſchuldiget ſich der V. damit, daß einige dieß ausdrücklich verbeten hatten, und er andere, ohne ihre Erlaubniß, vielleicht auch wider ihren Willen, nicht habe nennen dürfen.

Seiner Darſtellung hat es Marſollier wahrlich nicht, ſondern allein dem Gegenſtande ſelbſt zu danken, daß das Buch eine zweite Auflage erlebt hat. Sein Styl iſt äußerſt

weitſchweifig, ſein Plan ohne Ordnung, ſeine Bemerkungen trivial und ſeine erbaulichen Betrachtungen von der Art, wie ſie der gemeinſte Leſer ſelbſt machen kann. Einerley Sache wiederholt er oft drey Mal. In dem folgenden Auszuge iſt alles enthalten, was der V. auf mehr als tauſend Seiten erzählt hat, und ich darf mir ſchmeicheln, daß er ſich wenigſtens beſſer wird leſen laſſen, als das Original, wenn ich gleich nicht im Stande geweſen bin, alle Fehler zu vermeiden, welche dieſem ankleben.

Rancé kann zu einem auffallenden Beyſpiele dienen, wie weit ſich der verſtändigſte Mann verirren könne, ſo bald er den richtigen Begriff von Gott und ſeinem Weſen verläßt. Man muß darüber erſtaunen, daß ein ſo geiſtreicher Mann die widernatürlichſte Selbſtquälerey, ja gewiſſer maaßen einen mittelbaren Selbſtmord, oder doch Verkürzung des Lebens, nicht bloß für erlaubt, ſondern

für Pflicht halten konnte, obgleich Biſchöfe ſeiner Kirche, die er doch hoch ſchätzte und ſelbſt zu Rath zog, andrer Meinung waren. Als Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde, glaube ich, verdient ſeine Geſchichte noch jezt geleſen zu werden, zumal da ſein Inſtitut zu la Trappe noch gegenwärtig fortdauert.

Berlin, im Jul. 1819.

Göckingk.

Leben

Dom Armand Johanns le Bouthillier de Rancé,

Abt's und Reformators des Kloſters la Trappe.

Erſter Theil.

---

und die Marquisin von Effiat, Gemahlin des Oberintendanten der Finanzen.

Er hatte eine glückliche Physiognomie, die jedermann für ihn einnahm; eine geistreiche Miene, in seinen Manieren etwas gefälliges, einen zwar sanften, aber dabey lebhaften Character, der ihm alle Herzen gewann.

Diese Vorzüge, und die Gunst des Cardinals Richelieu, konnten den Vater wohl zu weit aussehenden Plänen für das Glück seines Sohns veranlassen, weil ein anderer als er, würde vielen seine Grenzen gesetzt haben. Aber die Mißhelligkeiten, die zwischen der Königin Maria von Medicis, in deren Diensten er stand, und dem Cardinal Richelieu, sich entspannen, beschränkten seine Aussichten. Er war ein zu rechtschaffener Mann, als daß er sich der Begünstigung seines Bruders, der Oberintendant der Finanzen war, hätte zu Nutz machen sollen, oder des Zutritts, den er bey dem Cardinal hatte. Seinen ältesten Sohn hatte er in den geistlichen Stand treten lassen; mit Armand Johann ging seine Absicht nicht weiter, als daß er Malteserritter werden sollte. Indessen begnügte er sich doch nicht damit, dem

Schon hieß eine solche Erziehung geben zu lassen, wie sie bey jungen Leuten, die zum Militairstande bestimmt sind, gewöhnlich ist: er glaubte, daß so glückliche Anlagen eine sorgfältigere Ausbildung verdienten.

Lesen und schreiben, und die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, erlernte der junge Armand mit einer Leichtigkeit, wovon es vielleicht kein Beyspiel giebt. Dieß veranlaßte den Vater, ihn unter seinen Augen erziehen zu lassen. Er gab ihm zu gleicher Zeit drey Lehrer: der eine unterrichtete ihn in der lateinischen Sprache, der zweite in der griechischen, und der dritte in den Religionslehren, wobey er zugleich die Aufsicht über sein Betragen hatte.

Allen diesen Beschäftigungen genügte das bewunderungswürdige Kind nicht nur, sondern es blieb ihm auch noch so viel Zeit übrig, sich in solchen Dingen unterrichten zu lassen, die sein Stand und seine künftigen Bestimmungen erforderten. Es machte dem Vater Freude, zu sehen, daß der Sohn eben so gute Fortschritte in den Leibesübungen machte, und seine Lehrer konnten sich nicht genug darüber wundern, daß er in allen seinen Beschäftigungen

sich so auszeichnete, als wenn er nur einer einzigen ausschließlich sich gewidmet hätte.

Im Jahre 1636 starb der älteste Sohn des Herrn v. Rancé. Dieß änderte seinen Plan; er bestimmte nunmehr den jüngsten Sohn für den Malteserorden, und ließ Armand in den geistlichen Stand treten. Da der Vater, für einen Mann seines Standes, nicht reich war, so glaubte er die Pfründen, die der älteste Sohn besessen hatte, für den jungen Abbé de Rancé nicht entbehren zu können; dieser aber besaß damals noch nicht Einsicht genug, um sich zu überzeugen, wie unrecht es sey, wenn sich gewöhnlich die adelichen Familien das zueigneten, was eigentlich das Eigenthum der Armen war. Später sah er dieß ein, und ward dadurch bewogen, als einen Ersatz sein eigenes Erbtheil aufzuopfern.

Der Abbé de Rancé folgte nicht nur, so zu sagen, seinem ältesten Bruder in dessen Pfründen nach, sondern der Vater verschaffte ihm auch noch andere, so daß er in kurzer Zeit Canonicus von Notre-Dame in Paris, Abt von la Trappe, Cistercienser-Ordens, von Notre-Dame du Val, Augustiner Ordens, und von St. Simphorien, Benedictiner-Ordens, war.

Außer dieſen Abteyen bewirkte der Vater ihm noch die, mit keiner Aufſicht verbundene Priorey zu Boulogne, bey Chambort, ſo wie die von St. Clementin in Poitou. In einem Alter von zehn oder eilf Jahren, wo er der Kirche noch keine Dienſte geleiſtet hatte, auch noch nicht im Stande war, ihr welche zu leiſten, genoß er ſchon aus dem Kirchenfond 15 bis 20000 Livres jährlicher Einkünfte. Das Herkommen rechtfertigte dieſen Mißbrauch, oder vielmehr bediente ſich deſſen die Habgier als einen Vorwand.

Seinen Eintritt in den geiſtlichen Stand betrachtete der junge Rancé als einen neuen Bewegungsgrund zum ſtudieren, wozu ihn ohnehin ſeine Neigung trieb. Er hatte ein ſo glückliches Gedächtniß, daß er das, was er einmal gelernt hatte, nie wieder vergaß. Am mehrſten beſchäftigte er ſich damals mit den ſchönen Wiſſenſchaften, und machte darin ſolche Fortſchritte, daß er in einem Alter von zwölf Jahren alle Eigenthümlichkeiten der griechiſchen und lateiniſchen Sprache kannte.

Als der König ihm, wie er erſt eilf oder zwölf Jahre alt war, eine Abtey geben wollte, war Pater Cauſſin, des Königs Beichtvater,

dagegen, und bezog sich auf die gar zu große Jugend des Abbé, auf die damit gewöhnlich verknüpfte Unfähigkeit, und wie wenig man sich auf ein so zartes, dem Wechsel so sehr unterworfenes Alter, verlassen könne. Es war vergebens, dem Pater Caussin vorzustellen, daß der junge Rancé in allen eine Ausnahme von der Regel mache; er wollte sich erst selbst davon überzeugen, und so wurde der Abbé ihm vorgestellt. Der Beichtvater befragte und prüfte ihn, und über seine Antworten erstaunt, gab er ihm einen Homer, um daraus zu übersetzen. Als der Abbé dieß, ohne zu stocken, that, glaubte jener, er helfe sich durch die lateinische Uebersetzung, die dem Griechischen zur Seite stand; um ihm dieses Hülfsmittels zu berauben, bedeckte der Pater mit des Abbé's Handschuhen die lateinische Uebersetzung; doch dieser fuhr fort, das Original mit eben der Leichtigkeit zu erklären. Jezt umarmte ihn Caussin zärtlich, und sagte lachend: Er müsse Luchsaugen haben, daß er durch seine Handschuhe sehen könne. Nunmehr widersetzte er sich nicht weiter der dem Abbé vom Könige zugedachten Gnadenbezeigung.

Rancé war erst zwölf Jahre alt, als er eine neue Ausgabe von Anacreons Gedichten veran-

ſtaltete, begleitet von einem griechiſchen Commentar, der von den Gelehrten bewundert wurde. Dieſes Buch ward zu Paris im Jahre 1659 gedruckt, und dem Cardinal Richelieu zugeeignet. Um die nämliche Zeit überſetzte er dieſen Dichter in's Franzöſiſche. Alle die, welche damals an der Vervollkommnung der franzöſiſchen Sprache arbeiteten, fanden dieſe Ueberſetzung ſo ſchön, daß ſie meinten, nur wenige kämen dem Verfaſſer in Kenntniß der griechiſchen und lateiniſchen Sprache gleich, aber in Kenntniß der franzöſiſchen werde ihn Niemand übertreffen. In der That hat auch Niemand ihre Schönheiten beſſer eingeſehen, und alles, was man von ihm hat, iſt mit ſo viel Geſchmack, Würde und Feinheit geſchrieben, daß man geſtehen muß, man könne nicht beſſer denken und ſchreiben. *)

---

*) Außer einer Streitſchrift gegen den Pater Mabillon: Ueber das Studieren der Mönche, (von welcher noch die Rede ſeyn wird,) kenne ich vom Abbé Rancé weiter kein gedrucktes Werk, als: Lettres de Pieté choiſies et écrites à différentes perſonnes, par le R. P. Dom Armand Jean Bouthillier de Rancé, Abbé Regulier et Reformateur du Monaſtère de la Trappe de l'étroite obſervance de Citeaux. A Paris, 1702, in 12. p.

Die Güte seines Herzens kam der Schönheit seines Geistes gleich, oder übertraf sie noch. Er war von Natur voll zarten Gefühls, groß-

---

449. Das Journal des Sçavans urtheilt davon in dem Blatte vom 6ten März 1702, folgendermaßen: „Briefe sind getreue Dollmetscher der Gedanken und Neigungen ihrer Verfaßer. Wenn sie sie an vertraute Personen ohne Rückhalt schreiben, und ohne zu wahnen, daß das Publikum jemals erfahren werde, was sie darin äußern, so drücken sie ihre Gesinnungen offenherzig aus, und zeigen sich so, wie sie wirklich sind. Die Briefe des Abts von la Trappe eignen sich sehr dazu, das Publikum in der hohen Meinung zu bestärken, die es von seinen Kenntnißen und seiner Frommigkeit hat. Man ersieht daraus, von welchem Geiste christlicher Liebe er durchdrungen war; von welchem brennenden Eifer für die Klosterobservanz er beseelt wurde; welche große Ideen er von der Religion hatte; seine Fähigkeit und Klugheit in Ansehung der Seelsorge; wie genau er alle Pflichten und Verbindlichkeiten eines jeden Standes kannte, und so auch seine vollkommene Kenntniß der Belehrungsmittel. Obgleich der größte Theil dieser Briefe an Personen von Stande gerichtet ist, so enthalten sie doch viele Regeln, die für alle Christen gelten."

Chevreau sagt: (Chevreana, Amsterdammer Ausg. S. 41.) „Der Styl des Abts von la Trappe ist sehr schön; ich kenne keinen, der sich mehr gleich bliebe, der natürlicher und blühender wäre. Die Gedanken sind

müthig, aufrichtig, zum Wohlthun geneigt, und ſtets bereit, ſelbſt das Schwierigſte zu unternehmen, um ſeinen Freunden zu dienen. Zärtlicher kann die Liebe gegen Eltern nicht ſeyn, als die ſeinige war, und Niemand genauer in Erfüllung der Pflichten, welche Blutsverwandſchaft von uns fordert. Nur ein einziges Mal war er ſeinem Vater ungehorſam, und zwar bey folgender Veranlaſſung. Als es zwiſchen der Königin Maria von Medicis und dem Cardinal Richelieu auf eine ſo auffallende Art zum Bruche gekommen war, daß von Seite ihrer an keine Ausſöhnung mehr zu denken ſtand, hielt es Herr v. Rancé, der an ihrem Hofe eine der erſten Stellen bekleidete, nicht mehr für ſchicklich, ferner zu dem Cardinal zu gehen, und er glaubte, es verſtände ſich von ſelbſt, daß, nach ſeinem Beyſpiele, der Sohn ebenfalls aufhören würde, jenem aufzuwarten. Da er aber bemerkte, daß dieſer damit eben ſo

---

reichhaltig, mit Schmuck nicht überladen, die Worte treffend gewählt. Der Ausdruck iſt nett, die Perioden ſind harmoniſch. Lieblichkeit und Nachdruck ſind ihm gleich eigen, und durch eins von beiden bringt er in die Seele.“ Anm. des Herausg.

fleißig fortfuhr, ſo verbot er ihm ausdrücklich, den Cardinal nicht wieder zu ſehen. Dieß ſetzte den Abbé in die äußerſte Verlegenheit. Er ſtellte dem Vater vor, wie ſo ſehr gütig ſein Pathe gegen ihn geſinnt, von welcher geringen Bedeutung ein junger Menſch wie er, und wie viele Verbindlichkeit er ihm jetzt ſchon ſchuldig ſey, auch daß er in Zukunft neue Gefälligkeiten von ihm hoffen könne, welches alles ihm nicht erlaube, mit demſelben zu brechen; daher bitte er um Erlaubniß, dem Cardinal das, was Pflicht und Dankbarkeit gleich ſehr von ihm verlangten, bezeigen zu dürfen. Herr v. Rancé aber, der der Königin für das Betragen ſeines Sohns verantwortlich zu ſeyn glaubte, und es überdieß nicht gut vertragen konnte, daß man ihm widerſprach, wiederholte ſein Verbot in ſolcher Art, daß der Sohn wohl merkte, er ſolle ſchlechterdings gehorchen. Dieſer indeſſen hielt es für ſo hart und ſo unſchicklich, daß er ſich nicht entſchließen konnte, es zu befolgen. Er fuhr alſo fort, zu dem Cardinal zu gehen, aber mit ſolcher Vorſicht, daß der Vater entweder nichts davon erfuhr, oder ſich ſtellte, als wenn er es nicht wiſſe; der Tod des Cardinals machte endlich dieſer Verlegenheit ein Ende.

Noch einige Jahre früher hatte unſer Abt ſeine Mutter verloren, die ihn mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte, ja man kann wohl ſagen, bloß für ihn lebte. Dagegen beſtrebte ſich aber auch der Sohn, ihr durch eine beſtändige Aufmerkſamkeit ſeine Dankbarkeit zu bezeigen. Während ihrer letzten Krankheit konnte man ihn nicht von ihr wegbringen, und aus ſeinen Händen nahm ſie gern alles, was ſie andern verweigert haben würde. Allein ſie unterlag einer Krankheit, die ſtärker war, als die dagegen angewandten Mittel. Der Sohn beweinte ſie, und war lange untröſtlich. Ihr Tod war für ihn ein unerſetzlicher Verluſt, denn ſein Vater konnte bey ſeinen überhäuften Geſchäften ſich um die Erziehung nicht mit ſo vieler Sorgfalt bekümmern, als er wohl wünſchte; indeſſen hatte die Vorſorge und das gute Beyſpiel einer tugendhaften Mutter, dieſen Mangel bis jetzt erſetzt. Nun aber genoß er einer Freiheit, die zwar jungen Leuten ſehr erwünſcht, aber auch oft verderblich iſt.

Als der junge Abt alles gelernt hatte, was ſeine Lehrer ihm mittheilen konnten, ward er auf das Gymnaſium Harcourt geſchickt, um Phi-

loſophie zu ſtudieren, und er machte hier alle die Fortſchritte, welche man von ſeinem lebhaften, durchdringenden Verſtande erwarten konnte. Er hielt ſeine, der Königin Anna von Oeſterreich zugeeignete Disputation, mit Beyfall des Hofes und der Stadt. Bald darauf gerieth er auf einen ſonderbaren Irrweg; das Studium der Aſtronomie führte ihn nämlich zu dem Studium der Sternbeuterkunſt, um durch dieſe die Zukunft zu erforſchen. So glaubte er denn, daß das Schickſal der Menſchen in den Geſtirnen geſchrieben ſtehe, und daß es erlaubt ſey, es dort zu ſuchen. Indeſſen unterbrach das Studium der Theologie eine Zeit lang dieſe gefährlichen Grübeleien. Er widmete ſich jenem mit ganzem Eifer, weil er alle ſeine Commilitonen zu übertreffen ſuchte, denn Ehrſucht war damals ſeine herrſchende Leidenſchaft. Als ihm die Erlaubniß zum Predigen ertheilt ward, that er dieſes mit dem nämlichen Erfolge, als er in allem, was er bisher unternommen, gehabt hatte. Er beſaß eine überzeugende, rührende und hinreißende Beredſamkeit. Seine Ausſprache war pathetiſch und deutlich; kurz, er hatte alle Talente und Eigenſchaften, die einen vollkommenen Redner bilden

können. Als er alle bey der Fakultät zu Paris gewöhnliche Prüfungen bestanden, und den ersten Gradum erhalten hatte, endigte er seinen Studien-Cursus.

Um diese Zeit starb sein Vater, und so genoß er nun vollends eine unglückliche Freiheit, die er später durch eine so strenge Reue gebüßt hat. Sein Vater war auf sein Guth Veret gereiset, wo er sich mit dessen Verschönerung beschäftigte. Hier ward er vom Seitenstechen befallen, und sogleich gab er dem Abt davon Nachricht, mit dem Verlangen, daß er, nebst seinem Bruder, dem Malteserritter, zu ihm kommen möchte. Beide gingen sogleich nach Veret ab. Aber so sehr sie auch geeilt hatten, fanden sie dennoch den Vater so krank, daß man an seinem Leben verzweifelte. Des Abts erste Sorge war, ihm die Kirchen-Sacramente empfangen, und ihn zum Sterben vorbereiten zu lassen. Herr v. Rancé hatte bereits sein Testament gemacht, daher der Abt von ihm nur noch einige Aufklärung über die Besorgung seiner Angelegenheiten erhielt. In seiner letzten Unterredung mit dem Sohne äußerte er gegen diesen, wie sehr das Leben in der großen Welt täusche, und wie leicht es zu Ausschwei-

ſungen hinreiße; wie falſch und eigennützig die mehreſten Menſchen dächten; alles nur auf ſich ſelbſt bezögen; immer verführt würden, und andere verführten. Ich hinterlaſſe dir, (ſetzte er hinzu,) wenig Vermögen, weil ich nie Gelegenheit fand, auf erlaubtem Wege es zu vergrößern, und ich Ehre und Gewiſſen allem dem, was das Glück verführeriſches hat, vorzog. An deiner Erziehung habe ich nichts geſpart, weil ich glaubte, das ſey das beſte und nützlichſte, was Väter für ihre Kinder thun könnten. Uebrigens fürchte Gott, und nichts müſſe jemals deine dem Könige ſchuldige Treue erſchüttern. Gegen deine Freunde ſey redlich geſinnt, und hange an ihnen mit ganzem Herzen. Selbſt die, welche nicht ſo denken, ſchätzen dennoch dieſe Eigenſchaften. Hierdurch wirſt du dich ſicher auszeichnen, und einen dauerhaften guten Ruf gründen, den keine Widerwärtigkeiten des Schickſals erſchüttern können. Andere werden dich an Geburt, Rang, Vermögen und Ehrenſtellen übertreffen; in Wiſſenſchaften werden einige dir gleich, oder ſelbſt zuvor kommen; aber auf der Bahn der Tugend werden nur wenige mit dir wetteifern. Auf dieſer gehe beſtändig vorwärts, und ſey verſichert, daß du nur

in ſo fern wahre Zufriedenheit empfinden kannſt, als du wahrhaft tugendhaft ſeyn wirſt.

Ein Paar Stunden darauf ſtarb Hr. v. Rancé, und verſetzte den Abt in die tiefſte Trauer. Er ſparte weder Mühe noch Koſten bey ſeinem Begräbniſſe. Die Abſchiedsworte ſeines Vaters hatten einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er ſich ihrer in ſeiner Zurückgezogenheit beſtändig erinnerte, und nach ſeiner Bekehrung noch oft davon ſprach.

Nach des Vaters Abſterben vermehrten ſich die Einkünfte des Abts durch den Ertrag von Veret, einem der ſchönſten Güther in Touraine, und einiger andern, ſo daß ſie ſich auf ohngefähr dreißig Tauſend Livres beliefen.

Er war damals fünf und zwanzig Jahr alt, von etwas mehr, als mittlerer Größe, und wohl gewachſen. Er hatte eine glückliche, geiſtreiche Phyſiognomie, hohe Stirn, eine große, gut geformte Naſe, Augen voll Feuer, und ſein Geſicht alle Reize, die ein Mann ſich wünſchen kann. Sein Benehmen flößte zugleich Liebe und Achtung ein. Uebrigens war ſeine Conſtitution ſo zart, daß er ſchon beim geringſten Winde den Schnupfen bekam, und ſo begriff man kaum,

wie er die Anſtrengungen der Jagd und des Studierens ertragen konnte. Noch mehr ſetzte, ſeit ſeiner Bekehrung, ſeine ſtrenge Lebensart und ſeine Kaſteyung, wovon man in den letzten Zeiten faſt kein Beyſpiel gehabt hat, in Erſtaunen.

Er war faſt ein eben ſo heftiger Feind, als er ein eifriger Freund war. Doch er verbeſſerte dieſen Fehler nach ſeiner Bekehrung, und trieb die Liebe gegen ſeine Feinde ſo weit, daß man hätte denken mögen, er thue zuviel, wenn dieß anders die chriſtliche Moral erlaubte. Ueberhaupt war er zu Extremen geneigt, und er blieb ſelten auf der Mittelſtraße.

Das Talent der geſellſchaftlichen Unterhaltung beſaß er im höchſten Grade; je nachdem die Perſonen waren, mit denen er ſich in Geſellſchaft befand, war er gefällig, höflich, nachgiebig, gelehrt, ſelbſt erhaben in ſeinen Geſprächen; ohne allen Zwang, ohne alle Affectation; immer natürlich, immer geiſtreich.

So viele Vorzüge, verbunden mit einem beträchtlichen Einkommen, waren zwar große Vortheile für das Leben in der Welt, aber auch ein mächtiges Hinderniß für das Heil ſeiner Seele. Die Vergnügungen boten ſich ihm von

ſelbſt dar, und er floh nicht vor ihnen. Zwar verfiel er in keine grobe Ausſchweifungen, denn er achtete ſeinen Ruf; aber er widerſtand doch den Leidenſchaften nicht ganz.

Sein Tiſch war vorzüglich gut; in ſeinem Hauſe herrſchte die größte Reinlichkeit, und Luxus in Möbeln, in Equipage und Kleidung. Die Jagd liebte er leidenſchaftlich, und deshalb zog er Veret ſeinen übrigen Gütern vor. Hier brachte er einen Theil des Jahrs in Wohlleben und Vergnügungen zu. Ob er gleich von ſeinem Oheim, dem Erzbiſchof von Tours, um dieſe Zeit zum Prieſter geweihet wurde, und den Doctorhuth erhielt, ſo machte ihm doch das Leben, das er führte, wenig Sorge. Er wußte zwar, daß der geiſtliche Stand ein ganz anderes verlangte; aber damals gab er nur ſeiner Ehrſucht Gehör. Daß er das Biſchthum Leon ausſchlug, daran hatte ein Gefühl von Unwürdigkeit keinen Antheil, ſondern die Betrachtung, daß es von zu geringen Einkünften ſey, und daß es ihn zu weit von Paris und vom Hofe entfernen würde. Seine ganze Abſicht war darauf gerichtet, Coadjutor des Erzbiſchofs von Tours zu werden, und dieſer wünſchte es ſelbſt. Indeſſen war er mit

ſich ſelbſt nicht immer einig, denn ſeine Leidenſchaften und ſeine Einſichten ſtritten mit einander, und zuweilen ſprach er ſelbſt das Verdammungsurtheil über ſeine Verirrungen, faßte auch den Vorſatz, ſich von ſeinen Verbindungen los zu reißen. Aber er glich einem Schlaftrunkenen, der ſich wach zu machen bemühet, und dadurch oft nur in einen noch tieferen Schlaf verfällt.

Je älter er ward, deſto mehr nahm ſein Leichtſinn zu. Als er ſich einſt mit drey Freunden auf ſeinem ſchönen Landgute Veret befand, kamen alle zuſammen auf den ausſchweifenden Einfall, jeder hundert Piſtolen zu ſich zu ſtecken, und ſo lange als dieſe ausreichen würden, gleich irrenden Rittern über Land und Meer auf Abentheuer auszugehen, und ſich bloß vom Zufalle leiten zu laſſen. Sie waren eben im Begriff, dieſes Vorhaben auszuführen, als einer von ihnen eine anſehnliche Stelle vom Könige erhielt, der daher gleich abreiſen mußte, ſich dafür zu bedanken, und ſie anzutreten, worüber das ganze Project ſcheiterte. Einige Vorfälle, die ſich bald darauf ereigneten, brachten den Abt auf ernſthaftere Gedanken. Der erſte Vorfall war das Abſterben des Staats-Miniſters, Leon de Bou-

thillier, Grafen von Chavigny, ſeines Vaterbruders Sohn, der zwar ſeit dem Tode des Cardinals Richelieu nicht mehr den vorigen Einfluß, aber doch noch ſolche Freunde hatte, die dem Abt Rancé in einigen ſeiner ehrgeizigen Entwürfe unterſtützen konnten. In dieſer Rückſicht war deſſen Verluſt ihm auch ſchmerzhaft.

Ein zweiter Zufall erregte zur nämlichen Zeit ſein Nachdenken von neuem. Er ging auf dem Felde hinter der Kirche Notre-Dame zu Paris ſpazieren, und hatte ſeine Flinte bey ſich, weil er damals gern ſchoß. Einige Leute am Ufer des Fluſſes ſchoſſen nach ihm, entweder aus Verſehen, oder mit Vorſatz, und eine Kugel traf den Metallbeſchlag ſeiner Jagdtaſche, ſonſt würde er auf der Stelle des Todes geweſen ſeyn. Dieſe offenbare Vorſehung Gottes rührte ihn ſo, daß er ausrief: Ach! was wäre aus mir geworden, wenn ſich Gott meiner nicht erbarmt hätte!

Doch dieſer Eindruck erloſch wieder, als er gleich darauf, durch Vermittelung des Erzbiſchofs von Tours, zum Deputirten bey der General-Verſammlung der Geiſtlichkeit, die in Paris gehalten werden ſollte, für ſeine Provinz erwählt wurde. Dieſe Verſammlung, welche beynahe

zwey Jahre dauerte, ist durch die Wichtigkeit ihrer Verhandlungen merkwürdig geworden, und der Abt Rancé hatte daran keinen geringen Antheil. Bekanntlich mußte Franz von Harlay, Erzbischof von Rouen, der dem Hofe misfallen hatte, die Versammlung verlassen, und ward nach Gaillon verwiesen. Der Abt Rancé und die Bischöfe von Angouleme und Consevans besuchten ihn hier, um ihn zu trösten; ersterer aber that noch mehr; er vermochte die Versammlung dahin, sich durch eine Deputation für den Erzbischof zu verwenden, und Rancé selbst war einer der Deputirten. Auch erlangte die Deputation alles, warum sie bat.

Einen andern Beweis ihrer Achtung gab die Versammlung dem Abt Rancé dadurch, daß sie ihn, auf den von ihr gefaßten Beschluß, vom Eusebius, und einigen andern griechischen Kirchenvätern neue, korrecte Ausgaben zu veranstalten, die Aufsicht darüber zu übernehmen ersuchte. Gerade um diese Zeit ward der Abt, von Gaston, Herzog von Orleans, zum Ober-Almosenier ernannt. Einige Mitglieder der Generalversammlung, die darin das Uebergewicht zu erhalten suchten, und die den geraden Sinn, die

Festigkeit und Einsicht des Abts Rancé fürchteten, vereinigten sich, um ihn daraus zu verdrängen, und ihn dahin zu bringen, sie von selbst zu verlassen. Zu dem Ende ließen sie ihm durch Mittelspersonen sagen: Er sey dem Premier-Minister verdächtig geworden, und sie wüßten von sicherer Hand, daß er Befehl erhalten würde, sich aus der Versammlung zu entfernen. Diese Nachricht, wie es sich hernach ergab, war falsch, aber sie verursachte doch dem Abt Rancé große Unruhe. Zwar machte ihm sein Gewissen in Ansehung der dem Könige schuldigen Treue nicht die mindesten Vorwürfe; aber er wußte auch, wie schwach gegen Intriguen und Cabalen, besonders aber gegen einmal Wurzel gefaßte Vorurtheile, das Zeugniß eines guten Gewissens ist. In dieser Verlegenheit verließ er die Versammlung unter dem Vorwande dringender Geschäfte.

Dieses war das erste Mal, daß er sich von der Wahrheit überzeugte, wie leicht man sich durch große Vorzüge Feinde macht, und daß ein hervorstechendes Verdienst eine Art von Unrecht ist, welches fast niemals verziehen wird. Er war indessen kaum zu Veret angekommen, als seine Freunde ihm meldeten, er habe sich übereilt, denn

an der ihm mitgetheilten Nachricht sey kein wahres Wort. Allein da Rancé wußte, daß er sich mehrere mächtige Feinde gemacht hatte, daß die Vorspiegelung sich daher leicht in Wirklichkeit verwandeln könne, zumal da es so leicht war, ihm, der kein Mißtrauen kannte, hinter dem Rücken Schaden zu thun, und er überdieß in der Versammlung wenig Nutzen mehr stiften konnte, so gab er den Umständen nach, und blieb in Veret. Drey Monathe darauf ward die General-Versammlung aufgelöset.

Mit einigen auserlesenen Freunden lebte er zu Veret dem Vergnügen, besonders der Jagd. Eines Tages hörte er auf seiner Flur schießen. Er ging auf die Gegend zu, und fand hier einige benachbarte Edelleute, die ihre Bediente bey sich hatten. Unter ersteren war Einer, der sich durch eine Menge Duelle furchtbar gemacht hatte. Diesen sehen, über ihn herfallen, und ihm sein Gewehr nehmen, war bey Rancé nur die Sache eines Augenblicks. Das Erstaunen darüber benahm dem Edelmann das Vermögen, sich zu wehren, und er gestand nachher selbst, daß ihm dieß unbegreiflich sey, und ihn eine höhere Macht abgehalten haben müsse, sonst würde er den Abt

ſicher getödtet haben. Indeſſen kamen des letztern Freunde dazu, und legten den Zwiſt ohne weitere Folgen bey. Dieſer beſondere Schutz der Vorſehung machte auf Rancé tiefen Eindruck, und der Tod einiger geliebten Perſonen verſtärkte ſolchen noch. Er ſah nun ein, wie ſehr er ſich verrechnet hatte, ſein Glück auf einen Grund zu bauen, der durch ſo mancherley Zufälle erſchüttert werden könne. Von dieſer Zeit an bemerkte man in ſeinen Briefen eine Aenderung ſeiner Geſinnungen; ſie drückten ein Verlangen aus, ſich zu bekehren; doch war dieß noch ſo ſchwach, daß es die geringſte Verſuchung wieder erſticken konnte. Hingegen ein widriger Zufall, ein fehl geſchlagener Entwurf, der Kaltſinn eines Großen, die Untreue oder Gleichgültigkeit eines Freundes, ſelbſt der Ueberdruß ſinnlicher Freuden, fachten dieſen Funken wieder an.

In dieſer Stimmung befand er ſich, als ihm ein Zufall begegnete, den er ſelbſt in ſeiner Abhandlung von den Pflichten eines Chriſten, folgendermaßen erzählt. „Eines Tages traf ich einen Hirten an, der auf einem weiten Felde ſeine Herde hütete. Um ſich gegen Sturm und Regen etwas zu ſchützen, hatte er ſich unter ei-

nen Baum geflüchtet. Er war ungefähr sechszig Jahr alt, und hatte eine so anziehende Physiognomie, daß ich ihn fragte, ob ihm das Geschäft, das er treibe, auch lieb sey? Er antwortete mir, es verschaffe ihm die größte Ruhe, und es gereiche zu seiner wahren Zufriedenheit, der Führer dieser simplen und unschuldigen Thiere zu seyn. Die Tage würden ihm zu Augenblicken, und sein Stand dünke ihn so angenehm, daß er ihn allen andern vorziehe. Die Könige wären weder so glücklich noch so zufrieden, als er; zu seinem Glücke fehle es ihm an gar nichts, und er würde selbst nicht einmal verlangen, die Erde mit dem Himmel zu vertauschen, wenn er nicht glaubte, daß es auch dort Felder, und Herden zu hüten geben werde."

„Ich bewunderte, (fährt der Abt fort,) die Einfalt des Mannes, und verglich ihn mit den Großen dieser Welt, deren Ehrgeiz unersättlich ist, und die noch immer nicht genug haben würden, wenn sie auch aller Reichthümer, alles Glücks und aller Vergnügungen genössen. Ich sah ein, daß nicht die Güther dieser Welt unser Glück begründen, sondern Unschuld des Herzens, einfache und mäßige Wünsche, Entbehrung über-

flüßiger Dinge, Ergebung in den Willen Gottes, Liebe und Werthschätzung des Standes, in welchen zu versetzen es ihm gefallen hat.“

Dieser in sein Herz gestreute Saame ging aber erst später auf; denn noch verzögerten dieß seine Leidenschaften und seine Nachgiebigkeit gegen die Lockungen der Welt. Indessen verstärkte sich doch seine Liebe zur Wahrheit immer mehr, wovon folgender Vorfall einen Beweis gab. Er unterredete sich einst mit einigen ausgewählten Freunden, die ihn fast nie verließen, und die Rede fiel auf die Mehrheit der Pfründen. Einer von ihnen, der ihrer selbst mehr als eine zugleich besaß, behauptete, daß sie erlaubt sey, und führte dafür mehrere Gründe an. Vorzüglich stützte er sich zuletzt darauf, daß doch so viele, die am besten wissen müßten, was recht sey, sich in diesem Falle befänden; daher andere, die nicht so verständig und aufgeklärt wären, desto weniger befürchten dürften, sich hierin zu irren. Aber Rancé vertheidigte eifrig die entgegen gesetzte Meinung, und außer mehreren anderen Gründen, hielt er es für einen schreienden Misbrauch, daß ein einziger Mensch, der noch dazu der Kirche oft zu nichts nützlich sey, so viele Pfründen

in seiner Person vereinige, als hinreichen würden, einer Anzahl guter Menschen ihr Auskommen zu verschaffen, an deren Arbeitsamkeit er ein gutes Beyspiel nehmen könne. Ich weiß wohl, setzte er hinzu, daß ich mich hierdurch selbst verurtheile, ob ich gleich zu meiner Rechtfertigung anführen könnte, daß man mir die Pfründen, die ich besitze, gegeben hat, als ich noch zu jung war, um darüber nachdenken zu können; allein ich gestehe, daß mein Gewissen sich darüber beunruhiget, sie so lange behalten zu haben.

Von dieser Zeit an dachte er darauf, zu thun, was ihm zu Beruhigung seines Herzens nothwendig schien. Er fragte deshalb den Hrn. v. Choiseul, Bischof von Comminges, um Rath. Dieser lobte seine Bedenklichkeit in einem Punkte, über den so viele andere so leicht sich hinweg setzten. Indessen habe er doch nicht bedacht, daß im Grunde alle Aebte der Regel unterworfen wären, welche in ihren Klöstern beobachtet würde; daß sie diese selbst beobachten, ihre Mönche dazu anhalten, und ihnen selbst das Beyspiel darin geben sollten; daß es hingegen mit den weltlichen Aebten eine ganz andere Be-

wandniß habe, und dieſe den regulirten weit nachſtehen müßten. Rancé verſprach, dieſer Materie nachzudenken, und wenn er den vom Biſchofe gemachten Unterſchied gegründet finde, entweder ſeine Abteyen aufzugeben, oder ſich einkleiden zu laſſen, ſo ſehr ihm auch die Mönchskutte zuwider ſey.

Von ſeiner Liebe, wahr und unverſtellt zu handeln, noch ein Beyſpiel. Er erhielt den Auftrag, zugleich mit einem der ausgezeichneteſten Erzbiſchöfe, dem Cardinal Mazarin, eine Vorſtellung über etwas zu machen, das für die franzöſiſche Geiſtlichkeit von großer Wichtigkeit war. Der Erzbiſchof richtete aber ſeinen Vortrag ganz nach den Geſinnungen des Miniſters ein, und ſetzte das Intereſſe und die Abſicht der Corporation, die ihn zu ihrem Deputirten gewählt hatte, pflichtwidrig aus den Augen. Was er ſagte, war ganz etwas anderes, als was ihm war aufgetragen worden. Da Rancé nicht das Wort zu führen hatte, ſo hätte er es dabey bewenden laſſen können, um ſo mehr, da er ſich ſonſt den Erzbiſchof zum Feinde machen, und dem Miniſter mißfallen mußte, von dem ſein Glück allein abhing. Doch alles dieſes konnte

ihn nicht zurück halten. Er äußerte gerade zu, daß der Erzbischof sich seines Auftrags sehr übel entledige. Dieß beleidigte den Prälaten in höchstem Grade, und auch der Cardinal konnte sich nicht enthalten, sein Misfallen über eine solche Freimüthigkeit zu äußern. Die Tugend hat indessen das eigene, selbst ihren Feinden Achtung abzuzwingen, und so flößte auch Rancé's Rechtschaffenheit dem Cardinal eine noch größere Hochschätzung ein, so daß er ihn um seine Freundschaft bat.

Mit seiner Liebe zur Wahrheit hielt seine Uneigennützigkeit gleichen Schritt. Er besaß eine, unter den Menschen seltene, Hoheit der Seele. Dieß war einer der hervorstechendsten Züge in seinem Character. Zwar hatte er den Wunsch, sich empor zu schwingen; aber er verachtete alle niedrige, krumme Wege, alle Mittel, die sich mit der Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Freundschaft nicht vertrugen. Nichts war gewisser, als daß er die Coadjutorstelle zu Tours erhalten haben würde, wenn er gegen seine Meinung hätte reden, und eine Parthey nehmen wollen, die er nicht billigte, ja noch überdieß seinen Freunden

untreu werden. Er ſchlug daher die ihm deshalb gemachten Anträge aus.

Für Andrer Leiden hatte Rancé von jeher ein Theil nehmendes Herz. Noch vor ſeiner Bekehrung ſtellte ſich einſt eine arme Frau, die ihn kannte und oft durch das Dorf kommen ſah, an den Weg, um ihn um ein Allmoſen zu bitten. Der Abt kam, und die Frau redete ihn an, er verwies ſie an ſeinen Kammerdiener, der einige Schritte hinter drein folgte; aber ſtatt dieſen um ein Allmoſen zu bitten, ſtellte ſie ſich, als wenn er ſie umgeritten hätte. Auf ihr Geſchrey kehrte der Abt um, verwieß dem Kammerdiener ſeine Unvorſichtigkeit, ſuchte die Frau auf alle Art zu beruhigen, und gab ihr zwey Piſtolen. Kaum aber war er hundert Schritte weiter, als ihm einfiel, daß die Frau ihm geſagt habe, ſie ſey ſchwanger. In dieſer Rückſicht fand ſein Mitleiden eine Unterſtützung von zwey Piſtolen zu gering; er kehrte alſo wieder um, und gab ihr noch vier.

Rancé lebte mit ſeinen Freunden zu Veret zwar noch immer faſt auf dem nämlichen Fuß als zuvor, aber nicht mehr mit der nämlichen inneren Ruhe. Eine geheime Stimme in ſeinem Herzen flüſterte ihm zu, daß er für die Freuden

dieſer Welt nicht geſchaffen ſey, und daß ſie nicht im Stande wären, ihn glücklich zu machen. Um ſich mehr zu ſammlen, beſchloß er, nach Paris zu gehen, und ſich auf eine Zeit lang zu den Vätern des Oratoriums *) zu begeben, und hier überließ er ſich der Leitung des Paters de Mouchy, eines Mannes von vornehmer Geburt, großen Kenntniſſen, vorzüglicher Frömmigkeit, und vom Publicum ſehr geachtet. Dieſem öffnete Rancé ſein Herz, nahm von ihm Anweiſung, eine Generalbeichte ablegen zu können, die er auch wirklich in der Anſtalt ablegte, und er that alles, was man ihm ſonſt vorzuſchreiben für gut fand. Anfangs behandelte ihn der P. Mouchy ſehr gelinde, nachher aber legte er ihm ſtrenge Bußen auf. Rancé ließ ſich alles gefallen; er fand ſogar, daß man ihn zu ſanft behandle, und ſo fügte er den ihn aufgelegten Bußen noch die hinzu, auf bloßen Brettern zu ſchlafen. Der P. Mouchy ſetzte eine Anweiſung für ihn auf, wie

*) L'Inſtitution des Pères de l'Oratoire, war eine Anſtalt, wo diejenigen, welche ſich hinein begaben, unterrichtet wurden, und eine Art von Probejahr hielten.

wie er ſein Leben, mit Rückſicht auf ſeine Lage, einzurichten habe. Dieſe befolgte der Abt genau, und änderte ſein Betragen ganz und gar. Nun erſt ward er ein wahrer Chriſt, ſtatt daß er bisher bloß ein rechtlicher Mann geweſen war.

Bald darauf, als er das Oratorium verlaſſen hatte, kehrte er nach Veret zurück, und lebte hier ferner als ein Mann von Stande, denn im Aeußern blieb noch alles wie zuvor. Seine Bekehrung machte daher wenig Aufſehen; viele Menſchen wußten nicht einmal etwas davon. Des Königs Bruder, Gaſton, Herzog von Orleans, deſſen Ober-Almoſenier er war, erfuhr ſie indeſſen. Auch dieſer Fürſt war von ſeiner Verirrung zurück gekommen, und dachte darauf, ein chriſtliches Leben zu führen. Er glaubte, hierzu könne der Abt Rancé ihm von großem Nutzen ſeyn, und ſo ließ er ihn kommen. Der Herzog empfing ihn um ſo gütiger, da er ihn in einer Stimmung fand, in die er ſich ſelbſt zu verſetzen wünſchte; am ganzen Hofe aber hatte er Niemand um ſich, der ihn darin unterſtützte, vielmehr widerſetzte ſich alles ſeiner guten Abſicht. Die Hofleute ſchrieben ſeine Aenderung einer Melancholie zu, glaubten, daß dieſe ſeiner Ge-

ſundheit nachtheilig werden könne, und ſuchten ihn daher durch Vergnügungen und aufgeräumte Geſellſchaft zu zerſtreuen. Den Abt Rancé betrachteten ſie als einen läſtigen Reformator und Freudenſtörer, und ſo dachten ſie bloß darauf, ſeine Abſicht zu vereiteln, und dem Prinzen eine üble Meinung von ihm beyzubringen. Allein da der Abt ſein feines Betragen, ſeine angenehme Manieren und ſeine Unterhaltungsgabe beybehalten hatte, ſo gewann er dennoch das Zutraueu der mehrſten Hofleute.

Der Herzog ſchüttete ſein Herz gegen ihn aus, geſtand ihm auch, daß er eine Ahnung von ſeinem nahen Tode habe, der ihm um ſeines vergangnen Lebens willen ſchreckliche Unruhe verurſache. Rancé ſtellte ihm offenherzig vor, was er zu thun habe; der Prinz machte ſich ſeine Winke zu Nutz, und ſein Leben wurde von nun an eben ſo erbaulich, als es zuvor das Gegentheil geweſen war, ſo daß der ganze Hof eine andre Geſtalt gewann. Der Herzog machte täglich Fortſchritte in der Frömmigkeit; doch ſeine Ahnung ging bald in Erfüllung: er ward krank, und ſtarb. Rancé verließ ihn nie, ſtärkte ihn durch Beyſpiel und Ermahnung, uud bereitete

ihn vor zum Empfange der letzten Sakramente, die der Prinz auf die erbaulichſte Weiſe erhielt. In dieſen Verrichtungen ſtand dem Abte der P. Mouchy bey, der in den letzten Tagen angekommen war. Kaum war der Herzog geſtorben, als ſeine Hofleute ihn verließen. Jeder von ihnen nahm, was ihm anſtand. Rancé und Mouchy blieben faſt ganz allein bey der Leiche. Letzterer benutzte dieſes belehrende Beyſpiel, um die angefangene Bekehrung des Abts Rancé zu vollenden. Auf dieſen machte der Tod des Prinzen einen um ſo tiefern Eindruck, da er in ihm einen großen Gönner, und mit ihm eine bedeutende Stelle verlor.

Während man den Leichnam einbalſamirte, ſagte Mouchy zu Rancé: Was iſt nun aus dem Fürſten geworden, der ſo hoch ſtand, ſo verehrt wurde, ſo nahe der Krone war? Von dem Augenblicke an, wo für ihn die Zeit aufhörte, und die Ewigkeit anfing, gab es für ihn keine Ehre, keine Auszeichnung, keinen Ruhm, kein Vergnügen mehr. Alles iſt verſchwunden! Da liegt er, wie alle übrige Menſchen, jetzt ein Gegenſtand, der Abſcheu erregt; oder vielmehr, er ſteht jetzt vor Gott, vor dieſem furchtbaren Richter, bey

dem kein Anſehen der Perſon gilt. Gott hat jetzt, indem ich dieß ſage, über ſein Schickſal auf immer entſchieden. Er iſt jetzt auf ewig entweder glücklich, oder unglücklich.

Rancé, von dieſen Worten gerührt, geſtand, daß er noch zu ſehr an dem Nichts der Dinge dieſer Welt hange, und daß er fürchte, Gottes Langmuth zu ermüden. Der P. Mouchy ward hierdurch zu der Bemerkung veranlaßt, daß Gott ein getheiltes Herz nicht liebe; daß wer auf der Bahn der Tugend nicht vorwärts ſchreite, zurück gehe; daß man durch Trägheit oder Aufſchub der Gnade Gottes ganz verluſtig gehen könne.

Rancé wurde durch alles dieſes ſo gerührt, daß er auf einmal einen feſten Entſchluß faßte. Nun wohl! ſagte er zu Mouchy: künftig ſoll die Welt mir nichts mehr ſeyn; ich thue auf ſie gänzlich Verzicht, und verlaſſe ſie auf immer. Aber wie ſoll ich mich dabey benehmen? Ich habe eine Menge Geſchäfte zu beſorgen, ich ſtehe in mancherley Verbindungen, ich beſitze mehrere Pfründen, ich bin auf tauſenderley Art mit der Welt verknüpft. Gern wollte ich ſie noch heut, in dieſer Stunde, in dieſem Augenblicke verlaſſen; aber wie ſoll ich mich von allem dem Wirwar los machen?

Der P. Mouchy zeichnete ihm den Plan vor, den er nicht übereilt, sondern ruhig und mit Bedacht zu befolgen habe. Mouchys Absicht ging dahin, aus Rancé einen regulirten Abt zu machen, und dieser hatte auch damals keine andere Idee. In die Stelle der ehemaligen Vergnügen, traten nun Ruhe, Zufriedenheit und Freudigkeit des Herzens. Beide Freunde trennten sich, nachdem das feierliche Begräbniß vorüber war. Rancé ging nach Veret zurück, Mouchy nach Paris, wo sie sich beide wieder treffen wollten.

Auf dem Wege nach Veret bedachte Rancé, daß er dort durch zu viel Besuch würde zerstreut werden; daher änderte er seinen Plan, und reisete zu einem Freunde, der zwar in einer einsamen, aber sehr angenehmen Gegend wohnte. Hier überdachte er mit Reue sein vergangenes, für die Ewigkeit verlornes Leben, und suchte sich auf alle Weise in seiner Sinnesänderung zu bestärken. Sechs Wochen hatte er in dieser Einsamkeit so zugebracht, als er von einigen Personen aus der Nachbarschaft erkannt wurde. Dieß bewog ihn nach Veret zurückzukehren. Doch mit ganz andern Augen betrachtete er nunmehr diesen Landsitz; er erschrack über dessen Pracht und Ein-

richtung; jetzt faßte er den Entschluß, die Möbeln zu verkaufen, und was daraus gelöst würde, den Armen, als einen ihnen gebührenden Ersatz, zu geben. Da sich dieß nicht gleich auf der Stelle ausführen ließ, so verbannte er wenigstens vorerst allen Luxus, und alle Bequemlichkeiten, die hier so lange geherrscht hatten. Er verabschiedete den größten Theil seiner Dienerschaft, und behielt davon nur so viel, als er durchaus nöthig zu haben glaubte. Er verkaufte seine Silbergeräthe, und gab den Armen den Ertrag. Die größte Einschränkung auf seinem Tisch, denn er begnügte sich mit bloßer Hausmannskost. Die Jagd, die er so leidenschaftlich geliebt hatte, gab er ganz auf. Dagegen gewöhnte er sich zur Erholung, und er machte weite ganze Spaziergänge. Aber da er fand, daß ihm diese Zerstreuung zu sehr anzog, so glaubte er Verzicht darauf thun [illegible] denn er fürchtete, sie möchten ihn am Gebete, und an heiligen Beschäftigungen hindern, die allein mit seinem Stande verträglich waren.

Seine äußerliche Kleidung entsprach seinem übrigen Benehmen, er trug keine seidenen Zeuge mehr, sondern bloßes Tuch. Einmal hatte er auf

und gleichsam immer zu Haus, das Wetter mochte beschaffen seyn, wie es wollte. Den einen unterrichtete er, den andern fand er in seiner Krankheit bey, und alle unterstützte er in ihren Streitigkeiten. Dieselbe suchte er entweder zu verhüten, oder durch seinen Rath und seine Dienstfertigkeit beyzulegen. Ueberall war er Friede und Ruhe zu verbreiten bemüht. Die Beschränkung aller unnöthigen Ausgaben, und die Sparsamkeit gegen sich selbst, wurden zu einer reichhaltigen Hülfsquelle für die Armen. Von allen Seiten kamen sie nach Bern, und es machte ihm Vergnügen, sie am Einkommen verzehren zu sehen, das sie lange zu Befriedigung seines Luxus und seiner Eitelkeit geliefert hatte. Während der Zeit, daß er sich im Jahre 1780, und zum Theil auch in den folgenden Jahren zu Bern aufhielt, ernährte er mehr als fünf Hundert Arme. Er unterstützte alle ihre Bedürfnisse. Einem gab er Kleider, andern Arzney, und allen die Nahrungsmittel, deren sie bedurften. Die dreyßig Tausend Livres, welche er damals an Einkünften ohngefähr bezog, wendete er bloß hierzu an. Niemand gab jemals lieber als er.

Weret war der Stadt Tours zu nahe, als daß der Erzbischof, Rancé's Oheim, von dem, was dort vorging, nicht hätte Nachricht erhalten sollen. Zwar glaubte er, des Neffens veränderte Lebensart sey nur eine vorüber gehende Laune; aber als er sah, daß dieser in Bußübungen und Almosenspenden immer weiter ging, so daß er besorgte, er werde sich zu Grunde richten, so lud er ihn unter dem Vorwande, einige Geschäfte mit ihm abzumachen, zu sich ein. Wie erstaunte er, den Neffen so verändert zu finden! Er suchte alles hervor, ihn von seiner nunmehrigen, seiner schwächlichen Constitution so wenig angemessenen, Art zu leben, abzubringen. Er erbot sich von neuem, alles anzuwenden, daß er zu seinem Coadjutor ernannt würde. Aber alles war vergeblich. Der Abt, der dieß voraus gesehen, hatte sich gegen alle Vorstellungen so gewaffnet, daß alle Pfeile abprüten. Zuletzt nahm der Erzbischof zu Neckereyen seine Zuflucht. Rancé würde diese früher sicher nicht ertragen haben; jetzt hingegen verdroß es ihn bloß, daß er einen Feind seines guten Vorhabens in der Person eines Prälaten fand, der seiner Meinung nach solches vielmehr hätte begünstigen sollen, und so

beſchloß er, den Oheim nie wieder zu ſehen. Auch geſchah dieß nicht eher, als bis der Erzbiſchof verſprochen hatte, ſich ſeinem Vorhaben weiter nicht zu widerſetzen. Er hielt aber nicht Wort, fing indeſſen das Ding anders an. Um ihn aus ſeiner Einſamkeit zu ziehen, ſpiegelte er dem Abte vor, die biſchöflichen Verrichtungen würden ihm bey zunehmendem Alter zu ſauer, als daß er ſich ihnen gehörig widmen könne; er habe daher ſeiner Beyhülfe nöthig, und zu dieſer ſey er mehr als ein Fremder verpflichtet, auch dazu fähiger. Dieß werde ihm zugleich Gelegenheit geben, die Einſichten, welche er ſich in ſeiner Zurückgezogenheit erworben habe, praktiſch für andre zu nutzen. Wenn er auch auf den Oheim keine Rückſicht nehmen wollte, ſo ſey es doch unrecht, gegen die Kirche, als die Mutter aller Gläubigen, eben ſo gleichgültig zu ſeyn. Die Tugend beſtehe endlich nicht darin, für ſich allein zu leben, und nur an ſeiner eigenen Seele Heil zu denken, ohne ſich um das Wohl anderer zu bekümmern, und Gott werde wegen des Gebrauchs ſeiner Talente eine um ſo ſtrengere Rechenſchaft von ihm fordern, je ausgezeichneter ſolche wären.

Rancé antwortete: Es werde nicht ſchwer halten, jemand zu finden, der viel geſchickter als er ſey, den Erzbiſchof in ſeinem Amte zu unterſtützen. Er glaubte, der Kirche durch ſein Gebet, durch ſeine Vervollkommnung und durch Erbauung des Nächſten, ebenfalls nützlich zu ſeyn. Er kenne ſich und ſeine Schwachheiten zu gut, als daß er es wagen könne, die Zurechtweiſung anderer zu übernehmen. Jetzt müſſe er erſt ſehen, wo es mit ihm hinaus wolle, und dann werde er ſich weiter erklären. Bis dahin möchte der Erzbiſchof geſtatten, daß er bloß an ſeiner eigenen Beſſerung arbeite. Wenn dieß auch gerade für andere nicht das nützlichſte ſeyn ſollte, ſo ſey es doch für ihn ſelbſt das ſicherſte.

Da der Erzbiſchof indeſſen ihn durchaus von dem einſamen Leben abzuziehen ſuchte, ſo bat er ihn, wenigſtens die Aufſicht über die Nonnenklöſter ſeiner Diöces zu übernehmen; doch auch dieß ſchlug der Abt aus. Für ein ſolches Amt, ſagte er, ſey er zu jung. Später entſchuldigte er ſich noch mit dem neuen Grunde, daß er die, welche dieſes Amt jetzt ohne Tadel verſähen, nicht zu verdrängen geſonnen ſey. Nun ließ der Erzbiſchof ihn endlich in Ruhe.

Nach und nach hatte sich das Gerücht von Rancé's Bekehrung in Paris und unter seinen übrigen Freunden verbreitet. Mehrere von ihnen kamen nach Veret, einige um sich näher von der Wahrheit zu unterrichten, andere um ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Er empfing sie mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, (denn diese blieb ihm eigen bis an sein Ende,) allein übrigens verstellte er sich gegen sie nicht im geringsten, sondern erklärte ganz offen, wie sehr er jetzt die Welt verachte, hingegen die Vortheile und die Süßigkeit eines einsamen Lebens schätze. Seine Freunde machten ihm ohngefähr die nämlichen Vorstellungen als der Erzbischof, und meinten, wenn er durch die jetzige Art zu leben, seine Gesundheit untergraben habe, so würde er mit Schaam und Reue zurückkehren. Rancé gesteht in einem seiner Briefe, daß ihn dieß letzte sehr verdrossen, und er mit einigem Aerger geantwortet habe: Er glaube nicht, daß Gott ihn jemals so weit verlassen werde, ein Leben aufzugeben, wie er es jetzt durch seine Gnade zu führen angefangen; daß wenn ihm aber ein solches Unglück begegnen sollte, es eine wohl verdiente Strafe seiner Unbeständigkeit seyn würde.

Als seine Freunde sahen, daß sie durch fernere Gegenvorstellungen ihn in seinem Vorsatze nur bestärken würden, so verließen sie ihn. Im Publikum wurden über das Zurückziehen des Abts sehr verschiedene Urtheile gefällt. Einige meinten, es sey eine Anwandlung von philosophischem Mismuth, die nicht von Dauer seyn werde; andere hielten dafür, er sey der Welt überdrüßig, weil er kein so großes Glück darin gemacht habe, als er im Sinn gehabt. Man ging gar so weit, zu sagen: Das sey alles nur Verstellung einer verborgenen Ehrsucht; der Weg, den er eingeschlagen habe, sey zwar verdeckt, aber dennoch eben so sicher; wenn er seinen Zweck erreicht habe, werde er die Maske fallen lassen, und eben so leben, wie zuvor. Gerade die wenigsten schrieben seine Zurückziehung der wahren Ursache zu. So entfernt sind die Menschen, zu glauben, daß man sich aus reinen, uneigennützigen Bewegungsgründen Gott ergeben könne.

Zwar erfuhr der Abt diese mancherlei Urtheile, doch setzte er sich über sie hinaus, so äußerst besorgt er auch zuvor in Ansehung seines Rufs gewesen war. Er wurde so gleichgültig über die falschen Meinungen der Menschen von

ihm, daß er sich nie die Mühe gab, ein Wort darüber zu verlieren. Als indessen eine Person von Stande, die zugleich sein Freund war, ihn um die wahren Bewegungsgründe seiner Sinnesänderung befragte, glaubte er eine Ausnahme von der Regel machen zu müssen, und unter der Bedingung der Verschwiegenheit, antwortete er folgendes: „Sie fragen mich, aus welchen Gründen ich die Welt verlassen habe, und ich will Ihnen gerade heraus gestehen, daß ich ihrer müde ward, weil ich nicht darin fand, was ich suchte. Ich sehnte mich nach einer Ruhe, die sie mir zu geben nicht vermögend war, und hätte ich sie auch zu meinem Unglücke in ihr gefunden, so würde ich vielleicht mich um weiter nichts bekümmert haben. Die Bande, durch welche ich mit ihr vereiniget war, misfielen mir so sehr, daß ich mich vor mir selbst schämte. Die mir sonst so angenehmen Gesellschaften, die Vergnügungen, die Plane zum Emporkommen und zum Glück, schienen mir so leer, so eitel, daß ich sie mit Eckel zu betrachten anfing. Die mehrsten Menschen waren mir verächtlich, denn ich fand bey ihnen weder Rechtschaffenheit noch wahre Ehrliebe und Treue. Alles dieses zusammen ge-

nommen bewog mich, Gegenstände zu fliehen, die ihren Reiz für mich verloren hatten, und etwas besseres zu suchen.“

Wenn Rancé sich gleich der Welt entzogen hatte, so genoß er in seiner Einsamkeit dennoch keiner völligen Gemüthsruhe. Vier Dinge machten ihm noch Sorge: die Mehrheit seiner Pfründen; der Gebrauch, den sein Vater von deren Einkünften gemacht hatte, ehe er selbst Herr darüber war; seine eigene noch schlimmere Verwendung dieser Einnahme; und sein Landhaus zu Veret, das ihm für einen Menschen, der sein ganzes Leben hindurch Buße thun will, viel zu prächtig schien. Ueber diese Bedenken zog er verschiedene verständige Männer zu Rath; allein durch die Verschiedenheit ihrer Meinungen wurde seine Unschlüssigkeit nur noch vermehrt. Er selbst hätte zwar diese Zweifel recht gut auflösen können, doch in der damaligen Lage seines Gemüths war er nicht unbefangen genug, und trauete sich selbst nicht recht. Gerade um die Zeit kam der Bischof von Comminges, der in seine Diöces zurück kehrte, nach Veret. Rancé hatte keinen bessern Freund, und sein Zutrauen zu ihm war unbegrenzt. Diesem trug er seine Bedenken vor,

und äußerte dabey, daß seine Entscheidung ihm zur Norm dienen solle. Der Bischof erwiederte: Da er jetzt durchaus gleich nach Hause zurückkehren müsse, und die Zeit zu kurz sey, eine so wichtige Sache gehörig zu überlegen, so könne er ihm keinen andern Rath geben, als den er selbst in gleicher Lage befolgen würde, nämlich, sich an den Bischof von Alet zu wenden, den er als einen aufgeklärten und frommen Mann kenne, an den er sich in allen eigenen Verlegenheiten immer gewendet, und sich bey seinen Rathschlägen wohl befunden habe. Wenn Rancé erst in Anet gewesen sey, dann möchte er den Bischof besuchen, damit sie mit mehrerer Ruhe überlegen könnten, was weiter zu thun sey.

Hiermit war der Abt zufrieden, und versprach, so bald er nur noch einige dringende Geschäfte abgemacht habe, nach Anet zu gehen. Er machte indessen noch zuvor eine Reise nach seiner Abtey la Trappe. Hier fand er alles in einem erbärmlichen Zustande. Zwar beschloß er gleich damals, mehr Ordnung einzuführen, da er aber sich dießmal nur kurze Zeit aufhalten konnte, so mußte er die Ausführung seines Vorsatzes bis zur Wiederkunft verschieben.

Rancé ging nach Paris, um ſich mit dem Pater Mouchy über ſeine Reiſe nach Anet zu beſprechen. Auch ihm theilte er alle die Bedenken mit, die er dem Biſchof von Comminges vorgelegt hatte, deſſen Meinung, den Biſchof von Anet darüber zu Rath zu ziehen, Mouchy beytrat. Er ſagte Rancé zugleich, daß der Biſchof jetzt ſeine Diöces bereiſe, und erſt in zwey oder drey Monaten zu Haus kommen würde. Das ſchien dem Abte ein langer Termin zu ſeyn, denn es lag ihm zu viel daran, aus ſeiner Ungewißheit zu kommen. Der Aufenthalt zu Paris war ihm unerträglich; er ſah es jetzt mit andern Augen an, als vormals. Die Beſuche waren ihm läſtig, und doch konnte er um des Wohlſtandes willen es nicht vermeiden, Beſuche zu geben und anzunehmen. Mouchy, der des Abts Unluſt bemerkte, rieth ihm, nach Chalons zu reiſen, und ſich dort bey dem Biſchofe, der einer ſeiner beſten Freunde war, einige Zeit aufzuhalten. Dieß that er, und der Biſchof empfing ihn als einen Freund, den er immer geliebt hatte, und ſeit ſeiner Bekehrung noch zärtlicher liebte. Dieſe Liebe vergalt der Abt durch völlige Offenherzigkeit, und er äußerte, daß wenn er

dem Bischof nicht versprochen hätte, sich bey ihm Raths zu erholen, er seine Reise nicht fortsetzen würde, um dort Vorschriften über sein Verhalten einzuziehen. Indessen wollte der Bischof von Chalons über die Art, wie er künftig sein Leben einrichten solle, nichts entscheiden, aber er mißbilligte doch im allgemeinen die Mehrheit der Pfründen, und war der Meinung, daß wenn der Abt gleich verbunden sey, das Unrecht wieder auszugleichen, welches etwa sein Vater der Kirche zugefügt haben möchte, er sich dennoch als dessen Erbe nicht entbrechen könne, seine Verpflichtungen zu erfüllen, und seine Schulden zu bezahlen. Uebrigens aber könne er des Abts gar zu große Eingezogenheit nicht billigen, wenigstens nicht, daß sie immer daure, da Gott ihm seine großen Talente nicht gegeben habe, um sie ungenutzt zu lassen. Indessen werde dieß, so wie die übrigen Punkte, der Bischof von Alet am besten entscheiden.

Rancé reisete daher im Sommer 1660 nach Alan, dem gewöhnlichen Aufenthalte des Bischofs von Comminges, hörte aber hier, daß der Bischof von seiner Visitationsreise noch nicht zurück gekehrt sey. Er beschloß, dessen Rückkehr

in Alan abzuwarten, und dieſe Tage mit Andachtsübungen zuzubringen. Die vortheilhafte Veränderung, welche in jeder Rückſicht mit ihm vorgegangen war, konnte der Biſchof von Comminges nicht genug bewundern. Eines Tages, als beide ſpatzieren gingen, und ſie an einen einſamen Ort kamen, wo man die höchſten Spitzen der Pyrenäen überſehen konnte, auf denen das Auge des Abts ſo nachſinnend verweilte, daß er ganz in ſich verſenkt war, ſagte der Biſchof zu ihm: Er ſehe ſo aus, als wenn er eine Stelle ſuche, wo er ſich eine Einſiedeley bauen könne. Der Abt erröthete, doch war er aufrichtig genug, zu geſtehen, daß dieß wirklich ſein Gedanke geweſen ſey, und daß er glaube, nichts beſſeres thun zu können. Wenn das iſt, antwortete der Biſchof, ſo können Sie ſich an Niemand beſſer wenden, als an mich, denn ich kenne dieſe Gebürge; ich bin da oft bey meinen Viſitationen durch gekommen. Ich weiß dort einige Stellen, die ſo grauſig, und von allem Verkehr ſo ganz entfernt ſind, daß Sie damit zufrieden ſeyn werden, ſollten Sie auch noch ſo ſchwierig in ihrer Wahl ſeyn. Der Abt glaubte nichts anders, als daß der Biſchof im Ernſt ſo ſpre-

che, und bat gleich mit ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit, ihm dieſe Stellen zu zeigen, Dafür werde ich mich wohl hüten! erwiederte der Biſchof; dieſe Stellen ſind ſo verführeriſch, daß wenn Sie einmal dort wären, es nicht mehr möglich ſeyn würde, Sie wieder weg zu bringen. Dann ſetzte der Biſchof in einem ernſthaftere Tone hinzu: Glauben Sie denn, daß man Gott nur angenehm ſeyn könne, wenn man ſich in eine Wildniß verbannt? Welchen Verſuchungen würden Sie da nicht ausgeſetzt ſeyn, wenn Sie ſich ſelbſt überlaſſen, und aller Unterſtützung beraubt wären, welche die Frömmigkeit im Umgange edler Menſchen findet! Ich will nicht einmal der thätigen Menſchenliebe erwähnen, von der Sie wenig zu empfinden ſcheinen; und doch iſt dieß, nach des Heilandes ausdrücklicher Erklärung, gerade der Punkt, der unſer Urtheil an jenem Tage beſtimmen wird.

Der Abt wollte ihn hier unterbrechen, aber der Biſchof fuhr im Eifer alſo fort: Nichts, nichts! Mögen die Unwiſſenden ohne Unterricht bleiben, die Betrübten ohne Troſt, die Armen ohne Erleichterung, die Kirche ohne Unterſtützung. Das kümmert Sie wenig. — Mit ſanfterem

Tone ſetzte er hinzu: Denn kurz, was wollen Sie, daß man von einem Manne ſagen ſoll, dem Gott ſo viele Talente verliehen hat, wodurch er der Kirche nützlich werden könnte, und der nur an ſeine Wildniß, ſeine Einſiedley, das heißt, nur für ſich ſelbſt zu leben denkt?

Rancé wußte, wie zärtlich der Biſchof ihn liebte, und aus welcher reinen Quelle dieſe Vorſtellungen floſſen, und eben deshalb verſuchte er, ſich zu vertheidigen. Ich kenne mich beſſer, ſagte er, als irgend ein andrer; ich kann nicht mistrauiſch genug gegen meine Empfänglichkeit ſchlimmer Eindrücke und meine Reizbarkeit bey allem, was Herz und Sinnen ſchmeichelt, ſeyn. Ein Menſch wie ich, kann nicht ohne Gefahr das Weltleben fortſetzen, oder nur zur Hälfte darauf Verzicht thun. Was für einen andern bloß ein guter Rath wäre, iſt ein Gebot für mich. Gern wollte ich zum Seelenheil andrer etwas beytragen, indem ich mein eigenes gründete; aber wenn ſich, um meiner Schwachheit und böſen Neigungen willen, beides zugleich nicht thun läßt, ſo muß ich wenigſtens darauf denken, mich ſelbſt zu retten.

War der Bischof gleich überzeugt, daß diese Aeußerungen nur ihren Grund in der tiefen Demuth des Abts hätten, und daß er in der That nicht so beschaffen sey, als er von sich behauptete, so hielt er es doch nicht für rathsam, weiter in ihn zu dringen, sondern das weitere dem Bischof von Alet zu überlassen. Rancé selbst versprach, dessen Meinung zu befolgen, sie möge ausfallen, wie sie wolle. Einige Tage darauf erfuhr der Abt, daß der Bischof von seiner Visitation zurück gekommen sey, und sogleich reisete er zu ihm.

Der Abt war dem Bischof nicht ganz unbekannt; der Ruf von seiner Bekehrung und seinen großen Eigenschaften hatte sich auch bis zu ihm verbreitet. Ueberdieß hatten die Bischöfe von Chalons und von Comminges, die seine besondern Freunde waren, in ihren Briefen des Abts Rancé zu vortheilhaft gedacht, als daß er ihn nicht mit großer Herzlichkeit hätte aufnehmen sollen. Dieß flößte Rancé ein solches Vertrauen ein, daß dieser ihm alle seine Bedenklichkeiten mittheilte.

In Ansehung des ersten Punkts, den üblen Gebrauch betreffend, den des Abts Vater von

dem Ertrage der Pfründen gemacht hatte, war des Biſchofs Meinung: Rancé müſſe zuvörderſt die Verpflichtungen der Erbfolge erfüllen, ſeinen Bruder und ſeine Schweſter abfinden, und zu dem Ende ſein Vermögen zu Gelde machen. Von dem, was übrig bleibe, müſſe er die vernachläßigte Reparatur der Kirchen beſtreiten, und die Armen bedenken, die der ihnen gebührenden Almoſen ſo viele Jahre beraubt worden wären.

Gegen das letztere machte der Abt die Einwendung: daß es ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn würde, dieß zu bewerkſtelligen, weil die mehrſten von denen, die Anſpruch darauf machen könnten, geſtorben wären, oder ſich anders wohin begeben hätten. Der Biſchof meinte, es ſey hinreichend, wenn Rancé die ganze Summe dem Hotel Dieu oder General-Hospital zu Paris ſchenkte, weil in dieſes Arme aus allen Provinzen des Königreichs aufgenommen würden, und ihm überdieß bekannt ſey, daß beide Hospitäler der Unterſtützung jetzt ſehr bedürften, ſo daß das Leben einer Menge Armer, die keine andre Zuflucht hätten, von dieſer Beyhülfe abhange.

Wenn ich auf die Art, ſagte Rancé, mein ganzes Vermögen den Armen gebe, ſo werde ich

meine ganze Familie gegen mich aufbringen; sie wird mir dieß nie verzeihen, und ihr Fluch auf mir ruhen. Da er indessen gestehen mußte, daß er kein andres Mittel wisse, die Kirchen und die Armen zu entschädigen, so sagte der Bischof: Vermuthlich haben Sie doch von mir nicht zu wissen verlangt, was Ihrer Familie angenehm seyn möchte, sondern was Sie zu thun verpflichtet wären? Hier findet aber der Spruch des Evangeliums Anwendung: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth; so wie Paulus Worte: Wenn ich den Menschen zu gefallen suchte, so würde ich kein Diener Jesu Christi seyn.

Die Mehrheit der Pfründen verwarf der Bischof unbedingt, und äußerte zugleich, daß Rancé um so mehr verbunden sey, die seinigen aufzugeben, als sein Beyspiel von großem Einflusse seyn würde. Wenn er indessen sein Vermögen den Armen überlasse, so könne er von seinen Pfründen so viel behalten, als zu einem anständigen Auskommen nöthig sey, und auf dieses könnten nur diejenigen Anspruch machen, welche der Kirche nützliche Dienste leisteten, nicht aber solche Geistliche, die es bloß dem Nahmen

nach wären, höchstens geistliche Kleidung trügen, übrigens aber sich mit ganz andern Dingen beschäftigten, ja sogar zuweilen ihrem Stande Schande machten.

Bey Gelegenheit dieses Puncts sprach der Bischof auch über die Pflichten eines weltlichen Abts. Dieß sey kein bloßer Titel, sondern ein solcher Abt sey verpflichtet, für die Erhaltung der geistlichen Gebäude und Güther der ihm anvertrauten Kirche, so wie für den Unterhalt der Armen zu sorgen, alle Unordnungen abzustellen, und keine einreißen zu lassen.

Jetzt kam es noch auf die Bestimmung der Lebensart an, welche der Abt führen solle. Letzterer wiederholte das, was er dieserhalb dem Bischof von Comminges gesagt hatte, und überließ nun dem Bischof von Alet die Entscheidung. Dieser erklärte sich dahin: daß er es nicht mißbilligen könne, wenn der Abt, so bald er seine Angelegenheiten berichtiget habe, sich einige Zeit in die Einsamkeit zurück ziehe. Er kenne selbst kein besseres und schicklicheres Mittel, sich der weltlichen Gedanken zu entschlagen, und sich bloß mit solchen zu beschäftigen, die uns zu Erfüllung unsrer Pflichten vermögen können. Da-

gegen glaube der Biſchof nicht, daß Rancé zu einer beſtändigen Einſamkeit berufen ſey, und die Gründe für dieſe Meinung ſetzte er ihm auseinander. Doch ſo geneigt Rancé auch war, dem Biſchof in allem nachzugeben, ſo blieb er doch in Anſehung des letzten Punkts andrer Meinung, denn ſeine Liebe zu einem einſamen Leben nahm mit jedem Tage zu. Indeſſen ließ er ſich hiervon nichts merken, und äußerte bloß, daß ſie beide hierüber ſich von Gott Aufklärung erbitten wollten.

Von Alet reiſete der Abt zu dem Biſchof von Pamiez, dem er mit heiterer Miene erzählte: Sein Nachbar, der Biſchof von Alet, ſey hart mit ihm umgegangen; er habe ihn ſeines ganzen Vermögens beraubt, und ihm nichts gelaſſen, als ſeine Pfründen, und ſelbſt in Anſehung dieſer habe er ihm ſo ſtrenge Regeln vorgeſchrieben, daß es faſt ſo gut ſey, als wenn er ihm alles genommen hätte.

Der Biſchof fragte ihn, was für Pfründen er beſitze? Drey Abteyen, antwortete Rancé, und zwey Prioreyen. Wenn das iſt, ſagte der Prälat, ſo hat Sie der Biſchof von Alet ſehr nachſichtig behandelt, und ohne Zweifel nicht nur

darauf Rückſicht genommen, daß Sie Ihr Vermögen aufopfern, ſondern auch auf Ihre Schwäche. Wenn Sie ſich an mich gewendet hätten, ſo würden Sie nicht ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen ſeyn, denn ich hätte es Ihnen zur Pflicht gemacht, ſich mit Einer Pfründe zu begnügen. Als der Abt den Ertrag der fünf Pfründen auf höchſtens funfzehn Tauſend Livres angab, äußerte der Biſchof, daß ein Geiſtlicher, der nach den Satzungen der Kirche leben wolle, ſich mit wenigerm begnügen müſſe. Er fuhr fort: Was ſoll denn die Welt davon denken, wenn ſie erfährt, daß der bekehrte, ſo aufgeklärte, ſo eifrige Abt Rancé, der ſein ganzes Vermögen den Armen gegeben hat, noch immer drey Abteyen und zwey Prioreyen behält? Wer wird denn nun auch glauben, daß die Mehrheit der Pfründen ein ſo großer Misbrauch ſey, als ſie doch wirklich iſt? Wer wird ſich nicht auf Ihr Beyſpiel beziehen, und dieſes allem dem entgegen ſetzen, was man dawider ſagen könnte?

Der Abt mußte freilich dieſen Gründen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, doch fand er ſich in keiner geringen Verlegenheit, daß er für ſein ganzes übriges Leben faſt auf alles Verzicht lei-

ſten ſollte. Er war jung, er konnte noch lange leben, und ſo mußte ſich wohl ſeine Eigenliebe dagegen ſetzen, ſich alle Hülfsquellen abſchneiden zu laſſen. Er mußte doch, ſeinem Stande gemäß, Wagen und Pferde, und eine gewiſſe Anzahl von Bedienten halten, mußte die gewöhnlichen Almoſen geben, und dieß ließ ſich, ſeiner Meinung nach, von Einer Pfründe allein nicht beſtreiten. Er meinte, daß er für ſich allein noch mit wenigerm auskommen könne; allein ſo bald man verlange, daß er in der bisherigen Welt leben ſolle, würde er ſich mit einer geringern Einnahme, als die fünf Pfründen zuſammen genommen, gewährten, nicht begnügen können.

Doch alles dieſes änderte nichts in der Meinung des Biſchofs von Pamiez, der ihm vielmehr gerade heraus erklärte: daß wenn es darauf ankomme, die Kirche zu erbauen, und ſich Gott ganz hinzugeben, es gar nicht nöthig ſey, daß er in Paris wohne, und Wagen und Pferde halte. Vielmehr müſſe er ihm rathen, Paris und die große Welt zu fliehen. Zwar billige er die gänzliche Einſamkeit nicht, in die er ſich zurückzuziehen Willens ſey; aber er rathe ihm, ſich eine ſeiner Abteyen zu wählen, von hier aus die

Kirchſpiele in ſeiner Nachbarſchaft zu beſuchen, die Armen zu unterſtützen, und die Bibel nebſt den Schriften der Kirchenväter zu ſtudieren. Könne er noch mit zwey oder drey Perſonen ſich vereinigen, die eben des Sinnes wären, ſo werde ihn dieß ſehr beruhigen, und er dann eine eben ſolche Lebensart führen, als der h. Auguſtin nach ſeiner Bekehrung. Es koſte allemal Ueberwindung, ſeine Pflichten ganz zu erfüllen, doch müſſe man dabey auf Gottes Beyſtand rechnen, und ſey dann ſicher, eine Beruhigung zu empfinden, der alle Freuden der Welt nie zur Hälfte gleich kämen.

Jetzt fand ſich Rancé völlig überzeugt. So wie er früher dem Biſchof von Alet verſprochen hatte, ſeine Güther zum Beſten der Armen zu veräußern, ſo verſprach er jetzt dem Biſchof von Pamiez, ſeine Pfründen aufzugeben, nur Eine zu behalten, und von dieſer den Gebrauch zu machen, den er ihm angerathen hatte.

Er kehrte nun zu dem Biſchof von Commiges zurück, erzählte dieſem, wie weit es ſeine beide Nachbaren bey ihm gebracht hätten, und ſetzte hinzu: Genug, wenn es darauf ankömmt, ſich Gott zu ergeben, ſo muß man nichts halb

thun. Der Biſchof fragte ihn: Ob die beiden Prälaten nichts gegen die Stelle eines weltlichen Abts gehabt hätten? und erinnerte ihn an das, was Rancé einſt zu Veret darüber geäußert habe. Auf deſſen Verſicherung aber, daß die beiden Biſchöfe ihm nur vorgeſchrieben hätten, wie er ſich als weltlicher Abt verhalten ſolle, geſtand jener, daß da er ſelbſt, neben ſeinem Biſchthume, noch eine Abtey beſitze, er ſich oft Bedenken darüber gemacht, und ſein Gewiſſen nur dadurch beruhiget habe, daß er die Einkünfte der Abtey an den Prior des Kloſters abgegeben hätte, um ſie zum Unterhalte der Mönche und der Orts-Armen zu verwenden. Aber dem ohnerachtet entſtünden noch oft bey ihm Zweifel darüber, und er ſehe wohl, daß er ſich von der Abtey ganz werde los machen müſſen.

Der Abt antwortete: das könne er leicht thun, weil er ohnehin zu leben habe; wenn ich hingegen, fuhr er fort, nachdem ich alles an die Armen gegeben habe, nicht einmal weltlicher Abt bleibe, ſo iſt mir nichts übrig, als betteln zu gehen. Hierauf antwortete der Biſchof: Es gebe noch einen andern Ausweg; Rancé dürfe nur regulirter Abt werden; dieſer Stand ſey ord-

nungsmäßiger, und ſcheine auch ſeinem Wunſche nach Einſamkeit zu entſprechen.

Doch dieſer Vorſchlag fiel dem Abte noch mehr auf, als der, daß er alle ſeine Pfründen bis auf eine, aufgeben ſolle. Er geſtand dem Biſchof, daß er vor dem Mönchsſtande einen ſchrecklichen Abſcheu habe. Der Biſchof antwortete: Er habe ihm dieſen Ausweg nicht vorgeſchrieben, ſondern nur geglaubt, daß Rancé dadurch die Erbauung ſehr befördern würde, und da der Biſchof von Alet es zufrieden ſey, daß er weltlicher Abt bleibe, ſo habe auch er nichts dagegen.

Was die vorerſt vom Abt Rancé zu ergreifende Lebensart betrift, ſo war der Biſchof von Comminges darin mit dem von Alet einſtimmig. Rancé aber erwähnte noch des Verdruſſes, den er ſeinem Oheim, dem Erzbiſchof von Tours, und ſeiner ganzen Familie, durch Aufopferung ſeines Vermögens und die Reſignirung ſeiner Pfründen, machen würde. Jener würde wenigſtens glauben, daß er den Verſtand verloren habe, und es laſſe ſich nicht hoffen, daß er ihm dann noch die Oberaufſicht über ſeine Diöces anvertrauen würde. Wenn er ſeiner Neigung

bloß folgen wolle, so würde er sich ganz in die Einsamkeit zurück ziehen; aber da er sich selbst zu wenig traue, so fühle er wenigstens gegen die ihm vom Bischof von Pamiez vorgeschlagene Lebensart keine Abneigung, und diese wolle er vorerst wählen, bis Gott ein andres über ihn beschließe. Gegen ein auf immer bindendes Gelübde habe er von jeher Widerwillen gehabt, weil es seine Kräfte übersteige, und er in die Unbeständigkeit des menschlichen Herzens ein Mistrauen setze, wie denn das seinige zu Rückfällen nur gar zu geneigt sey.

Beym Abschiede fragte ihn der Bischof noch: Ob er etwa schon die Personen bestimmt habe, zu deren Gunsten er seine Pfründen zu resigniren gedächte? Rancé's Antwort war: die Abteyen hingen vom Könige ab, und er werde weder Bitten noch Mühe sparen, zu bewirken, daß sie guten Subjecten zu Theil würden. Hingegen über die Prioreyen könne er nach eigenem Gefallen disponiren, und ohne Rücksicht auf Verwandschaft oder Freundschaft, werde er sie an die tauglichsten abtreten. Es sey genug, daß er selbst leider! einen solchen Misbrauch davon gemacht habe, daher er sich durch eine schlechte

Wahl

Wahl nicht der Gefahr ausſetzen wolle, dieſen noch zu verlängern.

So bald Rancé wieder in Veret war, gingen mancherley Bewegungen in ſeiner Seele vor. Die noch nicht ganz unterdrückte Eigenliebe, die ſelbſt bey den frömmſten Menſchen ſich zuweilen noch regt, ſtellte ihm das Opfer, welches er zu bringen im Begriff ſtand, in ſeiner ganzen Größe dar. Sich auf immer bloß auf die Nothdurft zu beſchränken: Das war für eine ſo großmüthige, zum Wohlthun ſo geneigte Seele, höchſt empfindlich. Eine gegen ihn aufgebrachte Familie, misvergnügte Freunde, traurende Domeſtiken, ſchon vorhandene, und in Zukunft zu überwindende noch größere Schwierigkeiten, Klagen und Vorwürfe, womit man ihn überhäufen würde: Alles dieſes erſchütterte ſeine Standhaftigkeit. Auf der anderen Seite ſtärkten ihn aber die Ungewißheit der Dauer des Lebens und des Todes, der den Menſchen oft überraſcht, wenn er es am wenigſten denkt; Gottes Gericht und die Furcht, die Gnade des Höchſten zu verſcherzen; das Beyſpiel Jeſu, und die mit dem Beſitz von Reichthümern verbundene Gefahr.

Sein Endſchluß war nun gefaßt, nur wollte er ihn in aller Stille ausführen, damit alle die, welche ein Intereſſe dabey hatten, ihm keine Hinderniſſe in den Weg legen könnten. Aber er war Tours zu nahe, als daß der Erzbiſchof nichts davon hätte erfahren ſollen. Ohnehin war er auf alles aufmerkſam, was zu Veret vorging, und er wußte um alle Schritte ſeines Neffen: Die Reiſe nach Alet war ihm verdächtig, und er fürchtete deren Folgen. Ihm und der ganzen Familie kam bald das Gerücht zu Ohren, daß der Abt Veret verkaufen wolle. Nachher erfuhren ſie auch, daß er Willens ſey, ſich ſeines ganzen Vermögens zu entäußern. Dieß beunruhigte alle, die dabey intereſſirt waren, und ſie beklagten ſich eben ſo ſehr über ſeine ſtrengen Gewiſſensräthe, als über ihn ſelbſt. Endlich wurden ſie einig, alles mögliche zu verſuchen, ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen. Sie ſtellten ihm alſo vor, daß nicht der Beſitz von Reichthümern dem Heil der Seele nachtheilig ſey, ſondern nur der Gebrauch, den man davon mache; daß ſolche in den Händen rechtſchaffener Menſchen am Beſten aufgehoben wären, weil dieſe ſie allein gut zu nutzen wüßten; und daß in dem Falle, wenn

er ja glauben ſollte, er könne das, als älteſter Sohn, ererbte väterliche Vermögen mit gutem Gewiſſen nicht behalten, er einen unverſorgten Bruder und unverſorgte Schweſter habe, und er es ihnen um ſo mehr abzutreten verbunden ſey, da ihr Pflichttheil nicht hinreiche, ihrem Stande gemäß zu leben. Wolle er es, aus übel verſtandener Frömmigkeit, an Fremde überlaſſen, ſo würde dieß eine Härte und Unempfindlichkeit gegen ſeine Verwandte verrathen, die mit der wahren Tugend nicht vereinbar ſeyn würden. Wenn er ſein Vermögen hingegen ſeinem Bruder abträte, ſo würde dieſer alle die Verpflichtungen übernehmen, wozu er ſich nach Gerechtigkeit und Gewiſſen für verbunden halte.

Da die Vorwürfe, die man ihm machte, gewiſſermaßen auf diejenigen zurückfielen, die er zu Rath gezogen hatte, und nach deren Gutachten er handelte, ſo hielt er eine Rechtfertigung ſeines Verfahrens um ſo nöthiger. Er antwortete: der üble Gebrauch, den er bisher von ſeinem Vermögen gemacht habe, und die Furcht, die mit deſſen längerm Beſitz verbunden ſey, erlaubten ihm nicht, es länger zu behalten; denn immer würde es ein großes Hinderniß ſeiner Selig-

keit bleiben, da es die Mittel zu Befriedigung seiner Leidenschaften darbiete, und beständig Gelegenheit gebe, sich zu versündigen. Er finde es für sich zu schwer, dem heimlichen Antriebe, es zu mißbrauchen, zu widerstehen, und so sey es ohnstreitig sicherer, sich davon los zu machen. Wenn die Furcht des Besitzes seine einzige Rücksicht wäre, so würde er sein Vermögen natürlich seinem Bruder überlassen, und ihn schon die Liebe zu diesem, ohne eines Dritten Vermittelung, dazu antreiben, zumal da er zugeben müsse, daß es jenem ohne diesen Zufluß schwer werden müsse, seinem Stande gemäß zu leben. Allein ein wichtigerer, nicht zu beseitigender Grund erlaube ihm dießmal nicht, den Empfindungen seines Herzens nachzugeben. Er führte nun an, daß er alle die Verpflichtungen, die sowohl sein Vater als er selbst von den Einkünften seiner Pfründen zu erfüllen versäumt hatten, nachzuholen, und sowohl die Kirchen als die Armen zu entschädigen, sich für verbunden halte. Wenn er dieß ohne den Verkauf seiner Güther möglich machen könnte, so würde er sie seiner Familie erhalten; so aber sehe er sich gezwungen, durch dieses einzige Mittel sein und seines Vaters Ge-

wiſſen zu entlaſten. Warum ſoll ich meinem Bruder übertragen, ſich dieſer Schuld zu entledigen, da ich es ſelbſt thun kann? Wer ſteht mir dafür, daß, wenn ich ſterben ſollte, meine Abſicht werde erfüllt werden? und geſchähe dieß nicht: Was könnte mich vor Gott rechtfertigen, einem andern eine Erſatzleiſtung überlaſſen zu haben, zu der ich ſelbſt verpflichtet war? Würden mir die Armen am Tage des Gerichts nicht vorwerfen, daß ich ſie der Habſucht meiner Verwandten aufgeopfert hätte? Und würde unſer Heiland mir nicht vorhalten können, daß ich weniger Vorſicht in Rückſicht auf meine Seligkeit genommen hätte, als man gewöhnlich bey weltlichen Angelegenheiten von einigem Belang anzuwenden pflegt?

Endlich beſchränkten ſich die Forderungen der Familie darauf, daß er, bey dem einmal gefaßten Entſchluß, Veret zu dem beabſichtigten Zwecke zu verkaufen, wenigſtens einem ſeiner Verwandten den Vorzug geben möchte, der ihm dafür eben ſo viel bezahlen würde, als er von einem andern zu bekommen hoffen könne. Auf die Art würde doch eins der ſchönſten Güter, die es damals in Frankreich gab, der Familie erhalten,

und die Armen verlören nichts dabey. Da der Abt die krummen Wege, die der Eigennutz oft zu nehmen pflegt, wohl kannte, so hatte er zwar gegen diesen Vorschlag einiges Mistrauen; es schien ihm doch aber so hart, ihn von der Hand zu weisen, daß er nachgab. Man nannte ihm den Käufer, und es kam nun nur noch auf die Bestimmung des Kaufpreises an. Der Abt betrachtete sich als den Bevollmächtigten der Armen, und deshalb setzte er ihn so hoch als möglich. Endlich ward man auf 201000 Livres einig.

Als diese Schwierigkeit gehoben war, entstand eine andre. Die ganze Kaufsumme war nicht gleich baar vorhanden, weshalb ein Aufschub von zwey Monaten zu ihrer Bezahlung verlangt ward. Dieß konnte er nicht ablehnen. So bald aber dieß Geschäft abgemacht war, begab er sich in das Oratorium zu Paris, in der Absicht, sein noch übriges Vermögen zu veräußern, und zwey von seinen Abteyen verdienstvollen Männern zuzuwenden. Dieß letztere wurde seiner Familie und seinen Freunden kaum bekannt, als auch gleich neue Bewegungen deshalb entstanden. Anfangs suchte man ihn davon abzubringen, und zuletzt es dahin einzuleiten, daß seine Verwandte,

oder wenigſtens ſolche Freunde, die mit der Familie am engſten verbunden waren, die Abteyen erhalten möchten. Unter andern ſchlug man ihm den Erzbiſchof von Tours vor. Allein, da dieſer, außer ſeinem Biſchthume, noch einige andre bedeutende Pfründen und eigenes Vermögen beſaß, ſo wollte Rancé davon nichts hören. Eben ſo wenig nahm er auf diejenigen Rückſicht, die weiter nichts für ſich hatten, als ihre freundſchaftlichen Verhältniſſe mit ihm oder mit der Familie. Er ſah ſich bloß nach Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit um. Daher brachte er zu der Abtey St. Simphorien de Beauvais, dem König einen verdienſtvollen Geiſtlichen in Vorſchlag, der kein Wort darum bey ihm verloren hatte, und für dieſen bewirkte er endlich die Genehmigung der Ceſſion.

Jezt war ſeine Sorge, die gute Ordnung in der Abtey Notre-Dame du Val in der Diöces Bayeux, herzuſtellen. Sie beſtand aus regulirten Canonicis Auguſtiner-Ordens, und Rancé hatte ſie im Jahre 1636, als er zehn Jahre alt war, erhalten, und bis 1658 beſeſſen, ohne jemals da geweſen zu ſeyn. Beym Anfang ſeiner Bekehrung, die in dieſe Zeit fiel, entſtand der

Gedanke in ihm, eine Reiſe dahin zu machen, um ſich ſelbſt zu überzeugen, ob alles das gegründet ſey, was man von der in dieſer Abtey herrſchenden Unordnung erzählte. Wie ſehr erſtaunte er über deren Verfall! Die Kirche war in erbärmlichem Zuſtande, und alle Stiftsgebäude lagen faſt in Ruinen. Statt der Anzahl von ſieben Canonicis, die hätten dort ſeyn ſollen, fand er nur drey. Gottesdienſt wurde entweder gar nicht, oder auf eine höchſt unanſtändige Art gehalten. Unwiſſenheit, Faulheit, und alle ihre gewöhnlichen Folgen herrſchten dort ſeit länger als einem Jahrhundert. Herbe Früchte der Nachläßigkeit weltlicher Aebte, die die gute Ordnung aufrecht erhalten ſollten, und ſich oft nicht im geringſten um das bekümmern, was in ihren Abteyen vorgeht!

Rancé fing die Herſtellung dieſer Abtey damit an, daß er den Geiſtlichen Penſionen gab, unter der Bedingung, ſie zu räumen. Hierauf trug er ſie den Kartheuſern zur Beſitznahme an, konnte aber die königliche Zuſtimmung nicht erhalten. Ein ähnlicher Verſuch zu Gunſten der Nonnen zu Villers-Bocage ſchlug ebenfalls fehl. Zuletzt wendete er ſich an die Religioſen

von St. Geneviève, und erbot sich, zu Gunsten ihrer auf den Abteitel Verzicht zu leisten, wenn sie bewirken könnten, daß ihre Klosterregel in dieser Abtey eingeführt würde. Aber hierin wollte der Hof nie willigen.

Eines Tages, als der Abt Rancé mit einem Edelmanne, der den Hof verlassen hatte, um in den geistlichen Stand zu treten, im Oratorio speisete, gefielen ihm die Gespräche und die Manieren dieses Mannes so sehr, daß er beschloß, zu Gunsten seiner, die Abtey du Val abzutreten, weil er glaubte, dieser würde im Stande seyn, sie wieder in Ordnung zu bringen. Der Edelmann nahm den Antrag auf Zureden eines dritten zwar an; allein die Genehmigung des Hofes zu bewirken, machte große Schwierigkeiten, denn dieser verlangte eine unbedingte Resignation, und um so mehr, da es gegen dessen Absicht war, weltliche Pfründen in klösterliche verwandeln zu lassen. Der König gab indessen doch endlich nach, und der Edelmann erhielt die Abtey. In einem Briefe vom Jahre 1686 an den Bischof von Aleth, äußerte der Abt, daß er entschlossen sey, eine seiner Priorey mit dem Oratorium zu Tours zu vereinigen, um ein Semina-

[illegible] [illegible] [illegible] [

daß man ohne Hülfe eines Wegweisers schwerlich zu ihr gelangen kann. Daher giebt es auch keinen einsameren Ort als diese Wildniß. Hier herrscht ein ewiges Schweigen, und alles ladet hier zur Contemplation ein.

Die Abtey „Unserer lieben Frau des Gotteshauses la Trappe,“ (so heißt sie eigentlich,) ward vom Rotrou, Grafen von Perche, im Jahre ein Tausend, ein hundert vierzig, unter der Regierung Pabst Innocenz II. und Ludwig VII. Königs von Frankreich, gestiftet. Der Graf besetzte sie mit Mönchen vom Savigny-Orden, die sie drey ganze Jahre ruhig bewohnten. Damals vereinigte der neunte Abt von Savigny, Richard Serlon, diesen Orden mit dem der Cistercienser, und der Abt von la Trappe ging acht Jahre nach der Stiftung zu diesem über.

Diese Abtey erhielt sich durch die Frömmigkeit ihrer Aebte und Mönche lange Zeit in Ruf, die Heiligkeit und die Wunder Lamberts, ihres zweyten Abts, vermehrten letztern. Zwey hundert Jahre nach ihrer Stiftung stand sie noch bey Fürsten und Völkern in großer Achtung. Aber auch sie hatte das Schicksal fast aller menschlichen Einrichtungen, die Zucht und Religiosität nachher Erschütterungen ereignen

aus. Hierzu gaben die Kriege mit England Veranlassung. Die Abtey ward mehrere Male geplündert, und die Mönche litten zuletzt Mangel an allem. In dieser äußersten Noth faßten sie einen lebenswürdigen Entschluß, nämlich den: Niemand zur Last zu fallen, ihre Einsamkeit nicht zu verlassen, um die ihnen nöthige Hülfe zu suchen, sondern zu fasten, und durch beständiges Arbeiten das wenige zu erwerben, dessen sie zur Erhaltung des Lebens bedurften.

Auf diese Art gewannen sie zwar eine Zeit lang ihren Unterhalt, allein da die Engländer dann und wann wieder kamen, und ihre wenigen Vorräthe raubten, so waren sie doch am Ende gezwungen, aus einander zu gehen. Diese Zerstreuung hatte zur Folge, daß die Einzelnen in der Tugend nachließen, und ob sie gleich nach geendigtem Kriege sich wieder in den ruhigen Besitz ihres Klosters gesetzt sahen, so war doch eine große, nachtheilige Veränderung mit ihnen vorgegangen.

Im Jahre 1298 ward der Cardinal de Bellay, Bischof von Paris, zugleich zum weltlichen Abte von la Trappe ernannt. Die Mönche widersetzten sich dem zwar, und fuhren mit Gewalt

migung und Bestätigung der römischen Curie fort, sich selbst einen Abt zu wählen; allein endlich mußten sie doch der Gewalt des Königs und dem Einflusse des Cardinals nachgeben. Von dieser Zeit an nahm das unordentliche Leben in der Abtey so zu, daß sie zum Skandal der ganzen Gegend ward. Ihre zeitlichen Güther geriethen in eben solchen Verfall, als ihre geistlichen Angelegenheiten. Die Klostergebäude waren in einem so schlechten Zustande, daß kaum noch sechs oder sieben Mönche darin wohnen konnten. Aber auch diese, die nur den Nahmen und die Kleidung von Geistlichen trugen, verließen am Ende das Kloster, und wohnten zerstreut, der eine hier, der andre da. Es fand unter ihnen keine weitere Vereinigung statt, als daß sie mit einander auf die Jagd gingen, und zusammen schwelgten. Dieß dauerte bis zu der Zeit fort, wo der Abt Rancé sich nach la Trappe zurück zog. Er hatte sich eingebildet, daß er den schlechten Zustand des Klosters hinreichend kenne; allein als er ihn genauer untersuchte, so entsetzte er sich so sehr, daß es ihm beynahe gereuete, diese Abtey zu seinem Aufenthalte gewählt zu haben. Zureden und Ermahnen, wenigstens doch die Unordnungen

abzustellen, woran alle Welt ein Aergerniß nehme, war bey den Mönchen ganz vergebens. Sie waren so schlecht geworden, und ihre Herzen so verhärtet, daß ihre Ohren für alle Vorstellungen taub waren. Allein Rancé ward nicht müde, sie zu wiederholen. Als er endlich alle Hofnung zu ihrer Besserung aufgeben mußte, versammlete er sie zum letzten Male, und sagte zu ihnen: Da nichts im Stande sey auf sie zu wirken, so sey er entschlossen, Mönche von der stricten Observanz nach la Trappe zu ziehen; denn die hier herrschende Ausschweifungen wären zu schreiend, als daß sie länger geduldet werden könnten, und er werde die Reform *) im Kloster einführen, es möge daraus auch entstehen, was da wolle.

Bey dem Worte Reform lehnten sich alle Mönche gegen ihn auf, und erklärten ihm trotzig, daß sie sich hierzu auf keinen Fall verstehen, sondern sich geradezu widersetzen würden. Rancé bat sie, dieß wohl zu überlegen; sie hatten nur unter zwey Dingen zu wählen: Entweder sich

*) *Reforme* bedeutet, so bald von Klöstern die Rede ist, nicht sowohl Abstellung von Mißbräuchen, als vielmehr Einführung einer eingeschränkten, strengen Lebensart.

ſelbſt zu reformiren, oder darin zu willigen, daß die Reform im Kloſter eingeführt würde. Hierüber möchten ſie mit ihren Freunden Rückſprache nehmen, oder ihr eigenes Intereſſe zu Rath ziehen. Wenn ſie reiflich darüber nachdächten, ſo würden ſie keinen Augenblick anſtehen, ſeinen zweiten Vorſchlag zu wählen.

Aber weit entfernt, einen ſo weiſen Rath zu befolgen, trieben ſie es gegen ihren Abt auf das Aeußerſte. Einige drohten ihm, daß ſie ihn nieder ſtoßen würden, andre, ihn zu vergiften, oder ihn in ihren Sümpfen zu ertränken. Dieſe Drohungen verheelten ſie ſo wenig, daß ſich das Gerücht davon in der Gegend umher verbreitete. Da man die Mönche von la Trappe als ſo entſchloſſenen Menſchen kannte, als es nur irgend welche in der Provinz gab, ſo glaubte auch jedermann den Abt in großer Gefahr. Ein benachbarter Edelmann von einem edlen Character, konnte es nicht ertragen, den Abt der Willkühr einer Rotte Böſewichter, die alles gegen ihn zu unternehmen fähig war, ausgeſetzt zu ſehen; daher kam er ausdrücklich nach la Trappe, und bot ihm ſeine Dienſte an. Er fand den Abt nebſt den beiden Bedienten, die er mit gebracht hatte,

und

und erſtern ſo ſorglos, als wenn er gar nichts zu befürchten gehabt hätte. Rancé dankte dem Edelmann zwar gerührt für ſeinen Rath und ſein Erbieten; aber in Anſehung der anzuwendenden Vorſicht, meynte er, es beträfe die Sache Gottes, der ihn gegen alle Unternehmungen der Menſchen wohl zu ſchützen wiſſen würde. Voller Bewunderung ſeiner Tugenden verließ ihn der Edelmann, da er weiter nichts bey ihm bewirken konnte.

Als die Mönche bey ihrem Vorſatze blieben, ließ Rance ihnen ſagen, ſie möchten ſich endlich einmal für einen ſeiner beiden Vorſchläge entſcheiden. Sie müßten wiſſen, daß der König nichts ſo ſehr haſſe, als die Zügelloſigkeit der Klöſter, und wenn ſie ihn zwängen, von der ihrigen Anzeige machen zu müſſen, ſo könnten ſie verſichert ſeyn, daß man die Reform ohne ſie einführen, und auf ihr Intereſſe wenig Rückſicht nehmen werde. Wenn ſie hingegen ihre Einwilligung dazu geben wollten, ſo verſpreche er ihnen ſo billige Bedingungen, daß ſie damit zufrieden ſeyn ſollten.

Vor der Beſchwerde des Abt's beym König, hatten die Mönche eine große Furcht; dieſe allein bewirkte, daß ſie endlich in die Reform willigten,

und ihrem Abte etwas mehr Achtung bezeigten. Sobald Rancé dieſe Einwilligung erhalten hatte, ſchrieb er an den Viſitator der Provinz, den Abt de Barberin von der ſtrengen Obſervanz, meldete ihm den ganzen Hergang der Sache, und bat ihn, ſich ſo bald als möglich in la Trappe einzufinden, und die Reform einzuführen. Letzterer ſchrieb ſogleich an den General-Vicarius von der ſtrengen Obſervanz, den Abt de Prieres um Ertheilung eines Commiſſoriums, und nach deſſen Erhaltung begab ſich Barberin nach la Trappe. Hier ſchloß er am 17ten Auguſt 1662 ein Concordat zwiſchen den Abt de Rance und den älteren Mönchen des Kloſters ab, welches am 16ten Febr. des folgenden Jahres von dem Parlamente zu Paris beſtätigt wurde.

Vermöge dieſes Concordats erhielten die älteſten Mönche, deren Anzahl aus ſechs, und einem Layenbruder beſtand, jeder zwey hundert Livres Penſion, mit der Erlaubniß, im Bezirk des Kloſters wohnen zu bleiben, oder auch ſich wo anders hin zu begegeben. Mönche von der ſtrengen Obſervanz nahmen nunmehr vom Kloſter Beſitz. Rancé gab bei dieſer Gelegenheit einen groſſen Beweis ſeiner Uneigennützigkeit, denn da er

ſah, daß die Penſionen und Laſten, beynahe alle Einkünfte des Gotteshauſes hinwegnahmen, daß alſo noch in langer Zeit nicht ſo viele Mönche ſtrenger Obſervanz würden aufgenommen werden können, als erforderlich wären, den Gottesdienſt mit dem gehörigen Anſtande zu verrichten, und eine genaue Ordnung einzuführen; da eben ſo wenig die verfallenen Gebäude hergeſtellt werden konnten: So trat er dem Kloſter das Gut Nuiſement, das zu den Einkünften des Abts gehörte, auf ewige Zeiten ab. Er that noch mehr, denn er übernahm auch die Reparaturkoſten von einem Theile der Kloſtergebäude. Nachher ließ er ſogar alle Bauten aus ſeinen Mitteln beſtreiten.

Auf dieſe Art ward es möglich, vorerſt ſechs Mönche, die man von Perſeigne kommen ließ, nach la Trappe zu verſehen. Rancé ſorgte für ihre Bedürfniſſe bis auf die geringſten Kleinigkeiten. Ihr ſtrenges, tugendhaftes Leben machte auf ihn einen ſolchen Eindruck, daß er den Entſchluß faßte, ein gleiches zu führen. Die Mönche verehrten ihn ihrer Seits als ihren Vater, und die Bewunderung ſeiner Tugenden ließ ſie ihn ſchon jetzt als ihren Superior betrachten. Alles was ſie auf ihrem Gewiſſen hatten, eröffne-

ten sie ihm; in allem fragten sie ihm um Rath; alle ihre Bedenklichkeiten vertrauten sie ihm.

Am letzten Tage des Octobers im Jahre 1662 wäre er beinahe ums Leben gekommen. Er erzählt in einem Briefe vom 1sten November: „Ich ließ, sagt er, meine verfallene Wohnung in der Abtey wieder ausbauen, und sie war gerade fertig geworden, als ich gestern hineinging um sie zu besehen. Kaum aber hatte ich das Zimmer, worin ich zuletzt war, verlassen, als die Decke einstürzte, weil der Tragbalken in einem Augenblicke brach. Hätte Gott mich nicht erhalten, so wäre ich auf der Stelle des Todes gewesen, denn der Balken mit sammt der Decke fielen zugleich herab. Einer meiner Leute, der dicht an der Wand stand, wurde dadurch nur leicht beschädigt. Sehen sie nun, was es mit dem Leben ist!"

Dieser Zufall erregte Nachdenken und Unruhe in ihm. Er betrachtete ihn als einen Wink, daß Gott noch mehr von ihm verlange. Dieß veranlaßte ihn zu einer neuen Prüfung seines Widerwillens, selbst Mönch zu werden. Was hat denn, sagte er zu sich selbst, diese mir so widrige Lebensart eigentlich für abschreckendes? Kann ich nicht mein ganzes Leben lang so leben, wie ich

ſchon ſeit einem halben Jahre gelebt habe? Indeß konnte er doch zu keinem Endſchluß kommen, denn theils hatte er eine zu große Abneigung gegen die Ordenskleidung, theils traute er ſich nicht Kräfte genug zu, das abzulegende Gelübde immer halten zu können. Eines Tages aber, als er in der Kirche mit mehr als gewöhnlicher Inbruſt betete, glaubte er den deutlichen Ruf Gottes zu vernehmen. Man ſang aus dem 125ſten Pſalm den Vers: Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, ſondern ewiglich bleiben, wie der Berg Zion. Dieſe Worte ergriffen ihn ſo, daß ſie auf einmal alle ſeine Bedenklichkeiten hoben. Auf der Stelle verſchwand ſein Widerwille, denn — nunmehr hielt er es für entſchieden, Gottes Wille ſey, er ſolle Mönch werden. Jetzt fiel ihm alles das wieder ein, was der Biſchof von Commiges gegen den Stand eines weltlichen Abt's erinnert hatte, und dieß beſtärkte ihn noch mehr in ſeinem Endſchluß. Indeſſen wollte er doch lieber erſt den Pater de Mouchy darüber zu Rath ziehen, der ihn bisher mit ſo vieler Weisheit geleitet hatte. Er begab ſich daher in das Oratorium zu Paris.

Mouchy wollte gern Rancé's groſse Talente der Kirche erhalten, und beſtritt deshalb deſſen Vorſatz aus allen Kräften. Unter andern ſagte er: Wenn er gleich in der ſtricten Obſervanz der Ciſtercienſer eine gänzliche Trennung von der Welt ſuche, ſo werde er ſie darin dennoch nie finden. Dieſe Obſervanz ruhe auf keinem recht ſichern Grunde, denn die, welche der laten Obſervanz folgten, würden auf alle Weiſe ſuchen, ſie umzuſtürzen. Dieß würde zu einem Proceſſe in Rom Veranlaſſung geben, und dann die Glieder der ſtricten Obſervanz ſicher keinen andern als ihn zum Deputirten wählen, er aber würde dieſen Auftrag nicht ablehnen können. Die Folge hiervon ſey alsdann, daß er ſtatt Stille und Einſamkeit, die er ſuche, ſich mehr als jemals in den Wirwar der Welt verflochten ſehen, mit Zudringlichkeit, Cabalen und Proceſſen, die ſich mit ſanfter, ruhiger Gemüthsſtimmung ſo wenig vertrügen, zu kämpfen haben würde. Alle Tugenden eines Chriſten und eines Geiſtlichen könne er eben ſo gut im höchſten Grade ausüben, wenn er auch ſeinen Stand und ſein Kleid nicht änderte. Mit einem Worte: Ob er gleich das Kloſterleben hochſchätze, ſo glaube er doch nicht, daß es für ihn paſſend ſey.

Rancé eröffnete dem P. Mouchy hierauf alle die von dem Biſchof von Camminges gegen die Stelle eines weltlichen Abts gemachte Einwendungen. Nun gab Mouchy zwar zu, daß man Anfangs bloß regulirte Aebte gehabt habe; aber in Anſehung des Abts Rancé blieb er dem ohnerachtet bey ſeiner Meinung, und er bat dieſen, ſich nicht zu übereilen, ſondern ſich die nöthige Zeit zu gönnen, um den Willen Gottes beſſer kennen zu lernen.

So vergingen abermals drey Monate, ohne daß Rancé ſeinen Entſchluß änderte. Auf den Rath des P. Mouchy kehrte er nach la Trappe zurück. Kaum war er hier angekommen, als ſein Verlangen, in den Mönchsſtand zu treten, ſich noch vermehrte. Nach ſechs, mit unruhigem Gemüthe hier zugebrachten, Wochen kehrte er nach Paris zum Pater Mouchy zurück. Doch dieſer verblieb immer bei ſeiner vorigen Meinung. Als aber Rancé ihn mit dem Zuſtande ſeiner Seele recht genau bekannt machte, ſo fragte jener mehrere fromme Männer um Rath, und endlich trat er Rancé's Entſchluſſe bey.

Sobald der Abt ungehindert dem Antriebe ſeines Herzens folgen konnte, glaubte er, aus ſei-

nem Vorhaben kein Geheimniß weiter machen zu dürfen, und er gab nicht nur einem ſeiner Freunde davon Nachricht, ſondern er gab ſich auch die gröſte Mühe, diejenigen, welche in geiſtlichen Angelegenheiten Einfluß beim König hatten, dafür zu intereſſiren, daß die Abtey la Trappe regulirt werden möchte, und daß er ſie als regulirter Abt beſitzen könnte. Sowohl der Beichtvater des Königs, als der Ober-Almoſenier der Königin, verſprachen, ihn in dieſem Geſuche zu unterſtützen, und beide hielten Wort. Doch es gab noch andre Schwierigkeiten, die indeſſen der General-Vicarius de Prieres durch Verwendung der Königin-Mutter zu heben wußte. Die Bewilligung erfolgte jedoch nur mit dem Bedinge, daß nach dem Tode des Abt Rancé die Abtey wieder weltlich werden ſolle. Dieß war ihm zwar nicht lieb, doch mußte er damit zufrieden ſeyn. Die Urkunde ward unterm 10ten May 1663 ausgefertiget, und Rancé ſchickte ſie ſogleich zur Beſtätigung nach Rom.

Sein zärtliches Gewiſſen erweckte einen neuen Skrupel. Er dachte, die Art wie er ſeit ſeinem zehnten Jahre die Abtey la Trappe ohne wahren Beruf beſeſſen habe, möchte vielleicht ein Hinder-

niß der ihm so nöthigen Gnade seyn, treulich bey dem Stande zu beharren, dem er sich zu widmen im Begriff stand, und darin alles Gute zu wirken, das er beabsichtige. Dieß ließ ihn den Endschluß fassen, auf die Abtsstelle Verzicht zu thun, und bloßer Mönch zu werden, wenn anders die, welche er darüber zu Rath ziehen wollte, dafür stimmen würden. Diese gaben aber ihre Meinung dahin ab, daß alles das, was Rancé seit seiner Bekehrung gethan habe, nebst der Absicht, auch seine letzte Pfründe aufzuopfern, hinreichend sey, die etwa bey seiner ersten Vocation sich findenden Mängel auszugleichen. Ein Hauptgrund zu dieser Entscheidung war, daß Rancé, bey seinen großen Vorzügen und der Reinigkeit seiner Absichten, viel Gutes stiften konnte, wenn er zu deren Ausführung den nöthigen Einfluß behielt. So bald er hingegen ein bloßer Mönch wurde, begrub man gleichsam alle seine Talente, oder machte sie unnütz. Nahm man ihm das Ansehen, welches die Stelle eines regulirten Abts giebt, so war es ihm nicht mehr möglich, die genaue Pünktlichkeit, und die strenge, erbauliche Disciplin einzuführen, die er beabsichtigte. Deshalb hielten sie dafür, daß er nicht

bloß die Abtey behalten könne, sondern, daß er sie behalten müsse, mit der Bedingung, die ihm von Gott anvertraute Gewalt zu Herstellung des Geistes der Buße, der Eingezogenheit und Ausübung aller christlichen Tugenden in diesem Kloster, anzuwenden.

Da durch diesen Ausspruch des Abt's lezte Bedenklichkeiten gehoben waren, so dachte er nun an weiter nichts, als der Welt auf immer lebewohl zu sagen. Weil indessen der Bischof von Comminges sich gerade damals in Paris befand, so glaubte Rancé, ihm es schuldig zu seyn, daß er ihm sein Vorhaben mittheile. Der Bischof äußerte seine Freude darüber, setzte jedoch hinzu: Wenn er ehemals sich gegen den Stand eines weltlichen Abts erklärt habe, so sey seine Meinung nicht gewesen, zu behaupten, daß man darin seine Seligkeit nicht beschaffen könne; sondern nur, daß der Stand eines regulirten Abts sicherer, und dem Geiste der Kirche gemäßer sey. Rancé erwiederte: Um sich für verpflichtet zu halten, regulirter Abt zu werden, sey es hinreichend, daß dieß sicherer sey, und mit dem Geiste der ersten Kirche mehr übereinstimme.

Wie haben Sie, fragte der Bischof, Ihren großen Widerwillen gegen den Mönchsstand überwinden können? Rancé gestand, daß seine natürliche Eitelkeit ihm hierbey sehr viel zu schaffen gemacht habe, und noch nie ihm eine Entschliessung so sauer geworden sey, als diese. Aber die göttliche Gnade habe die Oberhand gewonnen, und jezt sey seine Ungeduld, in diesen Stand zu treten, eben so groß, als ehemals sein Abscheu dagegen. Er sprach hierauf mit solcher Wärme von dessen Verpflichtungen, daß der Bischof es für rathsam hielt, ihm Mäßigung zu empfehlen. Sie werden sonst, sagte er, so weit gehen, daß Ihnen Niemand folgen kann. Rancé versprach dieses, allein der Bischof meynte nachher, daß er nicht Wort gehalten habe. Im Verfolg wird der Gelegenheit gedacht werden, bey welcher der Bischof äußerte, daß Rancé die Strenge ein wenig übertrieben habe.

Gleich den Tag nach dieser lezten Unterredung reisete der Abt von Paris ab, um sich in das Cistercienserkloster strenger Observanz zu Perseigne zu begeben. Hier ward er als Novize aufgenommen, und als solcher am 15ten Junius 1663 eingeklei-

det. Er war damals sieben und dreißig Jahr und fünf Monate alt.

Dieser Schritt brachte seine Familie und die mehrsten seiner weltlichen Freunde vollends gegen ihn auf. Einige sprengten aus: Zu große Eingezogenheit hätte ihm den Kopf verrückt; andre meynten, er habe ganz consequent gehandelt, denn Extreme wären von je her seine Sache gewesen. Es gab sogar welche, die ungerecht genug waren, zu versichern, er habe seine eigene Absichten dabey; bloß versteckter Ehrgeiz sey der Bewegungsgrund einer dem äußern Scheine nach so erbaulichen Eingezogenheit. Denn da er sein Glück in der Welt nicht so weit habe treiben können, als er gern gemocht hätte, so wolle er nun einen neuen Weg einschlagen, und im geistlichen Stande herrschen. Man kenne seine Ruhmsucht zu gut, und er habe sich hierüber gegen zu viele Leute bloß gegeben, um hieran zweifeln zu dürfen; nach seinem Grundsatze müsse man dieser alles aufopfern, und es gebe keinen rechtlichen Mann, der sich etwas anders zum Ziele setzen könne.

So viel ist freilich gewiß, daß Rancé, so lange er seinen Leidenschaften sich überließ, keinen

andern Gedanken hatte, als sich empor zu schwingen, und daß er dieß damals nicht nur nicht verbarg, sondern eine Ehre darin suchte, auch alle die Wege einschlug, die zu Erreichung dieses Ziels führen können. Allein, daß er sich seines ganzen Vermögens entäußere, auf alle jetzige und künftige vortheilhafte Umstände Verzicht leisten, die Mönchskutte anlegen, und einen, in den Augen der Welt ihn verächtlich machenden Stand ergreifen, sich zu Fasten, Nachtwachen, Stillschweigen, und zu einer lebenslänglichen Buße, aus bloßer Eitelkeit und Ehrsucht verurtheilen sollte: dieß wird jeder Vernünftige um so unbegreiflicher finden, da selbst der größte Bösewicht schwerlich eines solchen Grades von Heucheley fähig seyn dürfte.

Rancé wurde nun bald auf eine Probe gesetzt, wo es sich zeigen mußte, ob er andre Gesinnungen habe, als die, welche wahre Frömmigkeit einzuflößen im Stande ist. Handarbeit, abgekürzter Schlaf, Fasten, Beten, strenge Beobachtung der Ordensregel und andere von ihm selbst hinzugefügte Bußübungen: Mit einem Worte, eine Lebensart, die der, welche er in der Welt geführt hatte, und seiner schwächlichen Con-

ſtitution ſo entgegen war, zog ihm im vierten Monate ſeines Novitiats eine Krankheit zu, die um ſo viel gefährlicher war, weil er ſie lange verborgen gehalten, und von der Befolgung der ſtrengen Ordensregel nichts nachgelaſſen hatte. Die Aerzte erklärten, daß er nicht zu retten ſey, wenn er nicht eine mit ſeiner Conſtitution ſo unverträgliche Lebensart aufgäbe. Seine öftern Rückfälle bewogen endlich die Mönche, ihm den nämlichen Rath zu geben. Allein Rancé achtete ſein Leben für nichts. Er antwortete den Aerzten und allen denen, die ihm zur Rückkehr in die Welt riethen: daß er lieber ſterben, als einen Stand aufgeben wolle, zu dem ihn Gott berufen habe. Nichts war im Stande, ihn zu einer Aenderung ſeines Entſchluſſes zu vermögen.

Nach mehreren Rückfällen ward er wieder ſo geſund, als er jemals geweſen war, und nun fing er ſein ſtrenges Leben von neuem an.

Einige Zeit darauf ward in dem Ciſtercienſerkloſter in Champagne die Reform eingeführt, aber die alten Mönche widerſetzten ſich, und vermogten einige adeliche Gutsbeſitzer der Provinz, ſie hierin zu unterſtützen. Dieß war eine bedenkliche Sache, unter einer Regierung, die jeden

Widerstand als eine Art von Rebellion anzusehen geneigt war, daher dieß unangenehme Folgen haben konnte. Die alten Mönche wußten indessen den benachbarten Adel so für sich einzunehmen, und ihm vorzuspiegeln, der König sey der strengen Observanz abgeneigt, daß der Adel ihre Parthey nahm, und versprach, die Mönche von der strengen Observanz mit Güte oder mit Gewalt dahin zu bringen, das Kloster zu verlassen.

Als man diese Nachricht in Perseigne erhielt, glaubte der Prior, man könne nichts besseres thun, als den Abt Rancé nach Champagne zu schicken, um den Adel zu vermögen, seinen Vorsatz nicht auszuführen. Kaum war er angekommen, als fünf und zwanzig gut berittene und wohl bewaffnete Edelleute zum Vorschein kamen, die sich unter dem Vorwande einer Jagd versammelt hatten, im Grunde aber, um die Reforme-Mönche zu vertreiben. An ihrer Spitze war der Marquis de Vasse. Rancé hatte ihn nicht nur oft bey Hofe gesehen, sondern ihm auch einst einen sehr wichtigen Dienst geleistet. Jezt, da er hörte, Rancé sey in Champagne angekommen, erinnerte er sich dessen, und Dankbarkeit vermogte mehr bey ihm, als die mit den

Edelleuten eingegangene Verbindung. So bald er den Abt Rancé zu Geſicht bekam, flog er auf ihn zu, umarmte ihn, und bot ihm ſeine Dienſte an. Rancé hielt ihn beym Wort, und bat ihn, die Einführung der Reform zu begünſtigen, oder ſich ihr wenigſtens nicht zu widerſetzen, und auch die ihn begleitenden Edelleute hierzu zu bringen. Dieß verſprach der Marquis, und bewog ſeine Begleiter durch Vorſtellungen, daß ſie abzogen. Er ſelbſt folgte ihnen nachher, und blieb der Reform auch in der Folge günſtig.

Bey der zur nämlichen Zeit in einigen Klöſtern in Touraine einzuführenden Reform, fand man faſt eben ſolche Hinderniſſe. Auch jezt fiel die Wahl des Priors von Perſeigne auf den Abt Rancé, und er ſchlug dieſem vor, die Reiſe dahin zu machen. Allein da Rancé die Welt gerade deshalb verlaſſen hatte, um ſtill und eingezogen zu leben, ſo lehnte er den Antrag ab. Zwar bedachte er auf der einen Seite, den ſeinen Vorgeſetzten ſchuldigen Gehorſam, die gute Ordnung nnd Diſciplin, die in mehreren Klöſtern eingeführt werden ſollte, die Freunde und den Credit, die er in dieſer Provinz hatte, den Schutz deſſen die Reform bedurfte, und den Nachtheil,

der aus ſeiner Weigerung entſtehen konnte; aber auf der andern Seite überlegte er, daß er dort unvermeidlich die Theilnehmer ſeiner ehemaligen Verirrungen, und einige von denen, die ſolche veranlaßt hatten, antreffen würde; daß er noch nicht Feſtigkeit genug habe, um ſich Gefahren auszuſetzen, die Niemand ſo gut als er ſelbſt berechnen konnte; daß er zu Unterhaltungen und Beſuchen genöthiget wäre, die er nicht ſorgfältig genug vermeiden könne; daß er dadurch ſeinen Beruf aufs Spiel ſetzen möchte, und daß ihn die Schrift erinnere, daß der, der ſich in Gefahr begebe, darin umkomme. Ueberdieß ſey es eben nicht ſchicklich, daß ein Noviz von einer Provinz in die andre renne, und ſich mit Unterhandlungen, Ausgleichungen und Tractaten abgebe, da die Probezeit bloß in der Einſamkeit und Stille zugebracht werden ſollte.

Die Kloſter-Convente ſind eben nicht gewohnt, viel Rückſicht auf das Intereſſe des Einzelnen zu nehmen, wenn es auf das Intereſſe des Ganzen ankömmt, und ſo ließ ſich auch der Prior von Perſeigne durch des Abts Gründe von ſeiner Idee nicht abbringen, ſondern betrachtete ſie als Gewiſſensſcrupel, die keinen hinreichenden

Grund hätten. Er ſuchte ihm das Verdienſt des Gehorſams im ſchönſten Lichte darzuſtellen, aber Rancé bat den Prior, ihn mit einem Auftrage zu verſchonen, den zu übernehmen ſein Gewiſſen nicht erlaube.

Der Prior beſtand nun zwar nicht länger darauf, ſprach auch nicht mehr von dieſer Reiſe, allein er betrachtete Rancé von jezt an als einen Menſchen, der auf ſeinem Kopf beſtehe, und beſtändig eigenwillig handeln würde. Dieſes Urtheil äußerte er in einem Schreiben an den Generalvicarius der Reform, den Abt de Prieres, und ſetzte hinzu, daß ſo ſehr die Aufnahme des Abts Rancé in den Orden ihm auch zur Ehre gereichen würde, man denſelben doch, ſeiner Meinung nach, ein zwiefaches Noviziat machen laſſen müſſe.

Ueber dieſen Brief erſtaunte Prieres um ſo mehr, da er den Abt Rancé überaus hoch ſchäzte, und er ſich von ſeiner Aufnahme in die ſtrenge Obſervanz viele Vortheile verſprach. Allein da Prieres ein äußerſt kluger Mann war, der vermöge ſeiner langen Erfahrung wohl wußte, wie leicht es iſt, ſich bey Beurtheilung der Characteren zu betrügen, ſo wollte er eben ſo wenig

die Meinung des Priors ganz auf ſich beruhen laſſen, als über eine ſo wichtige Sache bloß nach deſſen Anſicht entſcheiden. Um über Rancé's Character mehr in's Reine zu kommen, veranſtaltete er eine Zuſammenkunft mit ihm, vier Meilen von Paris. Durch ſeine Unterhaltung mit ihm, ward ſeine vorige Hochachtung nur noch vermehrt, und alle die Vorurtheile ausgelöſcht, die der Prior von Perſeigne ihm gegen denſelben einzuflößen geſucht hatte. Um ſich von ſeiner Folgſamkeit, die man dem Abt Prieres verdächtig gemacht hatte, ſelbſt zu überzeugen, ſchlug dieſer ihm Uebungen vor, wovon die eine immer noch beſchwerlicher war als die andre; da ſie aber alle Rancé's Vervollkommnung zur Abſicht hatten, ſo fand er auch bey ihm eine Bereitwilligkeit, die alle ſeine Vorſchläge übertraf. Prieres ſchrieb darauf an den Abt von Perſeigne, und dieſer machte nun Rancé keine Schwierigkeiten, ihm Profeß thun zu laſſen.

Als die Zeit hierzu heran nahete, ſah er ſich genöthiget, von Perſeigne nach la Trappe zurückzukehren. Hier ließ er ſich das ganze Kapitel verſammeln, und las dieſem ſein Teſtament vor, das er zu Gunſten der Väter dieſes Hau-

ſes von der ſtrengen Obſervanz gemacht hatte, ſo bald der Entſchluß, Mönch zu werden, von ihm gefaßt worden war.

Er übergab hierauf ſeine Möbeln und Bibliothek den Religioſen, unter der Bedingung, daß ſolche unter keinerley Vorwande anders wohin gebracht werden, ſondern für beſtändig im Kloſter verbleiben ſollten. In dem Falle aber, daß etwa das Kloſter wieder in die Hände der alten Mönche fallen, und die von ihm eingeführte ſtricte Obſervanz aufhören ſollte, ſchenke er ſeine Bibliothek dem Hotel-Dieu zu Paris, um ſie zu verkaufen, und das daraus gelöſete Geld zu Verpflegung der Armen und Kranken anzuwenden. Wenn er einen weltlichen Abt zum Nachfolger haben ſollte, ſo wolle er, als Teſtator, daß ein ſolcher Abt an ſeinem ganzen Vermächtniß nicht den mindeſten Antheil haben, ja ſelbſt, ohne Einwilligung der Mönche, nicht einmal von den Büchern Gebrauch machen dürfe. Ein Kapital von 2400 Livres ausgenommen, welches er dem Kloſter zu Perſeigne, als ein Merkmal ſeiner Dankbarkeit für die Aufnahme in das Novizlat und ſein bevorſtehendes Profeßthun, vermachte, überließ er der Abthey la Trappe auch

alle die Activschulden, die am Tage seines Todes noch ausstehen würden.

So bald er auf diese Art sich auch von dem letzten, was er noch besaß, los gemacht hatte, kehrte er nach Perseigne zurück, um dort sein Probejahr zu vollenden. Einige Zeit darauf bekam er aus Rom die ausgefertigte Erlaubniß, die Abtey la Trappe, die er als weltlicher Abt bisher besessen hatte, künftig als regulirter Abt behalten zu dürfen.

Endlich legte er am 26sten Junius 1664 sein Gelübd in die Hände des Dom Guiton ab, dem der General-Vicarius Prieres dazu den Auftrag ertheilt hatte. Mit ihm zugleich wurden zwey andre Novizen eingekleidet, wovon der eine sein Kammerdiener gewesen war. Das Beyspiel seines Herrn hatte Eindruck auf ihn gemacht, und da er diesen nicht verlassen wollte, so folgte er ihm in die Einsamkeit. Dies ist der Frater Antonius, dessen schon oben gedacht wurde.

Rancé hatte die große Freude, daß einer der alten Mönche von la Trappe sich bekehrte, nach Perseigne kam, und zur stricten Observanz übertrat. Er hieß Dom Joseph Bernier, hatte lange sehr ausschweifend gelebt, und sich der

Einführung der Reform, so wie allen guten Absichten des Abts Rancé, am mehrsten widersetzt. Rancé's tugendhaftes Beyspiel, und die Sanftmuth, mit welcher dieser ihn behandelte, machten zwar einigen Eindruck auf ihn; doch die Macht übler Gewohnheiten riß ihn fort, und ließ ihn an keine Nachahmung denken. Endlich kam er zu sich selbst; er suchte den Abt Rancé auf, warf sich ihm zu Füßen, benetzte sie mit seinen Thränen, und stand nicht eher auf, als bis er ihm versprochen hatte, seine Aufnahme ins Noviziat zu bewirken. Dieß geschah; er betrug sich musterhaft darin, that nachher Profeß, und war ein Muster von Tugend bis an sein Ende.

Vier Tage nach Rancé's Einkleidung nahm in seinem Namen der Nachfolger in seiner ehemaligen Priorey St. Clementin, Peter Felisbien, von der Abtey la Trappe, in der Eigenschaft eines regulirten Abts, Besitz, vermöge der ihm dazu von Rancé ertheilten Vollmacht; denn er selbst war von dem Gefühle der mit ihm vorgegangenen Veränderung noch so durchdrungen, daß er sich nicht entschließen konnte, dieser Zeremonie sich in Person zu unterziehen.

Am 13ten Junius 1664 ward er als Abt von dem Biſchof von Arda eingeſegnet, und am folgenden Tage begab er ſich nach ſeinem Kloſter, um dort ſeine Tage in beſtändigen Bußübungen zu endigen. Der daſige Convent war zwar nicht zahlreich, beſtand aber aus lauter gut geſinnten Religioſen, die nur darauf bedacht waren, alle Tugenden ihres Standes auszuüben. Anfangs begnügte ſich Rancé damit, bloß die in den Klöſtern der ſtricten Obſervanz eingeführte Regel beobachten zu laſſen; aber es dauerte nicht lange, ſo gingen ſeine Abſichten darüber hinaus.

Die Regel des h. Benedicts, zu der er ſich bekennen ſollte, hatte er während ſeines Noviziats mit größter Aufmerkſamkeit geleſen, ſo wie alles, was ſich auf die Gebräuche der erſten Einſiedler in der chriſtlichen Kirche, und auf die erſten Jahrhunderte der Reform der Ciſtercienſer bezog. Es ſchien ihm, daß die Regel des h. Benedicts noch etwas mehr verlange, als was in den Klöſtern der ſtricten Obſervanz üblich war, und er konnte es nicht billigen, daß man nicht alle Gebräuche der erſten Karteuſer und der Mönche von Clairvaux wieder eingeführt hatte. Man wandte dagegen ein, daß der menſchliche

Körper ſeitdem ſchwächer geworden ſey, und ſo große Anſtrengungen nicht mehr ertragen könne. Rancé meynte hingegen, nur der Eifer der Menſchen habe abgenommen, denn übrigens erreichten ſie noch das nämliche Alter als damals.

So bald er durch ſeine Tugenden die Achtung und das Vertrauen ſeiner Untergebenen gewonnen hatte, unternahm er es, ſie auf eine höhere Stufe der Vervollkommnnug zu leiten. Mit einem Eifer und einer Beredſamkeit, die ihm von Natur eigen waren, und die durch den Geiſt Gottes noch mehr erhöhet wurden, ſtellte er ihnen vor, die erſte Pflicht eines jeden Chriſten, wie vielmehr eines Geiſtlichen, ſey die, im Stande der Buße zu leben. Er flößte hierdurch ſeinen Brüdern Achtung und Liebe für ihren Stand ein, und ſie erhielten davon nunmehr eine richtige Vorſtellung. Er konnte alſo auf dieſe Art mehrere alte Gebräuche des Ciſtercienſer-Ordens wieder einführen. Mit allgemeiner Zuſtimmung der Mönche, wurde der Genuß von Wein und Fiſchen abgeſchafft; Eyer aßen ſie nur ſelten, und Fleiſch nur im höchſten Nothfalle. Der Umgang mit Weltleuten ward vermindert, mit in der Abſicht, den Haushalt auf das äußer-

ſie zu beſchränken, wie dieß auch wirklich einige Jahre darauf geſchah.

Außerdem lag dem Abte noch am Herzen, die in der erſten Zeit bey den Ciſtercienſern üblich geweſene Handarbeiten wieder einzuführen, und durch ſeine Vorſtellungen bewirkte er, daß die Mönche zu la Trappe ſich anderthalb Stunden Vormittags, und eben ſo lange Nachmittags, auf dieſe Art beſchäftigen. Ja! ſie gingen noch weiter; denn da ſie beſorgten, mit der Zeit möchte dieſer Gebrauch unterlaſſen werden, wie es ſchon in ähnlichen Fällen geſchehen war, ſo wollten ſie ſich hierzu durch ein beſonderes Gelübde verbindlich machen. Weil dieß aber im Ciſtercienſerorden zuvor noch nie ſtatt gefunden hatte, ſo hielt der Abt auch nicht für rathſam, es zu erlauben. Ueberhaupt machte er von ſeiner Autorität niemals Gebrauch, um irgend einen von den in dieſem Kloſter üblichen Gebräuchen einzuführen. Kein Menſch war freier als er von der drückenden Herrſchſucht, die bey neuen Geſetzen Niemand zu Rath zieht, ſondern alle mußten erſt dafür geſtimmt, oder ſelbſt darauf angetragen haben. Wenn ſie aber einmal gegeben waren, ſo hielt er auch ſtreng darüber, und er

ſelbſt gab das erſte Beyſpiel ihrer Befolgung. Er that immer mehr, als er anderen vorſchrieb.

Zu eben der Zeit, als der Abt die äußerlichen Bußübungen der alten Eremiten, im Kloſter la Trappe einführte, war er noch weit mehr darauf bedacht, den Geiſt wahrer Frömmigkeit, tiefer Demuth, warmer und thätiger Menſchenliebe, darin zu erwecken. Er führte unter ſeinen Brüdern, (denn ſo nannte er die Mönche beſtändig,) ein achtungsvolles Betragen gegen einander im Reden und Handeln ein; doch hatten dieſe nachgiebigen, ehrerbietigen Manieren, nichts ähnliches mit dem Weſen und Ton der Weltleute; ſie gründeten ſich bloß auf die Verachtung, die jeder gegen ſich ſelbſt empfand, und auf wechſelſeitige Hochſchätzung. Sie machten ſich nicht mit einander gemein; man ſah hier nichts unanſtändiges, nichts ungeſchliffenes; Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, Bedachtſamkeit und Beſcheidenheit, herrſchten in den Worten und Werken dieſer heiligen Einſiedler.

Mitten unter dieſen Beſchäftigungen erhielt Rancé von ſeinen Vorgeſetzten den Befehl, ſchleunig nach Paris zu kommen, um einer Verſammlung der Aebte und Superioren vom

Ciſtercienſer-Orden ſtrenger Obſervanz, beyzuwohnen.

Wir übergehen hier die Geſchichte der langen Streitigkeiten der Ciſtercienſer von der laten und der ſtrengen Obſervanz, die dahin gediehen, daß endlich der Abt des Kloſters Ciſteaux ſelbſt nach Rom ging. Hier bewirkte er, daß der Pabſt dem Abte durch ein Breve auftrug, es dahin einzuleiten, daß ſich Deputirte des Ordens aus allen Nationen in Rom verſammeln möchten, um über die allgemeine Reform, die der Pabſt einzuführen Willens war, ihr Gutachten abzugeben. Der König genehmigte die Vollziehung dieſes Breve durch ein Reſcript vom 3ten Jul. 1664. Die Klöſter von der ſtrengen Obſervanz mußten daher ihrer Seits Deputirte erwählen, und dieß war die Veranlaſſung zu der Verſammlung in Paris, zu welcher der Abt Rancé berufen wurde.

Es fanden ſich dabey zwey und zwanzig Aebte ein, und die Sitzungen wurden im Bernhardiner-Collegium gehalten. Der General-Vicarius, Dom Joüaud, Abt von Prieres, eröffnete ſie mit einer Rede, worin er alles das, was ſeit Einführung der ſtrengen Obſervanz, ſowohl

in Frankreich als in Rom vorgefallen war, auseinander ſetzte. Jetzt ſey der kritiſche Augenblick gekommen, ſagte er, der über ihr Stehenbleiben oder ihr Fallen entſcheiden müſſe. Daran ſey nicht mehr zu zweifeln, daß der Abt von Ciſteaux und die vornehmſten Aebte des Ordens, keine andere Abſicht hätten, als die ſtrenge Obſervanz gänzlich zu vernichten. Von Rom könne man höchſtens bloß eine Milderung deſſen, was ſchon feſtgeſetzt ſey, hoffen; die bewilligten Dispenſationen würden bleiben, und unter dem Vorwande, alle Ordensglieder unter ein Haupt zu vereinigen, und einerley Praxis einzuführen, würde befohlen werden, daß jedermann ſich nach den zu Rom gegebenen Verordnungen richten ſolle. Wenn man gleich von der Frömmigkeit Alexander VII. vieles erwarten könne, ſo ſey doch ſeine Geſundheit ſo zerrüttet, daß er außer Stande ſey, ſich mit Geſchäften zu befaſſen, daher ſein Neffe, der Cardinal Chygy, ſich ihrer bemächtiget habe, von dem alſo alles abhange, und von dieſem ſey alles zu fürchten, da er ganz auf der Seite des Abts von Ciſteaux ſey, der alle die Perſonen, welche Einfluß auf den Cardinal hätten, durch Geſchenke gewonnen habe.

Auch der Kanzler Seguier habe sich für den Abt bey dem päbstlichen Neffen verwendet, denn er habe die strenge Observanz nie leiden können. — Der General-Vicarius stellte am Ende dem Beschlusse der Versammlung anheim: Ob sie Deputirte nach Rom schicken, oder diese Angelegenheit bloß schriftlich betreiben wolle?

Nach langer Berathschlagung wurde einstimmig das erstere beschlossen, doch solle die Vollmacht der Deputirten dahin beschränkt werden, sich bloß auf eine General Reform einzulassen, hingegen sich allem dem zu widersetzen, was auf eine Abänderung der in Frankreich bereits eingeführten Reform abziele, und sich gegen den Pabst merken zu lassen, daß, da diese durch drey vom heiligen Stuhle ernannte Commissionen gegründet worden, man sich an ihr nicht vergreifen könne, ohne der ganzen christlichen Kirche ein Aergerniß zu geben.

In der zweiten Sitzung bat der General-Vicarius die Versammlung, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, bey der Wahl der Deputirten auf deren Eigenschaften vorzügliche Rücksicht zu nehmen. Er glaube, daß es am besten sey, Aebte dazu zu nehmen, weil ihr Rang ihnen

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

hatte, so war er erlaubt worden, die Reisekosten für sich von dem Abt bis Val-Richer zu tragen, wozu übrige hatte er sich verstanden. Indessen hatten die vielen Almosen, die er gab, so wie die Reparatur der Klostergebäude, all sein Geld hinweg genommen, und ohne jene Hülfe wäre er zu borgen gezwungen gewesen.

Am Tage vor seiner Abreise befahl er die Superiore, die während seiner Abwesenheit die Leitung des Klosters besorgen sollten, und brachte dann mehrere Stunden im Gebet zu, um die [illegible]habende Heerde, so wie seine Brüder, die er unter Gottes Schutz zurückließ, seiner Vorsehung zu empfehlen. Vor seiner Abreise versammelte er die Brüder, nahm in einer rührenden Rede Abschied von ihnen, umarmte sie herzlich, und machte sich sogleich auf den Weg. Die Trennung von ihrem Vater versetzte die Mönche in Trauer. Die mit langen Reisen verbundenen Gefahren, und der, durch eine strenge Lebensart, geschwächte Körper, machten sie um so mehr für ihn besorgt, da sie wußten, daß er in Beziehung der letzteren nichts abändern würde. Sie warfen sich im Geiste vor Gott nieder, und flehten um seine Erhaltung, und um

Chef für die Angelegenheiten der strengen Observanz.

Bey seiner Ankunft in Paris fand Rancé seine Vollmacht und Instruction ausgefertigt. Um sich mächtige Unterstützung für diese Angelegenheit zu verschaffen, vermochte man ihn, mehreren hohen Personen aufzuwarten, um von ihnen Empfehlungsschreiben zu bewirken, die er auch von der Königin Mutter, der Herzogin von Orleans, der Prinzessin von Montpensier, dem Prinzen von Conti und der Herzogin von Longueville erhielt. Am Abend vor seiner Abreise aus Paris schrieb er noch einmal an seine Mönche, nahm wiederholt Abschied von ihnen, ermahnte sie in ihren freiwillig übernommenen Kasteiungen fort zu fahren, und empfahl sich ihrem Gebet. Gleich vor Paris trennten sich die beiden Deputirten. Rancé hatte einen Edelmann zum Begleiter, der mit ihm die Reise nach Rom machen sollte, und mit diesem ging er zuvörderst nach Lothringen zu dem Cardinal von Retz, um sich mit demselben über die Angelegenheiten der strengen Observanz zu berathen, und sich von ihm Empfehlungsschreiben zu erbitten. In Chalons an der Saone stieg er

mit dem Abt du Val-Richer wieder zusammen treffen. Der Cardinal empfing Rancé als einen Mann, den er schon längst geschätzt hatte, und dessen ganzer Werth ihm bekannt war. Da Niemand besser als er den Geist des römischen Hofes und den Character derer kannte, mit denen es der Abt Rancé zu thun haben würde, so gab er ihm wichtige Aufschlüsse, und unterrichtete ihn, was für Wege er einzuschlagen habe. Zugleich erhielt er vom Cardinal Empfehlungsbriefe an dessen zahlreiche Freunde in Rom, und trug seinem dort zurück gelassenen Agenten auf, sich der Angelegenheiten des Abts eben so anzunehmen, als wenn es seine eigenen wären; dem Abte selbst aber versprach er, daß wenn die Sachen, nach der Gewohnheit der römischen Curie, sich in die Länge ziehen sollten, er selbst kommen, und sie persönlich betreiben würde, welches er auch wirklich im folgenden Jahre that.

Von Chalons aus setzte Rancé die Reise gemeinschaftlich über die Gebürge mit dem Abt du Val-Richer fort. In Turin stellte der französische Gesandte, Hr. v. Servien, sie dem Herzoge von Savoyen vor, den der Gesandte schon zuvor mit den Verdiensten und Verhält-

niſſen des Abts Rancé bekannt gemacht hatte, daher ihn der Herzog mit großer Auszeichnung und vielen Beweiſen von Achtung aufnahm, ihm auch das heilige Schweißtuch in ſeiner Kapelle zeigen ließ, welches einen ſolchen Eindruck auf Rancé machte, daß er von neuem gelobte, im Stande der ſtrengſten Buße zu ſterben.

Von Turin ging er nach Mayland, wo er gleich nach der Ankunft ſeine Andacht beym Grabe St. Carls hielt. Sein Reiſegefährte beſah indeſſen die Merkwürdigkeiten der Stadt; Rancé hingegen gab ſeiner Neugier in nichts nach, ſo unſchuldig ſie auch ſeyn mochte; denn ſich deren Befriedigung zu verſagen, machte einen Theil ſeiner Buße aus.

In Florenz ließ er ſich durch den Marquis v. Caupoly beym Großherzoge, an den er Briefe hatte, zur Audienz führen. Der Großherzog unterhielt ſich mit ihm unter vier Augen, und Rancé, der ihm das Schreiben der Herzogin von Orleans übergab, bat um die Unterſtützung der Angelegenheiten der ſtrengen Obſervanz am römiſchen Hofe. Kaum war er in ſein Logis zurückgekehrt, als einer der vornehmſten Hofofficianten des Großherzogs mit einem Ge-

folge von zehn Bedienten erſchien, die mit Geſchenken beladen waren. Sie brachten die vortreflichſten Weine und mehrere Schüſſeln mit verſchiedenen Arten von Erfriſchungen. So bald der Hofkavalier weg war, ging Rancé zu dem Abte du Val-Richer, und ſagte lächelnd zu dieſem: Sind wir jezt nicht verlegener in unſerm Ueberfluſſe, als wir zuvor in unſerer Armuth waren? Wenn Sie aber meiner Meinung beyſtimmen, ſo wollen wir uns bald heraus helfen, laſſen Sie uns alles ins Hospital ſchicken! Da wird es Leute geben, die es nöthiger haben als wir, und denen es mehr zu gut kommen wird. Der Abt du Val-Richer war damit zufrieden, und ohne etwas davon anzurühren, ward alles an die Armen gegeben. Am folgenden Tage holte der Marquis v. Caumoly den Abt Rancé in einem Hofwagen ab, und ſtellte ihn dem Prinzen Mathias, des Großherzogs Bruder, nebſt deſſen Gemahlin vor. Lezte bot ihm ihre Kapelle an, um den Morgen darauf die Meſſe darin zu leſen; allein da Rancé alles vermied, was irgend eine Auszeichnung andeutete, ſo entſchuldigte er ſich damit, daß er Morgens ganz früh abreiſen müſſe. So lange er in Florenz

war, hielt immer ein herrschaftlicher Wagen vor seinem Logis, um sich seiner nach Gefallen zu bedienen. Bey dergleichen Ehrenbezeigungen litt zwar seine Demuth, doch war es nicht immer möglich, sie ganz zu vermeiden.

Endlich kam er am 12ten Nov. 1664 in Rom an, wo der Abt von Cisteaux schon sechs Wochen früher eingetroffen war. Nachdem Rancé seine Andacht verrichtet hatte, besuchte er zuerst einige vertraute Personen, an die er von dem Cardinal von Retz gewiesen worden war. Er hielt es für nothwendig, ehe er irgend etwas unternähme, sich von der Lage der Sache zu unterrichten, und sowohl darüber, wie man über die strenge Observanz denke, als über die Characteere der Personen, mit denen er es zu thun haben würde, Nachricht einzuziehen. Die, an welche er sich deshalb wendete, waren durch die Briefe des Cardinals bereits vortheilhaft für ihn gestimmt, und voller Bereitwilligkeit, ihm Dienste zu leisten. Durch sie erfuhr er, daß der Abt von Cisteaux, den Vorsprung von Zeit vortheilhaft genutzt, und sich bey dem Cardinal-Patron Eingang verschafft habe. Durch das Ansehen, worin er bey diesem stehe, durch seinen Aufwand

und seine Freigebigkeit, habe er sich freyen Zutritt bey dem Pabste, bey Cardinälen und Prälaten verschafft, und diesen dazu genutzt, sie gegen die stricte Observanz einzunehmen. Er habe die ihr zugethanen Mönche als Ehrsüchtige geschildert, die keine Mühe sparten, sich von dem General und den ersten Aebten des Ordens unabhängig zu machen, die alte eingeführte Ordnung umzustürzen, und eine Spaltung zu bewirken, der in der Folge unmöglich würde abgeholfen werden können. Zu diesem Zwecke hätten sie den Cardinal von Rochefoucauld dahin vermocht, ihnen die Erlaubniß zu ertheilen, daß sie einen General-Vicarius hätten wählen, und gegen alle, von jeher eingeführte, Ordnung besondre Versammlungen halten können. Jener Cardinal habe, als apostolischer Vicarius, seine Vollmacht hierin überschritten, und dieß allein sey hinreichend, das, was er eingeführt habe, null und nichtig zu machen. Die Patres der stricten Observanz machten ein großes Geschrey von Unordnungen, die doch im Orden gar nicht vorhanden wären. Außer den, vom h. Stuhle erlaubten, Fleischspeisen könne man ihm nichts vorwerfen. Jene hätten ihre Streitigkeiten mit

dem Orden bey den französischen Gerichtshöfen, zum Präjudiz der geistlichen Jurisdiction, anhängig gemacht, die doch bloß vor den h. Stuhl gehörten; denn im Fall ja eine Reform nöthig seyn sollte, so wären Se. Heiligkeit allein bemächtiget, sie anzuordnen, und er sey bereit, alles zu vollziehen, was dem Pabste vorzuschreiben gefällig seyn möchte.

Diesen Nachrichten setzten die gedachten Mittelspersonen noch folgendes hinzu: Es herrschten am römischen Hofe so gut Vorurtheile, als an jedem andern, und diese wären höchst nachtheilig, daher man ohne Zeitverlust sie zu vernichten suchen müsse. Alles Sonderbare sey ihm verdächtig, und gerade diesen Character habe man der Reform in Frankreich gegeben. Indessen gebe es doch noch gutmüthige Personen, die sich der Reform annehmen würden, wenn man das ihnen dagegen eingeflößte Vorurtheil vernichten könnte.

Rancé und sein Mitdeputirter machten mit ihren Besuchen bey den Cardinälen und Prälaten den Anfang, gaben ihre Empfehlungsschreiben ab, und wurden überall gut aufgenommen. Aber sie bemerkten bald, daß man, aller dieser

äußern Höflichkeiten ohnerachtet, im Grunde der stricten Observanz nicht günstig war. Der Bischof von Evreux, der solche dagegen unterstützte, bestätigte diesen Verdacht, so wie auch ein zweiter Gönner der Reform, Pater Bona, damals Assistent des Generals der Feuillanten *), und später, Cardinal; ein Geistlicher von seltener Frömmigkeit, ausnehmender Gelehrsamkeit und seltenen Verdiensten. Da er beym Abt Rancé gleiche Eigenschaften fand, so entstand zwischen ihnen bald eine innige Freundschaft, die lebenslang dauerte, und den Angelegenheiten der stricten Observanz großen Nutzen brachte.

Der Abt äußerte einst gegen ihn seine Verwunderung, daß der römische Hof der Reform so wenig günstig sey. Wo, sagte er, sollen Zucht und Buße, christliche und klösterliche Tugenden noch eine Freistadt suchen, wenn sie solche nicht bey dem Pabste und dem h. Stuhle finden? Ist es möglich, daß man hier gar keine Achtung für eine Anstalt hat, die ihr Entstehen Rom ver-

*) Feuillants, eine Art Barfüßer. Mönche, von der Abtey St. Bernhardi, deren Kleidung weiß ist.

dankt, und die die franzöſiſche Regierung, ſo wie die Parlamente anerkannt haben? Der P. Bona antwortete: Er ſey überzeugt, daß der Pabſt die ſtricte Obſervanz ſchätze und liebe, auch entſchloſſen ſey, ſie zu ſchützen. Allein die mehrſten Cardinäle wären anders geſinnt; ſie wären gegen die Reform eingenommen, weil man ſie überredet habe, daß wenn man deren Fortgang geſtatte, ganz ſicher im Orden auf immer eine Spaltung entſtehen würde, und ſo bald der General die Reform angenommen habe, die Klöſter außerhalb Frankreich ihn und ſeine Jurisdiction nicht mehr anerkennen, und den General-Kapitein nicht mehr beywohnen würden. Rom habe aber ein großes Intereſſe dabey, dieſe Trennung zu verhüten. Ein Orden, der unter Einem Obern vereiniget ſey, laſſe ſich viel leichter regieren, als wenn ſo viele Klöſter gleichſam abgeſonderte und unabhängige Corporationen ausmachten. Auch ſey es im erſtern Falle weit leichter, ſie in Abhängigkeit vom h. Stuhle zu erhalten. Man könne ſich überdieß nicht vorſtellen, daß die Unordnungen in den Klöſtern von der gewöhnlichen Obſervanz, ſo groß wären, als man ſie gemacht habe, ſondern glaube, daß der ganze Unterſchied nur

darin beſtehe, daß jene ſich des Fleiſcheſſens nicht enthielten, weil ihnen dieſes nachgelaſſen ſey. Dieſem letztern widerſprach Rancé, und behauptete, daß der Ciſtercienſerorden nie eine ſolche General-Diſpenſation erhalten habe. Der P. Bona geſtand dieß zwar zu, meynte aber, daß es darauf ankomme, diejenigen hiervon zu überzeugen, welche ein Urthel in der Sache fällen ſollten. Auf das, was der Rochefoucauld gethan habe, nähmen die Cardinäle um deshalb keine Rückſicht, weil ſie glaubten, er habe ſeine Vollmacht überſchritten, die ihm vorgeſchriebene Formalitäten nicht beobachtet, und Dinge angeordnet, die der urſprünglichen Grundverfaſſung des Ordens geradezu entgegen wären, beſonders in dem Hauptpunkte, die Mildthätigkeit betreffend. Rancé ſchmeichelte ſich aber, in ſeinen zu übergebenden Vorſtellungen von dem allem das Gegentheil zu beweiſen. Der Pater Bona rieth ihm, dieß ſo bald als möglich zu thun, und keine Zeit zu verlieren, dem Pabſt und den Cardinälen eine andre Meinung beyzubringen, zu dem Ende er ihm eine Audienz beym Pabſte zu verſchaffen ſuchen wolle.

Der Abt von Cisteaux gab den beiden Deputirten von der strengen Observanz einen Gegenbesuch, und Rancé glaubte, diese Gelegenheit nutzen zu müssen, um ihm seine Vorurtheile zu benehmen, und ihn, wo möglich, zu gewinnen. Er äußerte, wie leid es ihm thue, gegen ihn auftreten und sollicitiren zu müssen, welches um so unangenehmer sey, da es ihm, als Haupt des Ordens, eher gebührte, die Streitigkeiten zu schlichten, als Parthey zu seyn. Wenn man den Pabst nöthige, Schiedsrichter in der Sache zu ernennen, so könne es nicht fehlen, daß nicht von beiden Seiten Dinge an den Tag kommen sollten, von denen es besser wäre, sie zu unterdrücken; die Menschenliebe und die Ehre des Ordens erforderten dieses; ihre Streitigkeit habe schon zu lange gedauert, und zu viel Aufsehen gemacht, und der neue Lärm, den sie in Rom erregen würde, könne leicht vermieden werden. Mit Genehmigung des Pabstes könnten sie sich selbst Schiedsrichter wählen, und ihren Zwist in Güte beylegen. Die stricte Observanz verlange nur gerechte Sachen, und so halte sich Rancé von der Billigkeit des Abts überzeugt, daß er diese nicht verweigern werde. Bedürfe übrigens

der Orden einer Reform, ſo erfordre ſeine Ehre, daß ſie durch des Abts eigene Autorität eingeführt werde.

Hiermit griff er den Abt von Ciſteaux auf ſeiner ſchwachen Seite an, und unter andern Umſtänden wäre vielleicht Rancé's Benehmen von glücklichem Erfolg geweſen. Der Abt von Ciſteaux war aber entweder ſchon zu weit gegangen, als daß er ſich füglich hätte zurückziehen können, oder ſeine Hoffnung war zu groß, daß die Entſcheidung des Pabſtes günſtig für ihn ausfallen, und er hierdurch mehr, als durch einen Vergleich, gewinnen werde. Genug, er antwortete Rancé: Er wünſchte ſehr, daß man gleich Anfangs den Weg der Güte bey dieſen Streitigkeiten eingeſchlagen wäre; allein in der Lage, worin ſich die Sache nunmehr befinde, laſſe ſich eine Aburtheilung nicht mehr vermeiden, um die er bey Sr. Heiligkeit ſelbſt nachgeſucht, auch die Verſicherung von ſich gegeben habe, aus der Hand des heiligen Vaters die Reform ſo, wie es ihm, ſie einzuführen, belieben mögte, anzunehmen.

Der Abt von la Trappe war eben im Begriff, hierauf zu antworten, als man den Bi-

ſchof von Evreux anmeldete, der die beiden Deputirten beſuchen wollte, daher der Abt von Ciſteaux Abſchied nahm und weg ging. Der Biſchof erzählte den beiden Aebten: Was den Pabſt am mehrſten gegen die Klöſter der ſtrengen Obſervanz aufgebracht habe, ſey der Umſtand, daß ſie von den geiſtlichen Gerichten an weltliche appellirt hätten. Dieß werde zu Rom als ein entſetzlicher Eingriff in die Rechte der Kirche angeſehen, und ſey eins von den Verſehen, die man nie vergeſſe; es laſſe einen ſolchen Eindruck zurück, der faſt unmöglich wieder ausgelöſcht werden könne. Der Biſchof verſicherte, daß er ſich alle Mühe gegeben, dem Pabſte dieſes Vorurtheil zu benehmen, und ihm geſagt habe, die Gegenpartey habe die Anhänger der ſtricten Obſervanz vor die weltlichen Gerichte gezogen, ſo ſehr auch die letztern widerſtrebt hätten; und der Biſchof ſchmeichle ſich, daß es ihm hiermit bey dem heiligen Vater gelungen ſey. Er gab übrigens den Deputirten einige Winke, wie ſie ſich ferner in der Sache zu benehmen haben würden.

Als ſie wieder allein waren, äußerte der Abt du Val-Richer; Rancé habe ſich wohl gegen den

Abt von Ciſteaux ein wenig zu weit herausgelaſſen; denn wenn ihn dieſer beym Wort genommen hätte, ſo wiſſe er nicht, wie er ſich würde haben heraus ziehen können, da ihre Vollmachten beſchränkt, und ſie nicht bemächtiget wären, auf Schiedsrichter zu compromittiren. Dagegen führte Rancé aber an, daß für die ſtricte Obſervanz, in der Lage, worin ſich jetzt die Sache in Rom befinde, nichts ſo ſehr zu fürchten ſey, als ein förmliches Urtheil, weil dieſes, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht günſtig ausfallen würde. Wenn es aber einmal gegeben worden, ſo würde man auch nichts mehr dagegen ausrichten können, da ſonſt der Richter ſich ſelbſt widerſprechen müßte. Daher beſtehe das eigentliche Intereſſe der ſtrengen Obſervanz darin, dieß durch alle erlaubte Mittel zu verhüten, und für Leute ihres Standes, die das Proceßführen nicht genug vermeiden könnten, ſcheine ihm ein Compromiß das allerſchicklichſte. Sie könnten doch dadurch nicht mehr verlieren, als durch eine Sentenz wahrſcheinlich verloren gehen würde, und allenfalls blieben dann noch Auswege übrig. Ihre Vollmachten beſagten zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, daß ſie ſich die Wahl von

Schiedsrichtern gefallen lassen könnten, enthielten dieses aber dem Sinne nach, und im Falle der Abt von Cisteaux mit der gegenwärtigen Vollmacht nicht zufrieden gewesen wäre, so hätten sie sich eine ausgedehntere ausbitten können, die man ihnen nach Darstellung der ungünstigen Lage ihrer Angelegenheit, nicht verweigert haben würde.

Am ersten December (1664) ließ ihnen der Abt Favoriti wissen, daß der Pabst am folgenden Tage ihnen Audienz geben wolle. Da Rancé sich überzeugt hielt, daß Gott die Herzen der Menschen in seiner Hand hat, und sie nach Gefallen lenkt, so brachte er einen Theil der Nacht im Gebet zu, um sich des Höchsten Schutz und Hülfe zu erflehen. Beide Aebte begaben sich nach Monte-Cavallo, der damaligen Residenz des Pabstes, und sie kamen eben an, als dieser seine Messe anfing, der sie mit beywohnten. Nachher wurden sie zur Audienz geführt. Der Pabst empfing sie freundlich und gütig. Er sagte: „Ihre Ankunft ist uns nicht nur angenehm, sondern wir haben sie auch mit Vergnügen erwartet und vernommen."

Der

Der Abt Rancé, als Wortführer, setzte hierauf so gedrängt wie möglich die Streitigkeit der beiden Observanzen aus einander, und schloß mit der Bitte, die Untersuchung einer Congregation von Cardinälen aufzutragen, um dadurch der Sache in fremden Ländern mehr Ansehen zu verschaffen.

Der Papst hörte ihn mit Vergnügen an, und antwortete ihm auf eine verbindliche Weise: Daß er mit großer Zufriedenheit den Fortgang der Reform vernehme; daß er gewünscht hätte, jedermann möchte sich wieder in die ihm gebührende Ordnung gefügt haben; er liebe die strenge Observanz, und könne sie seines Schutzes versichern; dieß habe er auch gegen den Abt von Cisteaux geäußert, und als dieser von seiner Angelegenheit mit ihm gesprochen, ihm gesagt, er müsse erst beide Theile hören, und jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen. Rancé dankte dem Pabste für seine Güthe, und setzte hinzu, er sey um so mehr davon durchdrungen, da man demselben, dem Verlaut nach, habe beybringen wollen, die strenge Observanz habe die Erörterung des Streits von den geistlichen Gerichten an die weltlichen gebracht, statt daß ihre Gegner

ihn bey dem P amente zu Paris anhängig gemacht hätten. Zehn Jahre lang habe das Parlament aber weiter nichts gethan, als wiederholt zu erklären: daß, da die Reform mit Genehmigung des h. Stuhls in Frankreich eingeführt sey, es auch dabey verbleiben müsse, und die dieserhalb von dem Abt von Cisteaux eingelegte Appellation, als der apostolischen Entscheidung zuwider, ungegründet und nichtig sey.

Der Pabst antwortete: Daher, daß das Parlament sich mit der Sache befaßt, habe man Gelegenheit genommen, zu sagen, es habe alles gethan. Er, der Pabst, habe immer vorgefaßte Meinungen gehaßt, und wer ihm dergleichen beyzubringen suche, den höre er weniger günstig an.

Der Abt Rancé dankte dem h. Vater nochmals, und fügte hinzu: Da er fürchte, es möchte ihm nicht erlaubt seyn, sich ihm zum zweiten Male zu Füßen zu werfen, so erbitte er sich seinen Segen, sowohl für sich selbst, als für das Kloster, dessen Leitung er ihm anvertraut habe. Der Pabst ertheilte ihm solchen nicht nur, sondern setzte auch mit vieler Güte hinzu, er werde ihn, so lange sein Auftrag ihn hier zurück halte, recht gern so oft sehen, als er es zu seiner Zu-

friedenheit für nöthig halte. Hierauf leitete der Pabſt das Geſpräch auf mehrere andre Dinge, ſo daß Rancé keine Gelegenheit fand, ſeiner Angelegenheit weiter zu gedenken, ſondern nur die Schreiben von der Königin-Mutter, von der Herzogin von Orleans, der Prinzeſſin Montpenſier, dem Prinzen Conti und der Herzogin von Longueville übergab, worauf beide Deputirte ſich von Sr. Heiligkeit beurlaubten. Die Audienz hatte anderhalb Stunden gedauert.

Rancé verſäumte keinen Augenblick, den Pater Bona von dem, was vorgefallen war, zu benachrichtigen, und zwey Tage darauf beſuchte er ihn ſelbſt. Bona ſtellte dem Abte eine von ihm ſelbſt entworfene Bittſchrift zu, worin der Pabſt um Ernennung einer Congregation von Cardinälen erſucht wurde, und Rancé händigte dieſe ſogleich dem Secretär der Memoriale, Picolomini, ein, der ihn mit allen Zeichen von Achtung und Zuneigung empfing, und ihm die Verſicherung gab, in allem, was von ihm abhange, dem Abte zu dienen. Er hielt auch Wort, denn ein Paar Tage nachher theilte der Pater Bona den Deputirten die Nachricht mit, daß die Congregation ernannt ſey, und, ihrem Wunſche ge-

mäß, aus Cardinälen und Prälaten beſtehen würde. Dieſe, gegen die Gewohnheit der römiſchen Curie, ſo ſchnell erfolgte Ernennung überraſchte jedermann, denn ſonſt pflegt ſie ſich, aus Grundſatz, nicht zu übereilen, ſondern mit langſamen Schritten vorzuſchreiten. Manche legten dieß als eine Folge des Wohlwollens aus, das der Pabſt gegen die beiden Bevollmächtigten geäußert hatte; aber im Grunde war es eine Folge des Einfluſſes, den der Abt von Ciſteaux beym Cardinal-Patron hatte. Denn dieſer fürchtete, da der Pabſt mit jedem Tage ſchwächer wurde, daß er darüber hinſterben könnte, und man unter ſeinem Nachfolger nicht ſo gut für ihn geſinnt ſeyn möchte. Wie ſehr ihm an der Beſchleunigung der Sache gelegen war, das zeigte ſich einige Tage darauf. Der General-Procurator des Ordens, der jenem gänzlich ergeben war, kam nämlich zu den beiden Deputirten, um ihnen im Namen des Abts von Ciſteaux zu ſagen, er glaube, daß da nunmehr die Congregation nieder geſetzt ſey, ſie ebenfalls das ihrige dazu beyzutragen geneigt ſeyn würden, die Verhandlungen ſo ſehr als möglich zu fördern, denn ſie hätten beiderſeits einerley Intereſſe dabey,

und die Sache werde ſich ohnehin, nach der gewöhnlichen Langſamkeit der römiſchen Curie, ſchon genug in die Länge ziehen; mit der Geſundheit des Pabſtes werde es täglich mißlicher, und wenn er vor der Entſcheidung ſterben ſollte, ſo würde man von neuem wieder anfangen müſſen, folglich eine lange Zeit verſtreichen, ehe man wieder auf den jetzigen Punkt kommen, und die Ernennung einer Congregation bewirken könnte.

Rancé antwortete: Sein College und er würden recht gern alles thun, was dem Abte von Ciſteaux zum Vergnügen gereichen könne, ſo wie alles, wodurch ſie die große Hochachtung, die ſie gegen ihn trügen, zu bezeigen im Stande wären; nur ſähen ſie nicht ab, wie ſie zu Beſchleunigung der Sache etwas beytragen könnten. Der General-Procurator meynte: Dadurch allerdings, wenn ſie in manchen Stücken nachgäben, und hierdurch ihre Streitigkeiten auf einige Hauptpunkte zurück brächten. Rancé fragte ihn daher: Ueber welche Gegenſtände ſie ſich, nach ſeinem Dafürhalten, würden vereinigen können: Jener erwiederte: In Anſehung der Enthaltung von Fleiſchſpeiſen, und in Anſehung des General-Vicarius von der ſtrengen Obſervanz; denn was

den erſtern Punct angehe, ſo könne man ſich dahin einigen, daß die late Obſervanz ſich der vom h. Stuhle ertheilten Dispenſation bediene, und was den zweiten betreffe, ſo würde ſich irgend ein Ausweg finden laſſen. Hiergegen wandte der Abt von la Trappe aber ein: Daß der h. Stuhl nie dem ganzen Ciſtercienſerorden eine allgemeine Erlaubniß, Fleiſch zu eſſen, ertheilt habe, vielmehr derſelbe dieß ausdrücklich leugne. Dieß angenommen, erlaubten Ehre und Gewiſſen der Deputirten nicht, darin zu willigen, daß man von einer nie ertheilten Dispenſation Gebrauch mache. Ueberdieß ſey dieſer Artikel der Regel des h. Benedicts und den Statuten des Ciſtercienſerordens gerade entgegen. Anlangend den General-Vicarius, ſo ſey dieſer bloß proviſoriſch angeſtellt, nämlich bis zur Reformation des ganzen Ordens. Wenn dieſe erfolgt ſey, dann bedürfe es ſeiner nicht mehr, weil ſie alle einerley Obſervanz haben würden. Bis dahin aber müßte die ſtrenge Obſervanz ihn beybehalten, da ſie ſonſt nicht würde beſtehen können, und es unbillig wäre, ſie den Superioren einer andern Obſervanz zu unterwerfen, die ein Intereſſe dabey habe, ſie um zu ſtoßen. Der General-Procura-

tor äußerte: Dieſer Inconvenienz laſſe ſich dadurch abhelfen, daß man in den Provinzen Special-Vicarien anſtellte. Allein die beyden Bevollmächtigte waren der Meinung: daß es kein ſicheres Mittel gebe, die ſtrenge Obſervanz zu vernichten, daher ſie hierin nicht willigen könnten. Dagegen erklärte der General-Procurator: Eben ſo wenig werde der Abt von Ciſteaux jemals darin willigen, daß für mehr als ſechszig Klöſter des Ordens, ein beſondrer, von ihm unabhängiger General-Vicarius angeſtellt werde. Er fragte Rancé: Ob er verſichert ſey, daß der Pabſt den General-Vicarius beybehalten wolle? Seiner Seits habe er Gründe, daran zu zweifeln. Allein Rancé ſagte zu ihm mit einer Zuverſicht, die ihm nicht wenig auffiel: Der Pabſt habe die beſten Geſinnungen; er wiſſe recht gut, was die Ehre des h. Stuhls erfordre, und daß der, welcher den Zweck wolle, auch ſicher die Mittel wollen werde.

Nach dieſem Beſuche des Generalprocurators ging Rancé zu einem Freunde des Cardinal Retz: an den ihn dieſer empfohlen hätte. Er hörte hier, daß die ernannten Mitglieder der Congregation eben nicht günſtig für die ſtrenge Obſer-

vanz gesinnt wären. Unter andern habe ihm einer der angesehensten und unterrichtesten Cardinäle gesagt: Fleisch, oder kein Fleisch zu essen, sey eine für die Ehre Gottes und Erbauung der Kirche ganz gleichgültige Sache. Drey andere hätten geäußert: Man werde schwerlich zugeben, daß ein Schisma im Orden entstünde, bloß unter dem Vorwande, daß die eine Observanz strenger sey, als die andre. Rancé sagte zu seinem Gönner: Da er viel dreister, als Rancé selbst, mit den Cardinälen sprechen könne, so wolle er ihm nicht verhalten, daß es zwar für die Ehre Gottes an sich höchst gleichgültig sey, ob man Fleisch esse, oder nicht; daß wenn man aber sich durch ein förmliches Gelübd zu einer Regel verpflichtet habe, die das Fleischessen verbiete, es aufhöre, eine gleichgültige Sache zu seyn. Dieß sey aber im Cistercienserorden der Fall, und in den Statuten untersagt, deshalb eine Dispensation nach zu suchen. Eine Spaltung im Orden könne leicht durch eine allgemeine Reform verhütet werden, und die Ehre des h. Stuhls erfordre es, in dieser Art zu verfahren, und ohne großes Scandal könne die strenge Observanz, die allen rechtlichen Leuten in Frankreich zur Erbauung

gereiche, nicht aufgehoben werden. Rancé's Freund übernahm es gern, diese Gründe bey den Cardinälen geltend zu machen, empfahl ihm aber, sie auch selbst, so viel er nur könne, vorzutragen.

War Rancé schon über das verwundert, was der Freund ihm gesagt hatte, so erstaunte er vollends, als einer der vornehmsten Prälaten der Congregation, auf seine Vorstellungen kurz antwortete: Die Generalreform des Ordens sey eine Sache, die sich in einer Viertelstunde abmachen lasse, denn die beiden Observanzen wären bloß im Punkte des Fleischspeisens von einander unterschieden. Auch dieser Prälat glaubte, der Cistercienserorden habe über diesen Artikel eine General-Dispensation erhalten, und durch ein päbstliches Breve sey die strenge Observanz aufgehoben worden. Rancé bemühete sich vergebens, ihn in Ansehung des erstern Punkts vom Gegentheil, und in Ansehung des letztern von der Nullität zu überzeugen, doch der Prälat ließ sich darauf nicht ein, sondern sagte: Was er dagegen anzuführen habe, könne er in seinen Vorstellungen sagen; übrigens aber denke man in Rom anders als in Frankreich.

Ein Vorfall, der ſich während dieſer Zeit in Frankreich ereignete, trug nicht wenig dazu bey, die Lage der Sache in Rom noch zu verſchlimmern. Dom Joſeph de Monkule, ein Mönch im Kloſter Perſeigne von der ſtrengen Obſervanz, brachte eine Streitfrage gegen die Unfehlbarkeit des Pabſtes auf den Catheder, worüber viel hin und her geſtritten wurde. Man brachte die Sache am Ende vor den Nuntius, und um ihn gegen die ſtrenge Obſervanz einzunehmen, denuncirte man den Urheber davon als einen Anhänger derſelben, mit dem Beyfügen, daß der Abt von Prieres der Disputation beygewohnt, und ſie nicht gemisbilliget habe. Der Nuntius ließ den Abt zu ſich kommen, und machte ihm Vorwürfe; worauf der Abt nichts befriedigendes zu antworten wußte. Er ſah jetzt ein, wie höchſt unangenehm die aufgeſtellte Theſis der römiſchen Curie ſeyn müſſe, und welche nachtheilige Folgen der Vorgang haben könne. Er ſagte daher: Der Mönch, der die Theſis vertheidiget habe, gehöre zwar zur ſtrengen Obſervanz, ſtehe aber unter dem Abte von Ciſteaux, und ſo, wie gegenwärtig die Lage der Sache zu Rom beſchaffen ſey, könne man in des letztern Jurisdiction

nicht den geringsten Eingriff thun, ohne daß er zu Rom große Beschwerden darüber führen, und die strenge Observanz beschuldigen würde, sie wolle sein Ansehen vernichten.

Aber hiermit nur halb zufrieden, beschwerte sich der Nuntius bey Cisteaux; worauf dieser antwortete: Er müsse zugeben, daß der Mönch von dem die Rede sey, zu seinem Sprengel gehöre, aber doch, als der strengen Observanz anhängig, unter der Jurisdiction des Abts von Prieres, als deren General-Vikars, stehe, und dieser für des Mönchs Betragen verantwortlich bleibe. Letzterer habe übrigens die nämliche Thesis in einer dem Könige übergebenen Vorstellung, wodurch er verhindern wollen, daß die Angelegenheit der Reform nicht nach Rom kommen möchte, selbst behauptet. Die betreffenden Stellen dieser Vorstellung waren der Verantwortung des Abts einverleibt. Mehr bedurfte es nicht, um den Nuntius gegen den General-Vikar und die strenge Observanz gänzlich einzunehmen.

Rancé, der von dem allem nichts wußte, verfolgte eifrig seinen Weg, und verdoppelte seine Fasten und sein Gebet in wenig besuchten Kirchen, um den Schutz Gottes für seine Angele-

genheit zu bewirken, ohne jedoch in dem Wahne zu ſtehen, daß Gott ſeinethalb Wunder thun werde. Daher verſäumte er auch keins der natürlichen Mittel, die zu Erreichung ſeines Zwecks dienen konnten.

Als er einſt einen Prälaten beſuchte, der ſein Freund war, erzählte ihm dieſer die Händel, welche die vorgedachte Disputation in Frankreich veranlaßt hatte, und daß der Abt von Ciſteaux ſich der Folgen davon zu bedienen wiſſe. Rancé antwortete: In Anſehung der Disputation würde es unbillig ſeyn, eine ganze Corporation für die Thatſache eines einzelnen verantwortlich zu machen, und was die dem König übergebene Vorſtellung betreffe, ſo müſſe man ſich an den Advocaten halten, der ſie, ohne weitere Theilnahme der ſtrengen Obſervanz aufgeſetzt habe. Allein der Prälat äußerte: Eine ſolche Rechtfertigung möchte wohl in Frankreich ſtatt finden, nicht aber in Rom, denn hier ſey man nunmehr gegen die ſtrenge Obſervanz ſo aufgebracht, daß ſelbſt die Deputirten einiger Gefahr ausgeſetzt wären. Rancé erklärte: Daß er ſich glücklich ſchätzen würde, für die gerechte Sache zu leiden; er werde zwar alles vermeiden, was diejenigen,

die ihm nicht wohl wollten, noch mehr aufbringen könne, allein seiner eigenen Sicherheit wegen keine Maaßregeln nehmen.

Der Pater Bona bestätigte alles das, was ihm der Prälat gesagt hatte, und setzte noch hinzu, die Empfehlung des französischen Bothschafters, der dem Abt von Cisteaux sehr geneigt war, habe der strengen Observanz den größten Schaden gethan. Er setzte hinzu, daß die römische Curie, die nicht gern eher die Sache aburtheln und ein Breve erlassen wolle, ehe sie über den Erfolg und die Art, wie man solches aufnehmen werde, keine Gewißheit habe, durch den Bothschafter versichert worden sey, der König würde es durch sein Ansehen unterstützen. Dieß hielt Rancé indessen um deshalb für ungewiß, weil die Königin-Mutter die strenge Observanz ihres entschiedenen Schutzes gewürdiget, und ihrer wegen an den Pabst in solchen Ausdrücken geschrieben hatte, die hieran gar nicht zweifeln ließen; ihre Empfehlung aber, glaubte er, habe beym König das Uebergewicht über jede andre. Dagegen bemerkte der P. Bona: Die Königin könne nicht lange mehr leben, und so dürfe man mit der Publication des Breve nur so lange

warten, bis ſie geſtorben ſey. Daß indeſſen Gott die ſtricte Obſervanz nicht verlaſſe, davon ſey das ein Zeichen, daß aller anſcheinenden Widerwärtigkeiten ohnerachtet, der Pabſt noch immer günſtig für ſie geſinnt ſey. Dieß veranlaßte Rancé, Bona zu fragen: Ob er es für gut halte, den Pabſt um eine Audienz zu bitten? und dieſer war der Meinung, daß ein ſolches Geſuch zwar nichts verderben könne, doch zweifle er, daß man es bewilligen werde. So kam es auch; denn der Cardinalpatron war ihm zuvor gekommen, und verhinderte, daß man mit dem Pabſte gar nicht von Geſchäften reden durfte. Rancé erhielt zur Antwort: Da eine Congregation niedergeſetzt ſey, ſo habe er ſich an dieſe zu wenden, denn die Ertheilung von Audienzen würde den Pabſt zu ſehr angreifen.

Der Abt von Prieres hatte durch Rancé Nachricht von den Bewegungen erhalten, welche durch die Disputation in Rom entſtanden waren, und ſich zwar von den vornehmſten und angeſehenſten franzöſiſchen Biſchöfen Vorſchreiben an die Cardinäle der Congregation verſchafft und an Rancé überſendet, die dieſer auch übergab; ſie waren jedoch von keinem Erfolge. Vielmehr er-

fuhr er nicht lange darauf, daß man den Entwurf zu einem Breve gemacht, solchen dem Pabst überreicht, Se. Heiligkeit ihn aber dem P. Bona zum Gutachten zugefertiget habe. Dieser fand ihn der strengen Observanz so nachtheilig, daß er nicht umhin konnte, verschiedene Abänderungen darin zu machen. Alle diese Nachrichten wurden Rancé unter dem Beding strenger Verschwiegenheit mitgetheilt, daher er keinen Gebrauch davon machen konnte; doch endlich gab der P. Bona hierin nach, gegen das Versprechen, ihn auf keinen Fall zu compromittiren.

Rancé überreichte nunmehr der Congregation neue Vorstellungen; allein deren Vorurtheile gegen die stricte Observanz blieben immer die nämlichen. Alle Mitglieder behaupteten, als wenn sie darin überein gekommen wären, der Cardinal Rochefaucauld habe seine Vollmachten überschritten, und die ihm vorgeschriebenen Formalitäten nicht beobachtet, folglich sey eine neue Verordnung nöthig. Man habe daher die Absicht, dem Abte von Cisteaux, den vornehmsten Aebten und Generalkapiteln die ihnen von Rechts wegen gebührende Jurisdiction wieder zu geben, da diese ihnen durch die alten Statuten verliehen sey.

Rancé antwortete: So müßten sie wenigstens auch verpflichtet werden, die Regel des h. Benedicts, auf die sie ihr Gelübd abgelegt hätten, zu beobachten, und die Pönitenz anzuüben, welche die nämlichen Statuten verlangten, auf welche sie ihre Jurisdiction gründeten. Aber die Cardinäle und Prälaten blieben bey ihrer Meinung.

Jezt sah Rancé ein, daß ein längerer Aufenthalt zu Rom ohne Nutzen, aber daß es wenigstens hinreichend seyn würde, wenn der Abt du Val-Richer allein zurück bliebe, und die Entscheidung abwartete. Schon mit Widerwillen war er nach Rom gegangen, und die Geschäfte, die er dort betreiben mußte, waren nicht nach seinem Geschmack; jezt wurde ihm der dortige Aufenthalt unerträglich. Interessen wollte er doch den Eingebungen seines Mißmuths nicht gerade zu folgen, sondern er fragte erst seine Freunde um Rath. Diese waren alle der Meinung, daß seine Gegenwart zu Rom entbehrlich, und Ein Deputirter zum Betrieb dessen, was nun noch gethan werden könne, vollkommen hinreichend sey. Vielleicht könne seine Abreise selbst das Gute bewirken, daß der Abt von Cisteaux sich darüber beunruhigen, und ebenfalls nach Frankreich zurückgehen

hen würde, welches im Grunde der strengen Observanz zum Vortheil gereichen müßte, da ihr seine Anwesenheit in Rom nachtheilig sey. Die Cardinäle würden sodann langsamer zu Werke gehen, und wenn die Entscheidung nur erst aufgeschoben würde, so könnten sich Vorfälle ereignen, wodurch die Lage der Dinge sich vielleicht ändere.

Nunmehr meldete Rancé dem Abte von Prieres, in welchem Zustande er die Verhandlungen lasse, und die Gründe, weshalb er von Rom abreise. Anfang Februars (1665) trat er die Rückreise an. Was man als möglich angenommen hatte, traf wirklich ein. Da sich seine Ursache einer so schleunigen Abreise errathen ließ, so besorgte der Abt von Cîteaux, Rancé möchte ihm durch den Einfluß der Königin-Mutter, von Seite Frankreichs irgend ein Hinderniß in den Weg legen; deshalb reiste er schleunig ein Paar Tage später ebenfalls ab, und überließ den Betrieb der Geschäfte dem Generalprocurator.

Seine Freunde und Rathgeber ausgenommen, mißbilligten alle übrige Interessenten sowohl in Rom als in Frankreich Rancé's Entfernung. In Rom sagte man: Er sey an der Reformation

[illegible]

[illegible]

Bejaia, and ha er endji ammudjute, haj er fun en dotta bijiu aanta, ja bjirid er en stora Dragter, tan er ja fyan kaate, er mådja Kaari dir jeaa Birdjaang ja eid ala er hatdeb, ga Gudaaan bajan, ptaid er ja aandjaan, haj bin ha adja amadan Jiaaa, naa aaan da Bidaabjaang jaadjba. Jiaa faaa då tanka, ara bandbar baa aammdjår Jjag aaaa Kaari gaaa daaa ja gradaabrjaan Jraad aar.

Bjaid and Jaajjang ha baatam Jaadåt ar Ujaid Kaari aa daa Bir aaa Jjaaaa and jaaa Jjaaadja: haj aaaa er gjaå Kaa aar ad ha Kaaj jaaba Jjarjaaa, ha få dir ha jaaa Jjaaaaang aa adjajba aaaadjaaa, adjaåa baba, and er få Jjaagagt baba, haj jaaa Ja gaaaaa haa aaadj ja, ja adda a kaaaå and ajaåjjaa Jaajaaaa gaaa jaaa Jjaagjajaa ha aaaja gaaåt Bjaaa. Ja adbba and gjaå ha bajgaaaa Jag aaa jaa ai, and faa aa ajba Kaaj ja Jaaa aa.

Jraad and Jaid aaaba baaj jaaa Bjå. Kaaj gjaå jår Jaaaajår. Ja aaa ha adja aa Jraad aajår, aaajaa baj jåå ja, and Ja aa adjajba gaga ja dagaaaaaaa aaaa, jaa Jajjaaåa haaaaba, ja ha daaa Jaa

er von so vorzüglichen Verdiensten, der sich durch seine seltenen Eigenschaften eine solche Achtung in der Welt erworben hatte, dem Gehorsam eines der geringsten seiner Mönche gleich kam. Eben so urtheilte man auch in Frankreich, und dieser Zug von Demuth brachte nicht nur seine Feinde zum Schweigen, sondern verschaffte ihm auch die Achtung wieder, die man ihm nur entzogen hatte, weil man seine Tugenden nicht genug kannte.

Gleich den Tag nach seiner Ankunft fing er seine Besuche und seine Sollicitationen von neuem an. Die Cardinäle und Prälaten empfingen ihn dießmal mit mehrerer Achtung [illegible] machten ihm Hoffnung, daß man nachgie[illegible]gegen ihn seyn werde, als er geglaubt ha[illegible]d daß nichts fest gesetzt werden solle, oh[illegible] zuvor gehöret, und alles, was er zu Ver[illegible]g der strictern Observanz vorbringen möchte, genau geprüft zu haben. Dieß veranlaßte den Abt, eine Vorstellung zu übergeben, worin alle Forderungen auf vier Hauptpunkte zurück gebracht waren.

1. Daß die Enthaltung von Fleischspeisen, aus den schon vorhin angeführten Gründen, im Cistercienserorden allgemein eingeführt würde.

II. Daß den Klöstern von der stricten Observanz nachgelassen werde, einen Ober-Superior zu ihrer Leitung zu haben, mit dem Titel und der Gewalt eines Generalvikars. Daß derselbe durch die Patres der stricten Observanz erwählt werde, jedoch, um den Rechten des Abts von Cîteaux nichts zu vergeben, könne man fest setzen, daß jener nicht eher in Activität treten solle, bis er von diesem genehmiget und bestätiget worden sey.

III. Daß den Superiorn der stricten Observanz verstattet werde, zum Wohl und zur Erhaltung der Ordnung ihrer Klöster, unter sich Versammlungen zu halten; denn ohne dieses Mittel, das jeder Gesellschaft dem Naturrechte nach zustehe, und dessen man die stricte Observanz ohne Ungerechtigkeit nicht berauben könne, sey die Erhaltung guter Ordnung nicht möglich. Endlich

IV. Der stricten Observanz zu erlauben, die Novicen auch in den Klöstern der laxen Observanz, unter gewissen Verbindungen, über die man sich leicht würde vereinigen können, einkleiden zu dürfen.

Doch kaum war diese Vorstellung übergeben, so erfuhr Ancé, daß man darauf gar keine Rücksicht nehmen würde, und daß man im Grunde für die Reform jezt um nichts besser gesinnet sey, als vor seiner Abreise. Ancé machte den Cardinälen bemerklich: Daß der römische Hof sich selbst entehren würde, wenn er die Reform, die unter seiner Autorität vor mehr als sechzig Jahren eingeführet, und von mehr als sechzig Klöstern, von mehr als sieben Hundert Mönchen angenommen worden sey, umstoßen wolle; daß sie allen rechtschaffenen Leuten im Königreiche vom Anfange an bis jezt zur Erbauung gereicht habe; daß sie vom Könige durch Parlamentsschlüsse bestätiget sey; daß ein päbstliches Breve in Frankreich, ohne vom Könige und Parlament angenommen zu seyn, nicht vollzogen werden könne; und daß man mit Fug annehmen dürfe, der König werde ein neues Breve nicht genehmigen, wenn es denen, die er gut geheißen und das Parlament bestätiget habe, entgegen laufe; endlich, daß jedermann es sonderbar finden würde, wenn man zu Rom rechtliche Menschen, die das gute Zeugniß von allem, was Großes und Heiliges in Frankreich sey, für sich hätten, unterdrücken wolle.

Während dieses in Rom vorging, erhielt man daselbst durch Briefe aus Frankreich die Nachricht, daß man dort seit der Zurückkunft des Abts von Cisteaux überall verbreite, er habe seinen Proceß zu Rom gewonnen, und ein Breve bewirkt, wodurch die Reform ganz aufgehoben worden sey. Dieß ward von allen Seiten her bestätiget, so daß Rancé, um in's Klare zu kommen, sich an einen Cardinal wandte, ohne dessen Theilnahme, wie er wußte, nichts vorgenommen wurde. Zuerst sprach der Cardinal von den vier Artikeln, welche Rancé vorgeschlagen hatte, und äußerte darüber: Die Absicht der Congregation sey nicht, die late Observanz zu verpflichten, sich der Fleischspeisen zu enthalten, denn die Mönche hätten sich zu dieser Strenge nicht verbindlich gemacht, sondern ihr Gelübd auf die Regel, wie sie solche hätten ausüben sehen, abgelegt. Zu einem mehreren hätten sie sich nicht anheischig machen wollen, und es sey unbillig, ihnen in einem vorgerückten Alter ein Joch aufzulegen, das sie im Noviziat nicht getragen hätten. Rancé antwortete: Sie hätten die Regel des h. Benedicts so angenommen, wie sie von diesem Heiligen festgesetzt sey, und wolle man

die Sache so nehmen, wie Se. Eminenz, so würden die Christen nicht verbunden seyn, das Evangelium anders zu befolgen, als sie es in ihrer Jugend hätten ausüben sehen. Der Cardinal antwortete bloß: Zwischen dem Evangelium und der Regel St. Benedicts finde kein Vergleich statt; und ließ sich nicht weiter ein, sondern ging zu den drey anderen vorgeschlagenen Punkten über. Wenn man diese, sagte er, bewilligen wollte, so würde man eine Spaltung im Orden veranlassen, deren Nachtheilen schwer abzuhelfen seyn möchte. Gewöhnlich daure eine Reform nur funfzig oder sechzig Jahre; wenn die erste Hitze vorüber sey, so träten nach und nach die ehemaligen Erleichterungen wieder ein, und man komme wieder auf den Standpunkt der andern zurück, die Spaltung hingegen daure dem ohnerachtet beständig fort. Rancé wiederholte zwar seine schon oft erwähnten Gegengründe, worauf aber der Cardinal nicht achtete. Jezt kam Rancé auf das in Frankreich entstandene Gerücht, und da der Cardinal bloß eine zweydeutige Antwort gab, so zweifelte Rancé nicht mehr an dessen Wahrheit. Mit vieler Festigkeit stellte er dem Cardinal die nachtheiligen Folgen

eines Breve vor, das mit den Absichten des Pabstes nicht übereinstimme, das gegeben sey, ohne die Partheyen vorzufordern und zu hören, selbst ohne Zuziehung des grösten Theils der Mitglieder, aus denen die Congregation bestehe; das Scandal, welches daraus entstehen werde; den Vortheil, den die Ketzer gegen die Kirche daraus ziehen möchten; mit einem Worte, man würde die Ehre des h. Stuhls dem Interesse des Abts von Cisteaux aufopfern.

An diesem Breve hatte gerade dieser Cardinal den aller mehrsten Antheil, daher fand er sich beleidiget, und antwortete hitzig: Rancé setze alle Achtung aus den Augen: er spreche, wie die Schismatiker und Ketzer. Demüthig, doch entschlossen, erwiederte der Abt: Er spreche wie der h. Bernhard, nur drücke er sich weniger stark aus, als dieser; indessen habe der h. Stuhl niemals einen eifrigern Vertheidiger und eine standhaftere Stütze gehabt. — Mit eben dieser Freimüthigkeit äußerte er sich gegen die übrigen Cardinäle und Prälaten der Corporation, doch sah er bald ein, daß dieses ihm Feinde machte.

So stand die Sache in Rom, als der Cardinal Retz dort eintraf. Eine seiner ersten Er-

kundigungen war die, auf welchem Fuß der Abt Rancé hier lebe? Man sagte ihm, daß er ein schlechtes Logis habe, und seine Lebensart von der im Kloster, in Rücksicht auf Strenge, gar nicht verschieden sey. Da der Mensch, den er zu seiner Bedienung angenommen gehabt, krank geworden sey, so habe er jezt nicht nur keinen andern Bedienten, sondern er pflege und warte auch jenen, als wenn er in dessen Diensten stünde. Eine solche, des Abts Erziehung so ungleiche, Lebensart rührte den Cardinal, und er beschloß, ihn heraus zu ziehen, und ihn, wo möglich, dahin zu bringen, etwas mehr für sich selbst zu sorgen. Gleich beym ersten Besuche, den ihm der Abt gab, schlug er ihm vor, zu ihm in's Haus zu ziehen, doch hütete er sich wohl, ihn die eigentliche Veranlassung dieses Vorschlags merken zu lassen. Er gab vielmehr vor: Für des Abts Angelegenheit würde es sehr ersprießlich seyn, wenn sie sich beide zu jeder Stunde des Tages sehen, und alles mit einander verabreden könnten. Zugleich gab er ihm die Versicherung, daß er bey ihm eben so eingezogen, und mit der nämlichen Freiheit als in seinem Kloster, leben solle. Rancé lehnte den Antrag zwar Anfangs

aus Höflichkeit ab; als aber der Cardinal erklärte: Er werde ſich mit ſeinen Angelegenheiten nicht befaſſen, wenn er ſeinen Wunſch nicht erfülle, ſo gab der Abt nach, und zog zwar noch am nämlichen Tage zu dem Cardinal, wählte ſich aber das ſchlechteſte und unbequemſte Zimmer.

Nun mußte der Abt dem Cardinal erzählen, wie er zu Rom lebe. Lezter ſagte, es ſey nicht möglich, daß er eine ſolche Lebensart lange aushalten könne. Seine Nahrung und übrigen Bedürfniſſe müßten ſeiner Arbeit angemeſſen ſeyn. Sein Verdruß, daß er ſich ſo lange in Rom aufhalten müſſe, der Widerſpruch, den er hier erfahre, die Beſuche und Aufwartungen, zu denen er ſich genöthiget ſehe, wären ſchon Büßungen genug, um ſich dagegen einige Erleichterungen zu erlauben. Der Abt von Prieres, ſein Superior, habe den Cardinal ausdrücklich erſucht, in dieſem Stücke auf des Abts Benehmen Acht zu haben, und ihn zu vermögen, daß er von ſeiner ſtrengen Lebensart etwas nachlaſſe; er werde ſich auch wohl erinnern, daß jener ihm dieſes vor ſeiner Abreiſe oft mündlich empfohlen habe, ſo wie nachher ſchriftlich durch mehrere Briefe.

Rancé dankte zwar dem Cardinal für seine Güte, erinnerte ihn aber zugleich an sein Versprechen, daß er in seinem Hause eben so, wie in seinem Kloster, solle leben können. Hieran halte er sich, und bitte, es dabey zu lassen. Der Cardinal drang zwar noch ferner in ihn, aber vergeblich.

Jezt kam die Rede auf des Abts Angelegenheiten, und Rancé beklagte sich über die den Cardinälen gegen die stricte Observanz eingeflößten Vorurtheile. Der Cardinal belehrte ihn indessen, daß das Uebel nicht hiervon, sondern von der oben gedachten Disputation, und von den Schriften herrühre, über die der Nuntius sich beschwert habe. So was vergesse man zu Rom nicht. Indessen müsse man doch nicht verzweifeln; er habe hier Freunde; in Auftrag der Königin Mutter solle er in ihrem Nahmen mit dem Pabste reden, und diesem den großen Antheil zu erkennen geben, den sie an Erhaltung der stricten Observanz nehme. Dieß werde er so gut als möglich ausrichten, und überhaupt keine Mühe sparen, die Sache auf einen bessern Fuß zu setzen.

In der That stellte er auch in einer Audienz, die er einige Tage darauf hatte, die Verwendung

der Königin auf das lebhafteſte vor. Der Pabſt antwortete: Daß er mit der Königin gleiche Abſichten hege, er liebe die ſtricte Obſervanz und wolle ſie aufrecht erhalten; dieß möge der Cardinal der Königin, deren Frömmigkeit und deren Eifer für den h. Stuhl er immer geſchätzt habe, in ſeinem Nahmen verſichern. Eine ſo gütige Aeußerung vermogte den Cardinal, dem Pabſte zu ſagen: Die Königin habe ihm empfohlen, alle Cardinäle der Congregation zu beſuchen, und ihnen ihr Anliegen, ſich für die ſtricte Obſervanz zu intereſſiren, zu eröffnen; wenn daher der Pabſt es genehmige, ſo würde er ihnen ſagen, daß der Wille Sr. Heiligkeit ſey, derſelben nicht zu nahe zu treten. Des Pabſtes Antwort war: Die Geſinnungen der Königin könne er ihnen mittheilen; was aber die ſeinigen betreffe, ſo wären ſie davon hinreichend unterrichtet, und nöthigenfalls werde er ſie ihnen noch wiſſen laſſen.

Gleich nach dieſer Audienz beſuchte Reß alle Cardinäle der Congregation, und ſprach mit Eifer zu Gunſten der ſtrengen Obſervanz, ſowohl in der Königin als ſeinen eigenen Nahmen. Einige von ihnen ließen ſich nur zweideutig aus, hingegen die Freunde des Cardinals geſtanden

ihm offenherzig, daß die Sache zu weit gediehen ſey, als daß man zurückziehen könne. Ihren ſchon oft angeführten Gründen ſetzte der Cardinal die entgegen, welche Rancé vorgebracht hatte. Allein ihre Vorurtheile waren ſo tief eingewurzelt, daß es nicht möglich war, ſie ihnen zu entreißen. Indeſſen verſicherten ſie wenigſtens: Man werde eine Generalverordnung für den ganzen Orden geben, und die ſtricte Obſervanz zwar nicht ganz aufheben, jedoch ihr auch nicht alle ihr von dem Cardinal Rochefoucauld zugeſtandene Vorzüge zugeſtehen. Die Stelle des Generalvikars ſolle aufgehoben, die beſondern Verſammlungen der ſtricten Obſervanz unterſagt, die Jurisdiction des Abts von Ciſteaux, der vornehmſten Aebte und der Generalkapitel, aufrecht erhalten werden.

Hierauf antwortete der Cardinal: dieſe Artikel wären ſo weſentlich, daß nach ihrer Einführung die ſtricte Obſervanz unmöglich länger beſtehen könne, und indem man ſich ihrer Erhaltung rühme, erſchüttere man ihre Grundlage. Hiergegen führte man dem Cardinal einige Beyſpiele von andern Orden an, die ebenfalls eine ſtrenge Obſervanz hätten, und mit vieler Er-

bauung

bauung lebten, ob ſie gleich Ordensgeneralen unterworfen wären.

Aber was würde denn bedenkliches dabey ſeyn, (ſagte der Cardinal,) wenn man den ganzen Ciſtercienſerorden, wenigſtens in Frankreich, verpflichtete, die dort eingeführte ſtrenge Obſervanz anzunehmen? Die Antwort war die nämliche, die, wie oben gedacht, Rancé erhielt.

Unter dieſes Umſtänden ſchien es dem Cardinal rathſam, dem Abt Rancé vorzuſchlagen, einen Vergleich mit der gewöhnlichen Obſervanz einzugehen. Dieſer ſagte ihm aber, daß er dieß ſchon einige Male vergeblich vorgeſchlagen habe; die gewöhnliche Obſervanz kenne auch ihren Vortheil zu gut, als daß ſie ihn aufgeben ſollte.

Während Rancé zu Rom ſich ganz dem allgemeinen Beſten aufopferte, ſäete der böſe Feind im Kloſter la Trappe Unkraut zwiſchen den Waizen. Der von ihm gewählte Prior gab aus unzeitigem Mitleiden nach, daß von der ſtrengen Ordnung und Zucht in manchen Stücken abgegangen wurde. Er ging ſogar ſo weit, daß er ſich Fiſche am Tiſche des Refectoriums auftragen ließ, und ſo den Mönchen das Beiſpiel gab, die ſich vorgeſchriebene Enthaltſamkeit, welche ſie be-

ſtändig zu beobachten ihrem Abte gelobt hatten, zu verletzen. Der eifrige und ſtandhafte Subprior ſetzte ſich dagegen; die übrigen Mönche traten auf ſeine Seite, und behielten, trotz dem Prior, die auf Zureden ihres Abts wieder eingeführte alte Vorſchriften bey. Es konnte freilich nicht fehlen, daß Liebe und Einigkeit dabey litten. Auf der einen Seite beſchwerte ſich der Prior, daß der Subprior, unter dem Vorwande von Ordnungsliebe, ſein Anſehen und Vertrauen bey den Mönchen ſchmälere; auf der andern Seite behauptete der Subprior, es ſey ſeine Pflicht, ſich der Erſchlaffung, die man einzuführen ſuche, zu widerſetzen. Habe der Prior von der Liebe und dem Vertrauen der Mönche etwas verloren, ſo müſſe er ſich dieß ſelbſt zuſchreiben.

Der Streit ging ſo weit, daß der Abt von Prieres davon Kenntniß nehmen mußte. Vergebens gab er ſich Mühe, die Einigkeit herzuſtellen, und dem Prior die Achtung wieder zu verſchaffen, um die er ſich durch ſeinen wenigen Eifer gebracht hatte. Er ſah ſich daher genöthiget, ihn von dort weg nach einem andern Kloſter zu verſetzen, und bis zu des Abts Rancé Rückkehr, la Trappe der Leitung des Subpriors zu überlaſſen

Von allen dieſen Vorfällen erhielt Rancé durch den Abt von Prieres, den Subprior und die Mönche, zu Rom Nachricht. Bey dieſer Gelegenheit gab er einen Beweis, daß er Liebe und Demuth, ohne die es keine wahre Tugend geben kann, höher achte, als alle äußerliche Bußübungen. Zwar ſchätzte er den Eifer, den die Mönche bey dieſer Gelegenheit gezeigt hatten, aber doch fürchtete er, ſie möchten vielleicht dabey die Liebe, dieſe Seele aller chriſtlichen Geſellſchaften, verletzt, und die zum Kloſterſtande weſentlich erforderliche Demuth vielleicht etwas dadurch gelitten haben. In dieſem Sinne antwortete er den Mönchen unterm 20ſten Auguſt 1665. Er ermahnt ſie zugleich in dieſem Schreiben, mit den äußerlichen Uebungen, das wahre innerliche geiſtliche Leben zu verbinden, und ſtellt ihnen Chriſtum zum Muſter dar, der ſo lange als er auf Erden gewandelt, beides mit einander vereiniget habe.

Doch wir kehren zu den Angelegenheiten in Rom zurück. Der Cardinal Retz ſagte zu dem Abt Rancé: Er wiſſe weiter kein Mittel mehr, als das einzige, daß Rancé um eine Audienz beym Pabſt nachſuchen möchte, um ihm unmit-

telbar die Gefahr vorzuſtellen, worin die ſtricte Obſervanz ſchwebe, und ihn um ſeinen Schutz zu bitten. War Rancé gleich überzeugt, daß es äußerſt ſchwierig ſey, eine Privataudienz zu erhalten, ſo ſetzte er doch dieſerhalb alle ſeine Freunde in Bewegung, allein alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Er bekam die vorige Antwort, daß der Pabſt keine Audienzen mehr gebe, und er ſich an die niedergeſetzte Congregation wenden müſſe.

Indeſſen entſtand zu Rom das Gerücht, die Sache werde nun entſchieden werden, und zwar zum Vortheil des Abts von Ciſteaux. Dieß vermogte den Cardinal von Retz, nochmals um eine Audienz beym Pabſte nachzuſuchen, und er erhielt ſie. Da er leicht denken konnte, daß dieſe die letzte in der betreffenden Angelegenheit ſeyn würde, ſo ſagte er auch alles, was er nur zum Beſten der ſtricten Obſervanz aufbringen konnte, und überreichte zugleich ein neues Schreiben von der Königin-Mutter. Der Pabſt erwiederte: daß er aus Achtung für Ihre Majeſtät eine Congregation ernannt habe, bey der die Sache würde unterſucht, und alles reiflich erwogen werden. Mehr könne man von ihm billiger Weiſe nicht

verlangen. Dieſe oberflächliche Antwort, aus der ſich weder für noch wider die ſtricte Obſervanz das geringſte ſchließen ließ, veranlaßte den Cardinal, in den Pabſt zu dringen, ſeine eigene Geſinnung zu äußern. Endlich entfuhren ihm die Worte: Die Königin könne nicht lange mehr leben; wenn ſie tod ſey, ſo würde alles das, was er etwa zum Beſten der ſtricten Obſervanz in Frankreich hätte thun können, wieder umgeſtoßen werden. Der Cardinal erwiederte: Aber der König und das Parlament ſtürben nicht, und dieſe würden gewiß das aufrecht erhalten, was er zu Gunſten einer Obſervanz, von der alle rechtſchaffene Leute erbauet wären, feſt zu ſetzen geruhen möchte. Darauf antwortete der Pabſt nichts, ſondern ließ ſich merken, daß ihm dieſe Unterredung zuwider ſey, daher der Cardinal ſich beurlaubte.

Einige Tage darauf vernahm man, daß die Sache abgeurtheilt ſey, das Urtheil ſelbſt wurde aber ſo geheim gehalten, daß man in langer Zeit nichts davon erfahren konnte. Endlich erfuhr der Cardinal von Retz im allgemeinen ſo viel, daß es für die ſtrenge Obſervanz nicht günſtig ausgefallen ſey, und der Abt von Ciſteaux alles, warum er gebeten, erhalten habe.

Rancé hatte vom Abt von Prieres die Erlaubniß bekommen, so bald er es für gut finde, nach Frankreich zurück zu kehren, und ersterer äußerte daher gegen den Cardinal, so bald er diesen Ausgang der Sache erfuhr, daß er gesonnen sey, sogleich abzureisen. Gern hätte ihn dieser noch länger bey sich behalten, da ihn aber der Zwang dauerte, in dem er zu Rom lebte, so willigte er in die Rückreise, und bewirkte ihm beym Pabste eine Abschieds-Audienz, die auch zugestanden wurde, allein unter der Bedingung, der Reform gar nicht zu erwähnen. Rancé bat sich für sich und das ihm anvertrauete Kloster des Pabstes Befehle und Segen aus. Den letztern gab ihm der Pabst mit Bezeigung seiner Achtung und Güte, sprach auch mit ihm von verschiedenen Dingen, aber kein Wort von der Reform. Rancé machte mehr als einen Versuch, ihn darauf zu führen, allein der Pabst wich immer aus. So mußte der Abt denn Abschied nehmen, ohne daß es ihm vergönnt war, ein einziges Wort über die Angelegenheit sagen zu dürfen, die ihm am meisten am Herzen lag; und doch wäre es so höchst nöthig gewesen, den übrigens gut gesinnten Pabst genau davon zu unterrichten.

Bey den Abſchieds-Beſuchen, die der Abt den Cardinälen gab, empfahlen ſie ihm alle Gehorſam und Unterwürfigkeit gegen den h. Stuhl. Daraus ſchloß er, daß man die Abſicht habe, beide auf die Probe zu ſtellen, und daß die gefällte Sentenz der ſtricten Obſervanz nicht vortheilhaft ſey. Einer der Cardinäle ſetzte hinzu: Faſten ſey an ſich eine heilſame Sache; aber ſo bald es der h. Stuhl verboten habe, werde es etwas Böſes.

Die letzte Unterhaltung mit dem Pater Bona war rührend und offenherzig. Dieſer treffliche Geiſtliche bezeigte ihm ſeinen Schmerz über die üble Wendung, die die Angelegenheit der ſtricten Obſervanz genommen hatte, und daß auf ſeine bey dem entworfenen Breve zu Gunſten ihrer gemachte Bemerkungen, gar keine Rückſicht genommen worden war. Auch er war der Meinung, die Disputation in Frankreich, und die dem Nuntius übergebene Schriften, haben alles verdorben. Rancé antwortete: Aus Gottes Hand müſſe man den guten und den ſchlimmen Erfolg mit gleicher Ergebung annehmen. Indeſſen werde er nunmehr ſeine ganze Sorge auf ſein Kloſter wenden, und ſich bemühen, alle Bußübun-

gen, die in der erſten Periode des Ciſtercienſer-ordens üblich geweſen wären, darin wieder herzuſtellen. Hierzu erbitte er ſich des P. Bona Fürbitte bey Gott, und ſeine Verwendung beym h. Stuhl. Dieß verſprach Bona, mit Verſicherung ewiger Freundſchaft.

Ehe wir des Abts zweiter Rückreiſe nach Frankreich gedenken, müſſen wir noch einige Züge aus ſeinem Privatleben auf Reiſen und während ſeines Aufenthalts in Rom, nachholen. Auf dem Hin- und Rückwege ſeiner beiden Reiſen nach Italien, ging er oft zu Fuß, ſo ſauer es ihm auch wurde, und ſelbſt unterweges beobachtete er alle Entbehrungen und Faſten ſeiner Ordensregel, ohne von der Dispenſation des Abts von Prieres jemals Gebrauch zu machen. Täglich las er Meſſe, und auch in den gleichgültigſten Dingen übte er die größte Strenge gegen ſich ſelbſt aus. Er ſagte: Wenn gleich der Genuß oder Gebrauch von vielen Dingen an ſich gleichgültig iſt, ſo darf es doch einem Menſchen, der ſich für ſein ganzes Leben der Buße gewidmet hat, nicht gleichgültig ſeyn, ſie ſich zu verſagen.

Dieſe Gleichgültigkeit war auch die Urſache, daß er in Italien und in Rom nichts von den

Merkwürdigkeiten und den ſtolzen Trümmern alter römiſcher Pracht ſah, die ſo viele Fremde dahin ziehen. So viel es der Wohlſtand nur irgend geſtattete, ſuchte er alle Ehrenbezeigungen zu vermeiden. Um in ſeiner Andacht nicht geſtört zu werden, vermied er die Kirchen, worin Muſik aufgeführt wurde, oder eine von den in Rom ſo gewöhnlichen pomphaften Ceremonien ſtatt fand. Er ſuchte nur ſolche Kirchen auf, die einſam lagen, wo Dunkel und Schweigen herrſchte, und die bloß wegen der Reliquien der Märtyrer, die durch Vergießung ihres Bluts ſie geheiliget hatten, merkwürdig waren. Hier brachte er, wie man aus einem ſeiner Briefe erſieht, alle die Zeit zu, die er von ſeinen Geſchäften abmüßigen konnte.

Auf ſeinen Reiſen trug er niemals Handſchuhe, ob es gleich oft ſehr kalt war; bloß deshalb, weil die erſten Statuten deren Gebrauch unterſagten. Die Hitze mogte zu Rom noch ſo groß ſeyn, dem ohnerachtet ging er immer in grobes, ſchweres Tuch gekleidet. Bey dem allem war er im Umgange ſanft, und ſeine Unterhaltung ungezwungen, gerade als hätte er gar nichts zu dulden gehabt. Nie ſah man an ihm eine

Miene, die Verdruß und Misfallen verrathen, oder zurückgestoßen hätte; nie handelte er nach Laune. Strenge nur gegen sich selbst, bezeigte er andern immer Achtung und Schonung. Sein Gesicht, wie alle seine Manieren, verriethen den Frieden seines Herzens, und die Ruhe seiner Seele, die schon in diesem Leben der Lohn wahrer Tugend sind.

Sowohl auf der Reise, als in Rom, trank er bloß Wasser, und aß nichts als Gemüse und Brod, höchstens einen schlecht zubereiteten Brey. Die mehrste Zeit betrug seine tägliche Ausgabe nicht über zwey Sols. Als der Abt du Val-Richer sich vergeblich Mühe gegeben hatte, Rancé von dieser strengen Lebensart abzubringen, schrieb er deshalb an den Generalvikar, und bat diesen, Rancé so bestimmte Vorschriften zu ertheilen, daß dieser nicht umhin könne, zu gehorchen. Rancé empfing hierauf folgendes Schreiben.

„Ich beschwöre Sie, für Ihre Gesundheit zu sorgen, nicht aber Ihrem Eifer in Kasteiung des Leibes zu folgen. Ich bitte, glauben Sie mir, daß die Buße, die Gott jezt von Ihnen fordert, nicht in Enthaltung von Nahrung und Schlaf besteht, sondern in der Sorgfalt und

Mühe des Betriebs und Fortganges der Ihnen aufgetragenen Geschäfte, und hierzu bedürfen Sie Nahrung und Ruhe. Erinnern Sie sich gefälligst, daß Sie in dieser Rücksicht der Leitung des Abts du Val-Richer übergeben sind, und dieser übergebe ich Sie hiermit von neuem. Ich bin überzeugt, daß Sie etwas, Gott angenehmeres, thun, wenn Sie sich dem unterwerfen, als wenn Sie den Eingebungen Ihres Enthusiasmus folgen. Sie werden zu Rom oft Arbeit genug haben, um durch diese eben so gut, als durch die Beschwerden der Reise, des Fastens überhoben zu werden. Erhalten Sie denn Ihre Kräfte für den Dienst Gottes."

Rancé befand sich in keiner geringen Verlegenheit, wie er seinen Bußeifer mit dem, dem Generalvikar schuldigen, Gehorsam in Einklang bringen solle. Man weiß nicht, wie er dieß bewirkt habe, wohl aber, daß er während seines ganzen Aufenthalts in Rom diese Lebensart nicht änderte.

Von allen den Seltenheiten, die er von angesehenen Personen geschenkt bekam, behielt er nichts, als die Reliquien von einigen Märtyrern, die er vom Bischof von Porphir, der Sakristan

Pabſt Alexanders VII. war, bekommen hatte. Dieſe nahm er mit nach Frankreich, und mit Erlaubniß des Diöceſan-Biſchofs ließ er ſie an hohen Feſttagen auf dem Hochaltare ſeines Kloſters ausſtellen.

An ſolchen hohen Feſten vermied er allen Umgang, um ſie ganz im Gebet und Schweigen zuzubringen. Das erſte Weihnachtsfeſt während ſeines Aufenthalts in Rom, wollte er in einem dort befindlichen Kloſter ſeines Ordens feiern, und von dem Abt deſſelben dazu die Erlaubniß erbitten. Als er ins Kloſter kam, traf er einen alten Mönch an, der, ſo bald er hörte, daß Rancé ein Franzoſe ſey, ihn ſehr höflich fragte, was zu ſeinen Dienſten ſtehe. Rancé ſagte ihm, er wünſchte dem Superior aufzuwarten, um ihn zu erſuchen, daß er ihm erlauben möchte, ſich ſieben oder acht Tage bey den Mönchen aufzuhalten. Der gutmüthige Greis, der offenherziger war, als es die Italiener gewöhnlich zu ſeyn pflegen, ſagte zu ihm: Er könne ihm zu dieſer Bitte nicht rathen; wahrſcheinlich werde man ſie ihm zwar nicht abſchlagen, aber ſie dürfte ſeiner Erwartung wohl nicht entſprechen. Sie ſind ein Franzoſe, ſetzte er hinzu, und Sie würden ſich

nicht leicht in unſre Lebensart ſchicken lernen, welches Sie und auch uns nur verlegen machen würde. Die Franzoſen ſind in Befolgung ihrer Ordensregel gar zu peinlich, und ſie nehmen zu leicht ein Aergerniß daran, wenn ſie ſehen, daß man nicht alles mit der äußerſten Genauigkeit thut; daher halten ſie das mit Abſcheu für eine entſetzliche Verwilderung, was wir als Kleinigkeiten anſehen. Ich will Ihnen ein Beyſpiel davon anführen. Während wir eſſen, wird bey uns niemals etwas vorgeleſen; jeder unterhält ſich, ſo lange wir bey Tiſche ſind, nach ſeinem Gefallen. Iſt das Eſſen vorbey, ſo kommen die Karten auf den Tiſch; wer Luſt hat, der ſpielt; die übrigen ſuchen ſich auf andere Art die Zeit zu vertreiben. Ich glaube, wenn Sie ſo etwas mit anſähen, daß es Ihnen ſehr mißfallen würde, und deßwegen habe ich Sie davon benachrichtigen wollen, um ihre Maaßregeln darnach zu nehmen.

Rancé machte, daß er ſo ſchnell als möglich aus einem Kloſter kam, worin eine ſolche Unordnung herrſchte. Er ſuchte nun weiter keinen Zufluchtsort in Rom, ſondern verbarg ſich in ſeiner eigenen Wohnung.

Am 25ſten März 1666 verließ er Rom, und kam am 30ſten April in Paris an. Hier legte er dem Abte von Prieres und den übrigen Superioren von der ſtrengen Obſervanz, Rechenſchaft von ſeiner Sendung ab, und ging dann nach la Trappe, wo er am zehnten May anlangte. Er fand den Kloſterkonvent durch einige neue Glieder vermehrt, die während ſeiner Abweſenheit Profeß gethan hatten, und aufgenommen worden waren. Jezt dachte er an weiter nichts, als in ſeinem Kloſter die Reform einzuführen, die er für den ganzen Ciſtercienſerorden zu bewirken ſich vergeblich bemühet hatte. Seine Ideen gingen noch weiter; denn der Bußeifer, von dem er durchdrungen war, gab ihm den Plan ein, alle alte Gebräuche von Ciſteaux wieder herzuſtellen, obgleich ſelbſt die, welche die ſtrenge Obſervanz gegründet hatten, der Meinung geweſen waren, daß menſchliche Schwachheit ſo weit nicht reiche. Unter dieſen alten Gebräuchen waren indeſſen manche, die ſich mit dem jetzigen Zeitalter nicht gut vertrugen, und die, ſtatt zu erbauen, gerade die entgegen geſetzte Wirkung hätten hervor bringen können. Rancé hielt alſo dafür, er müſſe die beabſichtigte Reform

auf folgende Punkte beschränken: Beobachtung der Klosterregel, Armuth, einfache Lebensart, Disciplin, Kasteiung, Fasten, kurzen Schlaf, hartes Lager, Handarbeit, Stillschweigen, bloße Füße, und einige bestimmte Fasttage bey Wasser und Brod.

Er entwarf nun hiernach die Verordnungen, die er zum Grunde legen wollte, und unterwarf darin den jedesmaligen Abt des Klosters eben den Vorschriften, die den Mönchen gegeben wurden, setzte auch fest, daß solcher das Kloster nie verlassen solle, als bloß, um den General-Versammlungen beyzuwohnen. Wirklich hat er selbst nie einen auswärtigen Besuch gegeben, den einzigen ausgenommen, welchen er dem Diöcesanbischof abzustatten für Pflicht hielt. Täglich hielt er wenigstens eine halbe Stunde lang Kapitel, worin er seine Brüder ermahnte, unterrichtete, aufmunterte und strafte. Die Bußen, die er auflegte, waren immer den Umständen und Personen angemessen, und zweckten dahin ab, Reue und Demuth bey ihnen zu erwecken.

Mehr auf den Rath Anderer, als aus eigener Ansicht, hatte er vor seiner Reise nach Rom, theologische Lectionen im Kloster angeordnet, die

auch noch einige Zeit nach seiner Rückkehr fort dauerten. Allein, da er bemerkte, daß unter seine Brüder, so sehr er sich auch bemühte, dieß zu verhindern, sich Verdrüßlichkeit, Kaltsinn und Zerstreuung einschlichen, und daß der Geist der Zerknirschung dadurch verloren gehe, so glaubte er nichts besseres thun zu können, als alles förmliche theologische Studium aus seinem Kloster zu verbannen. Diese Anordnung fand indessen in der Folge vielen Widerspruch, wiewohl Rancé versichert, daß seine Mönche religiöser geworden wären.

Um seine strenge Disciplin einzuführen, mußte er Mittel anwenden, die der menschlichen Natur am mehrsten zuwider sind. Dennoch gewann er, ohne von seiner Strenge etwas nachzulassen, die Herzen seiner Brüder so sehr, daß sie alle ihn zum Beichtvater erwählten, ob er gleich mehrere Beichtiger angestellt hatte. Alle waren mit ihm ein Herz und eine Seele; für ihn empfanden sie die höchste Verehrung, so wie die zärtlichste Liebe. Aber er bemühete sich auch, der Regel des h. Benedicts gemäß, daß man ihn mehr lieben als fürchten möchte. Er hatte es sich zum Gesetz gemacht, sich zu jeder Zeit sprechen zu las-

sen;

sen; jeden mit einem heitern, freundlichen Gesichte zu empfangen, und dadurch zu erkennen zu geben, daß man ihm nicht zur Last sey, sondern, daß er den Besuch seiner Brüder gern sehe. Derer, welche die mehrsten Fehler an sich hatten, und die ihm daher weniger lieb waren, nahm er sich vorzüglich an, weil sie seiner am meisten bedurften. Zuweilen besuchte er diejenigen von selbst, die lange nicht bey ihm gewesen waren.

Er wußte, daß die Superioren sich selten um die Bedürfnisse ihrer Mönche bekümmern, und manche sie, z. B. an den nöthigen Kleidungsstücken, Mangel leiden lassen; daher machte er es sich zum Gesetz für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen. Diese Vorsorge ging so weit, daß er sich um alle einzelne Theile des Haushalts selbst bekümmerte, ob er gleich die Aufsicht darüber sorgfältigen, und redlichen Mönchen aufgetragen hatte. Seine größte Aufmerksamkeit wendete er auf das Krankenhaus; es verging kein Tag, ohne daß er alle Kranke besuchte. Er wußte zwar, daß bey einigen seiner Mönche die Selbstüberwindung so weit ging, aller seiner Vorsorge entbehren zu können, und dieß mit Ruhe, ja mit Freude, zu

ertragen; allein, da es nicht jeder so weit bringen kann, so durfte er die allgemeine Vorsorge um so weniger unterlassen, da durch sie die Schwachen gestärkt, und keinem von denen, welche es zu einer höheren Vollkommenheit gebracht hatten, geschadet wurde.

In manchen Klöstern sieht man einen Kranken scheel an, den eine langwierige Krankheit außer Stand setzt, seinen Dienst zu verrichten, und der dadurch dem Superior und seinen Brüdern lästig wird, daher man ihn die lange Dauer seiner Untauglichkeit bey jeder Gelegenheit empfinden läßt, gleichsam als wenn sie eine Folge seiner Nachläßigkeit, oder nur eine Schulkrankheit wäre. Rancé machte es deßhalb zu einem Grundsatze, die Ursache der Krankheiten selbst zu untersuchen. Wenn die Kranken nach ihrer eigenen Angabe sich über innere Schmerzen beklagten, wovon man äußerlich keine Merkmale gewahr wurde, so stellte er ihnen vor, daß sie sich versündigen würden, wenn sie eine Krankheit bloß vorgäben; glaubte ihnen aber doch auf ihr Wort, und bewilligte ihnen gern die etwa nöthigen Dispensationen und Erleichterungen.

Rancé hielt sich überzeugt, daß ein Mönch, der zu schwach sey, eine strenge Lebensart zu ertragen, Gott durch seines Herzens Gesinnung dennoch gefallen könne, wenn er durch den Zuspruch seiner Superioren gestärkt wird; daß er aber, wenn es ihm an diesem Troste fehlt, über die Art wie man ihn behandelt, leicht ergrimmt, und er endlich in Trübsinn versinkt. Daher nahm er sich solcher Schwachen besonders an, und hielt darauf, daß es auch ihre Superioren thaten.

Um allen Umgang der Mönche mit einander, der Absicht der Ordensregel gemäß, ganz abzuschaffen, übernahm er selbst, so viel es ihm möglich war, die Sorge für alles, was sie bedurften. Er setzte daher fest, daß man ihn überall, selbst in der Kirche, von allem benachrichtigen solle, ohne zu besorgen ihm lästig zu werden, damit er das Nöthige anordnen könne. Dieß hatte die Folge, daß jeder, der Regel gemäß, in Unterwürfigkeit erhalten wurde, und daß die Mönche, die ihnen nöthige Unterstützung gleich auf der Stelle erhielten.

Es hatte sich seit langer Zeit die Gewohnheit eingeschlichen, daß die mehrsten Superioren,

zuweilen selbst einige Mönche, einen Bedienten hatten. Rancé glaubte, dieß schicke sich um so weniger für einen Nachfolger Jesu Christi, da dieser sagt, er sey gekommen, um andern zu dienen, und nicht, um bedient zu werden. Er kehrte also seine Zelle selbst aus, und that alles das selbst, was sonst ein Bedienter zu thun pflegt. Aus dem nämlichen Grunde untersagte er sich alles, was irgend einer Auszeichnung ähnlich sah; alles war zwischen ihm und den Mönchen gemeinschaftlich, und jeder Einzelne machte von dem nach Gefallen Gebrauch, was eigentlich für ihn bestimmt war. Aus der Klosterkirche hatte er alles Silbergeräth, so wie alle kostbare Zieraten, womit die Mönche ihre Kirchen zu schmücken pflegen, verbannt, und jene nach dem Muster aller Einfachheit eingerichtet; jedoch zum Gebrauch der Bischöfe und anderer vornehmen Geistlichen einige bessere Kelche und Ornamente aufgehoben, derer er sich aber niemals bediente. Er gab selbst nicht zu, daß man für ihn neue Kleidung machen ließ, ob er gleich sehr dafür besorgt war, daß seine Brüder, wenn sie dergleichen nöthig hatten, sie erhielten. Schon oben haben wir bemerkt, daß er zu seinen Reisen das wohl-

solche Fuhrwerk wählte. Endlich zu Paris ließ man ihn auf einen Karren aufsteigen, dessen Fuhrmann ein Bauer war. Mit den benachbarten Edelleuten suchte er ein paar Unterredungen zu unterhalten, und alles zu vermeiden, was sie dem Kloster oder seiner Person abgeneigt machen könnte. Im Anfange suchte man ihn zwar gegen sie einzunehmen, und ihn dahin zu vermögen, daß er ihnen zu erkennen geben möchte, daß wenn sie etwas zum Nachtheile des Klosters etwas unternehmen sollten, sie im voraus darauf rechnen könnten, ihren Mann an ihm zu finden. Er kam dem Abt in der Nachbarschaft mit allen Zeichen von Achtung und Ehrerbietung zuvor, gab ihm auch zu verstehen, er habe auch einige Freunde weltlichen Standes, und bey jeder Gelegenheit, wo er durch diese nützlich werden könne, sey er ganz bereit, sich bey ihnen für den Abt zu verwenden. Er gestattete den Einwohnern sogar die Jagd im Gehege des Klosters, und bat sie nur, nicht in der Nähe des Klosters zu jagen, und auf den benachbarten Äckern nicht nach Enten zu schießen. Durch dieses Betragen gewann er die Freundschaft jeder Einzelnen, und jeder schien sich, wegen er-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

um eine so Stadt, so konnte eine weitere Ab kaum Bedeutung gewinnen, so ist es schwer eine Vorgänge nicht mehr genügt werden.

Jener Lotse in der Gefahr auf der Nacht bei L. Brentano abgelegt, weil in dieser Kunst seiner Erfahrung von ihren letzten Namen, sind sind es eben nicht entgehen, so es helfen sind, bei einer unübersichtige Lage weiter verbreitet, noch von langer Dauer sein kann. Es schien sich mir der Bericht, noch mit noch kurz Vorgänge, die es gibt für sein System zu bilden gedachte, von einem Gott bei Elbe denkmalsteine seinem Rufer abgeschaffen. Klein war ich verbesserer Gedicht von der in der Tropp so ungemessen harten Arbeitsart, überdies beigegeben ist, welche Klarin zu seinen Willen gewonnen wurde.

In dieser Verlegenheit wandte er sich an den Rat von Freund, und bat ihn um einige Blicke von der strengen Observanz, die Elbe genug bildeten, seine ganz Bildes zu bestehen, und schon sich, da gegen eine gleiche Angabe von seinen Gedichten angenommen, die seine Ab sonst nicht ertragen konnte, aber nicht wollen.

Aber da man schon erfahren hatte, daß Rancé damit umgehe, alle alten Gebräuche der ersten Cistercienser wieder einzuführen, wogegen jedermann einen Widerwillen hegte, so fand sich auch nicht Einer, der Lust gehabt hätte, nach la Trappe zu gehen. Der Abt von Prieres meldete ihm dieses, mit der Aeußerung, er könne Niemand dazu zwingen, weil Rancé's Strenge über die Verbindlichkeit hinaus gehe, die ihre Regel vorschreibe, und Rancé selbst verlange ja nicht, daß der Abt ihm welche zuschicken solle, die mit Widerwillen Folge leisten würden.

So mußte sich denn Rancé darauf beschränken, vorerst in seinem Kloster nur solche Bußübungen in Gang zu bringen, wie sie die Schwäche seiner Brüder ertragen konnte. Doch auch jetzt schon hielt man la Trappe für das Muster aller Klöster von der strengen Observanz.

Als Rancé diesen Anfang seiner Reform zu Stande gebracht hatte, (1666) kam das Breve, dessen vorhin schon oft gedacht worden, aus Rom in Frankreich an. Es ward an den Nuntius geschickt, um seine Vollziehung zu bewirken. Es war vom 27ten April 1666 datirt, und vom Pabst Alexander VII. unterzeichnet

Die Umstände waren gerade damals der Sache so günstig als möglich. Der Tod der Königin-Mutter hatte der strengen Observanz ihre vornehmste Stütze geraubt, der Abt von Cîteaux sich die Gunst des Kanzlers Seguier erworben, so daß er hoffen konnte, die Bestätigung werde entweder gar keine Schwierigkeiten finden, oder diese sich wenigstens leicht überwinden lassen. Dieß versicherte er auch dem Nuntius, wodurch dieser bewogen wurde, Nahmens des Pabstes dem Könige das Breve zu überreichen, mit der Bitte, es vollziehen zu lassen. Der König ernannte sogleich eine Commission, es zu prüfen; an ihrer Spitze stand der Kanzler Seguier, und um so weniger zweifelte der Abt, daß das Gutachten vortheilhaft ausfallen, aber doch der Kanzler Einfluß genug haben würde, seine Absicht durchzusetzen.

Die Patres von der strictn Observanz verschafften sich eine Abschrift von dem Breve, und fanden es der Ihrigen so nachtheilig, daß sie sich für verbunden hielten, dem Könige die nach ihrer Meinung darin enthaltenen Irrthümer anzuzeigen, und die Inconvenienzen vorzustellen, die aus dessen Annahme entstehen würden.

Sobald der Kanzler diese Absicht erfuhr, ließ er die Commissarien zusammen kommen, und den Abt von Prieres ersuchen, sich bey der Conferenz mit einzufinden. Der Kanzler forderte ihn auf, alles das, was er gegen das Breve einzuwenden habe, der Versammlung anzuzeigen. Wenn gleich der Abt wußte, wie wenig der Kanzler ihm geneigt war, und daß seine Aufforderung keinen andern Zweck habe, als den guten Erfolg der Gegenvorstellung zu verhindern, so hielt er dennoch in seinem Stücke zurück, sondern behauptete: das Breve sey voller Widersprüche, und enthalte dunkle Stellen; sey daher mehr geeignet, neue Zwistigkeiten und neue Processe im Orden zu veranlassen, als die alten beyzulegen. Es laufe der Regel des h. Benedicts und den alten Statuten entgegen; habe, ohne Sachkenntniß, mehrere Sentenzen der apostolischen Commissarien auf, so wie die Beschlüsse der Regierung und des Parlaments. Wenn es gleich den Nahmen des Pabstes trage, so habe er doch von dieser Angelegenheit keine rechte Kenntniß, seiner Krankheit wegen, erhalten können, welche verhindert hätte, mit ihm von Geschäften zu sprechen. Kurz, das Breve sey dem in Frank-

reich bestehenden Herkommen, dem Tridentinischen Concilium und der klösterlichen Disciplin entgegen.

Allen diesen Behauptungen fügte der Abt von Prieres Beweise bey, und daher machten sie auf die Commissarien starken Eindruck. Dem ohnerachtet brachte es der Kanzler dahin, daß der König befahl, daß das Breve registrirt und vollzogen werden solle.

Zu Annahme des Breve berief der Abt von Cisteaux ein Generalkapitel, das im May des folgenden Jahrs (1667) gehalten werden sollte. Die gedruckten Ausschreiben wurden auch den Aebten von der strengen Observanz insinuirt. Einige von diesen, so wie auch der Abt von Prieres, waren Anfangs Willens, sich bey dem Generalkapitel nicht einzufinden, um seine Streitigkeiten zu veranlassen, und um nicht durch ihre Gegenwart das, was man wahrscheinlich gegen die strenge Observanz beschliessen würde, zu autorisiren. Rancé war aber entgegen gesetzter Meinung. Er stellte ihnen vor, daß sie durch ihre Theilnahme wenigstens den völligen Umsturz der strictn Observanz verhüten könnten, wenn sie, wie ihnen das Breve das Recht dazu gebe,

geſchickte Definitoren *) auswählten. Man werde es auf keinen Fall wagen, in ihrer Gegenwart ſo viel gegen die ſtricte Obſervanz zu unternehmen, als in ihrer Abweſenheit, die man überdieß für völligen Ungehorſam gegen den Pabſt und den König erklären würde. Was man ihnen ſchon zu Rom geſagt habe: daß Ehrgeiz allein ihre Triebfeder ſey, daß ſie nun, da ſie ihre Zwecke nicht hätten erreichen können, eine Corporation für ſich allein ausmachen wollten, und dadurch eine nie wieder gut zu machende Spaltung im Orden veranlaſſen: eben dieſes würde man jetzt von ihnen ſagen. Rancé wünſche daher, daß die größte mögliche Anzahl Aebte von der ſtricten Obſervanz ſich zu dem Generalkapitel verfügen möchte.

Dieſer Gründe ohnerachtet, konnte ſich der Abt von Prieres nicht dazu entſchließen. Indeſſen bat er den Oberpräſidenten von Lamoignon, deſſen gute Geſinnung gegen die ſtricte Obſervanz ihm bekannt war, um ſeine Meinung, und dieſe ging dahin: daß es unter den jetzigen

*) Définiteur, iſt ein Beyſitzer oder Vorſteher bey Generalcapiteln oder Provincialcapiteln in einigen Mönchsorden.

Umständen der gröſste Fehler seyn würde, wenn man an dem Generalkapitel keinen Theil nähme. Den Gründen des Abts Rancé fügte er noch andre hinzu, und so brachte er den Abt von Prieres nebſt den übrigen Aebten der ſtricten Observanz zu dem Entſchluſſe, ſich bey dem Generalkapitel einzufinden; ſie begaben ſich daher ſämtlich nach Ciſteaux.

Nachdem das Generalkapitel durch Ernennung der Definiteren und andrer für dieſe Verſammlung erforderlichen Officianten formirt war, lieſs der Abt von Ciſteaux das päbſtliche Breve verleſen. Dann knieete er nieder und erklärte, daſs er es annehme; mehrere Aebte thaten das nämliche, mit der Verſicherung, es nach allen ihren Kräften zur Vollziehung zu bringen.

Sobald der Abt von Ciſteaux wieder aufgeſtanden war, äuſserte Rancé gegen die Verſammlung, daſs er über das verleſene Breve mehrere Bemerkungen zu machen habe. Auſser den ſchon oben angeführten, ſetzte er noch die Verſicherung hinzu, daſs das Breve nicht einmal in der Congregation der vom Pabſte ernannten Cardinäle und Prälaten abgefaſst worden ſey. Er proteſtire daher gegen deſſen Annahme, und werde ſich

deshalb

deshalb an Se. Heiligkeit wenden, wenn der König ihm hierzu die Erlaubniß ertheilen wolle. Er bat, über diese seine Protestation eine Bescheinigung ausfertigen, und sie in das Protocoll aufnehmen zu lassen.

Um zu verhüten, daß sich nicht noch andre Aebte von der stricten Observanz mit Rancé vereinigen möchten, warf sich der Abt von Cisteaux in die Brust, und sagte mit wegwerfendem Tone: Er müsse sich sehr wundern, daß Rancé, der im Orden noch ein Neuling sey, sich eine Freiheit heraus nähme, die noch Niemand gewagt hätte; er möchte sich hübsch nach seinen Senioren richten, und nicht das Beyspiel einer Rebellion gegen den h. Stuhl geben.

Rancé antwortete mit bescheidener Festigkeit: Es sey wahr, daß er im Orden noch jung sey; aber er sey als Doctor der Sorbonne alt genug geworden, um seine Meinung über einen Gegenstand zu sagen, bey dem er so sehr als irgend jemand interessirt sey. Bloß deshalb habe er vor den andern Aebten das Wort geführt, weil keiner als er so genaue Kenntniß von dem habe, was dieserhalb in Rom vorgegangen. Wer die Wahrheit wisse, der sey auch verbunden sie zu

ſagen. Wenn er indeſſen auch zuerſt geſprochen, ſo habe er doch nur die Meinung aller übrigen ausgedrückt. Bey dieſen Worten wandte er ſich gegen die Aebte von der ſtricten Obſervanz, die alle aufſtanden und erklärten, daß ſie dem Abt Rancé beyträten, und die nämliche Proteſtation einlegten.

Während dieſe in das Protocoll aufgenommen wurde, ſtand Rancé auf, und ging zu dem Secretair, um nach zu ſehen, ob er die Proteſtation auch richtig faſſe. Doch als dieß der Abt von Cîteaux gewahr wurde, ſagte er Rancé harte und demüthigende Dinge. Dieſer aber, der ſein Privat-Intereſſe von dem, was Wahrheit und Gerechtigkeit forderten, zu unterſcheiden wußte, und bey jenem eben ſo unempfindlich, als empfindlich für dieſes war, erwiederte auf dieſe Vorwürfe nicht ein Wort. Dieſe Demuth rührte das ganze Kapitel. Es zeigte ſich bald, daß Rancé Grund gehabt hatte, in die Treue des Secretairs ein Mistrauen zu ſetzen; denn als die Aebte der ſtricten Obſervanz die Vorleſung des Protocolls verlangten, fand ſich, daß der Secretair manches hinzu geſetzt hatte, was er wieder ausſtreichen mußte.

Der Abt von Cisteaux besann sich, und überlegte, daß es doch für ihn wichtig sey, nicht in Spannung mit einem Manne von Rancé's Verdiensten und Ruf zu leben, daher er sich nach geendigtem Kapitel über das vorgefallene entschuldigte. Wenn Rancé nun gleich diese Entschuldigungen mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit annahm, so blieb er doch auch in der Folge seinem Grundsatze getreu, Wahrheit und Gerechtigkeit zu verfechten.

Bey diesem Generalkapitel fielen noch manche andere Streitigkeiten vor, die hernach zur Entscheidung nach Rom gediehen; da sie aber das Leben des Abts Rancé nicht angehen, so gedenken wir hier nur derer, die das oft gedachte Breve veranlaßte. Durch dieses wurde die Stelle eines Generalvikars der stricten Observanz in Frankreich aufgehoben, die vom Cardinal Rochefoucauld erlaubte, und sowohl von den apostolischen Commissarien als durch Regierungs- und Parlaments-Beschlüsse genehmigte, Partikular-Versammlungen, verboten, die stricte Observanz dem General und andern Superioren des Ordens untergeben, selbst wenn diese zur laxen Observanz gehörten; bloß die gewöhnliche Jurisdiction

wurde den Visitatoren der Klöster ihrer Inspection gelassen, mit Ausnahme der Anstellung von Prioren, als welche den unmittelbaren Obern vorbehalten blieb. Uebrigens ward die stricte Observanz in dem Breve gelobt, und die Superioren ermahnt, ihnen auch empfohlen, sie zu beschützen und ihren Fortgang zu befördern; das Breve setzt indessen dabey fest, daß beide Observanzen nur dadurch unterschieden seyn sollen, daß der gewöhnlichen nachgelassen bleibe, wöchentlich drey mal Fleisch zu essen.

Nach geendigtem Generalkapitel ging Rancé in sein Kloster zurück, um bloß für das Heil der Seele seiner selbst und seiner Brüder zu sorgen. Es dauerte nicht lange, so erhielt er die vom Himmel sich immer versprochene Unterstützung. Im Julius 1667 begab sich Dom Rigobert, ein Mönch von Clairvaux, der sich längst nach Gelegenheit gesehnt hatte, seine Ordensregel strenger zu beobachten, unter Rancé's Leitung. Bey dieser Stimmung fand er in la Trappe nichts, was seine Erwartung, oder seine Hingebung übertroffen hätte. Früher noch war ein Layenbruder ins Kloster getreten, der als der erste angesehen werden kann, welchen der Ruf von la Trappe

dahin zog. Drey Mönche aus andern Klöſtern folgten dieſen beiden. Der eine hieß Dom Jaques, der andre Dom Pierre; letzterer war eigentlich ein regulirter Canonicus. Beide wurden von ihren Superioren zurück verlangt, welche behaupteten, daß Rancé nicht berechtiget geweſen ſey, ſie ohne ihre Zuſtimmung aufzunehmen. Letzterer hingegen hielt das Gegentheil für geſetzlich, und glaubte, beide Geiſtliche hätten ſich nur der von der Kirche verſtatteten Freiheit bedient, in einen vollkommenern Stand über zu gehen. Dom Jaques habe ſeine Superioren um Erlaubniß hierzu gebeten, und zu mehrerem ſey er nicht verpflichtet; denn ob er gleich dieſe nicht erhalten habe, ſo ſtehe ihm dem ohnerachtet frey, dem Antriebe ſeines Gewiſſens zu folgen, und Gelegenheit zu ſuchen, die Regel, auf die er ſein Gelübde abgelegt habe, in größerer Vollkommenheit auszuüben.

Was Dom Pierre betrift, ſo blieben ſeine Superioren nicht dabey ſtehen, ihn bloß zurück zu fordern, ſondern ſie wendeten ſich deshalb an den Erzbiſchof von Paris. Jeder andere, als Rancé, würde das Anſehen dieſes Prälaten gefürchtet haben, und unter den jetzigen Umſtän-

den, wo die Reform von la Trappe noch so neu war, wurde es zwiefach gefährlich, sich einen so mächtigen Feind zuzuziehen, als der Erzbischof war. Aber er konnte sich dennoch nicht entschliessen, einen Geistlichen fahren zu lassen, der so viel Neigung zur Buße verrieth, und den bloß die Sehnsucht, sich zu vervollkommnen, zu ihm geführt hatte. Er schrieb daher ohngefähr in eben dem Sinne an den Erzbischof, wie er an Dom Jaques Superioren geschrieben hatte, und bat, daß er dem Canonicus erlauben möchte, in la Trappe zu bleiben. Der Erzbischof gab dieß nach, und die Superioren des Dom Jaques bestanden nicht weiter auf dessen Rückkehr.

Diese Standhaftigkeit von Rancé's Seite hatte die Folge, daß mehrere Mönche von verschiedenen Orden in la Trappe ankamen; lauter vortrefliche Menschen, die nichts suchten, als strenge Buße zu thun, und gleichsam die Stifter einer Reform wurden, die nachher der Kirche so viel Ehre gebracht hat. Mit der Congregation des h. Maurus gerieth der Abt Rancé wegen eines ihrer Geistlichen, der zu ihm übergegangen war, in einen gleichen Streit, der aber dahin verglichen wurde, daß dessen Superioren ihn dem

Kloſter la Trappe überließen, Rancé hingegen, aus Achtung für die Congregation verſprach, keinen ihrer Mönche, ohne Genehmigung ſeiner Superioren, ferner aufzunehmen.

Von denen, die bis zum Anfange des Jahres 1668 in la Trappe aufgenommen waren, hielten indeſſen nur drey bis an ihr Ende treulich aus; alle übrige gingen in andre Klöſter von der ſtricten Obſervanz, und Rancé hinderte ſie hieran um ſo weniger, da er beſorgte, daß ihr weniger Eifer, andern in ihren Fortſchritten hinderlich ſeyn möchte. Er wollte aber nur ſolche haben, die ſich der Buße ganz in der Art ergäben, wie ſie zuerſt im Ciſtercienſerorden ſtatt gefunden hatte.

Gerade um die Zeit, als Rancé im Begrif war, die entworfene Reform förmlich einzuführen, erfolgten neue Reclamationen von Seiten der Superioren einiger übergetretenen Mönche, die er in eben der Art, als die vorigen beantwortete. Nunmehr kamen aber zwey der vornehmſten Geiſtlichen ſelbſt nach la Trappe, und erneuerten ihr Verlangen. Rancé nahm ſie zwar liebreich auf, gab aber ihren Vorſtellungen nicht nach. Indeſſen ließen ſich doch zwey der über-

getretenen Mönche bereden, in ihre erſten Klöſter zurück zu gehen; der eine gab körperliche Schwachheit vor, der andere hatte nicht Kraft genug, der Verſuchung zu widerſtehen.

Rancé glaubte, jene Superioren würden ſich hierbey beruhigen; aber durch Briefe von ſeinen Freunden erfuhr er, daß ſie ſich über ſeine Beleidigung, ihre Mönche, gegen den Willen der Superioren aufzunehmen und bey ſich zu behalten, in Rom beſchweren wollten. In der That wirkten ſie auch in Rom ein Decret aus, und drohten Rancé, es ihm inſinuiren zu laſſen. Allein dieſer antwortete: da es gegeben worden, ohne daß man ihn zuvor vernommen habe, ſo werde es auch nicht ſchwer halten, deſſen Widerruf zu bewirken. Wenn dieß auch Mühe und Koſten verurſachen ſollte, ſo ſey er doch entſchloſſen, eher alles zu thun, als Mönche zu verlaſſen, die von ſo vielem Eifer für ihren Beruf beſeelt wären, und bloß deßhalb ihre Zuflucht zu ihm genommen hätten, um ihre Seligkeit zu befördern.

Dieſe Standhaftigkeit des Abts Rancé hatte die Folge, daß man ihm das Decret nicht gerichtlich inſinuiren ließ, ſondern die Superioren ſich damit begnügten, es bloß ihren Brüdern zu la

Trappe, nebst einem von dem Provincial an sie erlassenen Schreiben, bekannt zu machen. Rancé gab dieß gern zu, allein das Decret und das Schreiben dienten nur dazu, die Uebergetretenen in dem Entschlusse zu bestärken, in la Trappe zu leben und zu sterben. So bald nun das Jahr ihres Novizlats vergangen war, trug der Abt kein Bedenken, sie Profeß thun zu lassen. Der Prälat, der bisher zur Mittelsperson zwischen Rancé und den Superioren gedient hatte, rieth den letztern, keine weitre Versuche wegen der Abtrünnigen zu machen, sondern lieber selbst darin zu willigen, daß sie Profeß thun könnten, wenn sich anders Rancé verbindlich machen wolle, keinen ohne Zustimmung seiner Superioren ferner aufzunehmen.

Mehrere hielten diesen Vorschlag für billig, und waren der Meinung, daß der Abt Rancé nicht füglich dessen Annahme würde verweigern können. Da dieser aber wohl einsah, daß er hierdurch einer großen Zahl von Klosterleuten die Gelegenheit rauben würde, sich seiner Leitung zu übergeben, wenn sie so wie ihre Mitbrüder aus bußfertigen Bewegungsgründen sich darnach sehnten, so glaubte er ihn ablehnen zu müssen. Er

erklärte daher: daß er alle die aufnehmen würde, die durch wahren Bußeifer getrieben, ihre Superioren um Erlaubniß deshalb bäten, wenn sie solche auch nicht erhielten. Dabey blieb es einige Zeit; allein beym ersten Falle, als wieder ein Mönch von der Congregation nach la Trappe ging, fing das Reclamiren und Verweigern von neuem an. Der Provincial wendete sich nun selbst an Rancé, und stellte ihm in einem höflichen Schreiben vor, daß wenn er fortführe, der Congregation die besten Subjecte weg zu nehmen, die allein fähig wären, die Ordnung darin zu erhalten, und ihn, den Provincial, bey der beabsichtigten Einführung einer Reform zu unterstützen, er zuletzt die Congregation vernichten würde. Er bitte daher den Abt, ohne seine Zustimmung keinen weiter aufzunehmen; er werde diese jedoch keinem versagen, den er zur Vervollkommnung berufen glaube.

Rancé ging nunmehr den Vergleich ein, vorzüglich aus dem Grunde, weil er es für unbillig hielt, von der Congregation, die sich selbst zu reformiren die Absicht hatte, die besten Subjecte an sich zu ziehen; in seiner Antwort an den Provincial erklärte er daher, daß er nur in dieser

Rückſicht, und um das gute Vorhaben zu begünſtigen, nachgebe.

Der Ruf von la Trappe breitete ſich nunmehr immer weiter aus; das Kloſter ſtand jezt in der nämlichen Achtung, als vormals Ciſteaux und Clairvaux; der Abt ſelbſt wurde für einen zweiten St. Bernhard gehalten, von Gott beſtimmt, die alte Buße herzuſtellen. Täglich kamen in la Trappe Leute von allerley Art und Stande an, beſonders Kloſtergeiſtliche von allen Orden, welche in dieſer Einöde eine beſſere Gelegenheit zu genauerer Ausübung ihrer Regel ſuchten, als ſie anderswo fanden. In kurzer Zeit beſtand der Convent daſelbſt aus mehr als vierzig Mönchen, ohne die zu rechnen, die aufgenommen zu werden wünſchten, die man aber nicht für tauglich hielt.

Aber das Kloſter hatte auch ſeine Gegner. Die Superioren, gegen deren Willen Rancé mehrere Geiſtliche aufgenommen und bey ſich behalten hatte, waren die erſten, die es verſchrieen, und mit ihnen vereinigten ſich ihre Untergebene, ſo wie die, welche ſich nach ihrer Denkart richteten. Man ſprach, man ſchrieb, man predigte gegen Rancé; man griff ihn in den heftigſter

Briefen an; man ſuchte ihn auf alle mögliche Art in üblen Ruf zu bringen.

Das alles aber erſchütterte ihn nicht. Sprach man von den gegen ihn verbreiteten ſchändlichen Verleumdungen, ſo ſagte er: Mögen die Menſchen doch reden! Laßt ſie uns loben, laßt ſie uns tadeln; wir wollen nicht darauf hören, und ohne uns einen Augenblick bey dem, was ſie ſagen, aufzuhalten, laſſet uns gerade zu Gott gehen; nur auf ihn müſſen wir ſehen, nur auf ſeine Stimme müſſen wir Acht haben.

Da Rancé fortfuhr, aus Klöſtern, die nicht zur Congregation gehörten, Geiſtliche aufzunehmen, ſo wendeten ſich die Superioren an den römiſchen Stuhl, und wirkten Breven aus, wodurch ihren Mönchen, bey Strafe der Excommunication, unterſagt wurde, ſich nach la Trappe zu begeben, ſo wie dem Abte, ſie aufzunehmen.

Diejenigen, welche ſich eifrig für die Herſtellung der alten Kloſter-Disciplin intereſſirten, waren über dieſe Breven ſehr betroffen. Sie konnten ſich nicht vorſtellen, daß ein ſo gut geſinnter Pabſt wie Innocenz XI., denen, welche in ihren Klöſtern keine Gelegenheit fanden, ihre Ordensregel nach der ganzen Strenge aus-

zuüben, den einzigen Weg dazu habe verſchließen wollen, und noch dazu mit Androhung der fürchterlichſten aller Kirchenſtrafen, die ſogar den Abt von la Trappe treffen ſollte, den doch die ganze Kirche ſeiner Tugenden wegen bewunderte. Man glaubte daher, der Pabſt ſey durch falſche Darſtellungen hintergangen worden, und Rancé dürfe dazu nicht ſtill ſchweigen. Einige drangen ſogar in ihn, er möchte beym Parlamente darauf antragen, daß dieſe Breven caſſirt würden, welches um ſo leichter zu erhalten ſtehen würde, da ſie offenbar den alten Canons, der Mönchsdisciplin und den Vorrechten der franzöſiſchen Kirche zuwider liefen.

Hierzu konnte ſich aber Rancé, aus Achtung für den päbſtlichen Stuhl, nicht entſchließen; er wendete ſich vielmehr unmittelbar an den Pabſt ſelbſt. Er wußte, daß man, außer andern Verleumdungen, ihn auch beſchuldigte, die Dinge gar zu ſehr übertrieben, die von den Vorfahren beſtimmten Grenzen überſchritten, und ſeinen Brüdern ein Joch aufgelegt zu haben, das für die menſchliche Natur zu ſchwer ſey. Um ſeine Gegner zum Schweigen zu bringen, gab es kein beſſeres Mittel, als wenn er über alles das, was

er in la Trappe eingeführt hatte, die Genehmigung des Pabſtes bewirkte. Da er ohnehin ſich gerade an denſelben wenden mußte, um für ſein Kloſter die Erlaubniß zu erbitten, ſeine Prioren künftig ſelbſt wählen zu dürfen, ſo nutzte er dieſe Gelegenheit, um dem Pabſte von allen getroffenen Einrichtungen Bericht zu erſtatten, und um deren Beſtätigung nachzuſuchen. Der Pabſt bewilligte beides, ertheilte ihm und den Mönchen ſeinen Segen, und äußerte, wie ſehr er Rancé's ausgezeichnete Frömmigkeit zu ſchätzen wiſſe.

Jezt ging er einen Schritt weiter, und bat um die Aufhebung der Breven, erhielt aber zur Antwort: Sie wären erſt vor zu kurzer Zeit gegeben, als daß ſie ſchon jezt widerrufen werden könnten. Indeſſen wurde ihm von Seiten des Pabſt's die Verſicherung ertheilt, daß Se. Heiligkeit keine Schwierigkeit machen werde, in einzelnen Fällen die von ihm nachzuſuchende Erlaubniß zu ertheilen. Hierbey beruhigte er ſich. Auch ließ der Pabſt, wie man in der Folge ſehen wird, die Dispenſationen ausfertigen, deren Rancé bey mehreren Gelegenheiten bedurfte.

So bald das Kloſter aus lauter ſolchen Mitgliedern beſtand, die nach den alten Gebräuchen

der Ciſtercienſer zu leben wünſchten, hielt es Rancé für die rechte Zeit ſeinen Plan zur Hauptreform auszuführen. Er fing damit an, ſeinen Brüdern eine große Verachtung der Welt, und aller die Leidenſchaften darin aufregenden Gegenſtände, ſo wie der Hab- und Genußſucht, einzuflößen. Als dieß ihm gelang, und er den Hang zu allem, was der Eigenliebe ſchmeicheln kann, unterdrückt hatte, erweckte er in ihnen eine feurige Liebe zu Gott und Chriſtus. Alle ihre äußeren Bußübungen wurden dadurch geheiliget; er erhob ſie über ſich ſelbſt, er verband ſie auf's innigſte mit Gott, den allein er zum Gegenſtande ihres Denkens und Verlangens machte.

Die Liebe des Nächſten iſt mit der Liebe zu Gott zu genau verbunden, und ein zu weſentliches Erforderniß für eine klöſterliche Vereinigung, als daß Rancé ſich nicht hätte die größte Mühe geben ſollen, ſie zu la Trappe auf den höchſten Grad zu bringen. Alle Augenzeugen kommen darin überein, daß man ſeit den Zeiten der Apoſtel in keiner geiſtlichen Geſellſchaft eine lebendigere, reinere und aufrichtigere Menſchenliebe geſehen hat. Jeder einzelne nahm auf ſeinen Bruder mehr Rückſicht, als auf ſich ſelbſt;

er zog deſſen Gedanken und Meinungen ſeinen eigenen vor, und war immer bereit, für andre ſich zu bemühen und Laſten aufzubürden, um jenen Erleichterung zu verſchaffen. Auf das geringſte Zeichen, das ſie ſich einander gaben, waren ſie bey der Hand, ſich die Dienſte zu leiſten, derer etwa jemand von ihnen bedurfte. Selbſt die Kranken ſchienen nur die Leiden ihrer Mitbrüder zu fühlen, bey ihren eigenen aber unempfindlich zu ſeyn. Wenn jemand mit dem Abte oder einem andern Vorgeſetzten von einem ſeiner Brüder ſprach, ſo drückte er ſich über dieſen mit der möglichſten Achtung und Zärtlichkeit aus; ihre Augen waren nur für ihre eigenen Fehler geöffnet; an ihren Brüdern kannten ſie keine; von dieſen ſprachen ſie bloß, um ſie zu loben und ſie zu bewundern; kurz, es iſt nicht übertrieben, wenn man ſagt, daß ſie bereit waren, einer für den andern ſelbſt das Leben aufzuopfern. Die eingeführte Disciplin trug nicht wenig dazu bey, das Kloſter in dieſer Stimmung zu erhalten. Der geringſte Widerſpruch, der kleinſte Verſtoß gegen die Philantropie, ward als ein großes Verbrechen betrachtet, und ſo ſtrenge beſtraft, daß dieß den Abſcheu dagegen noch vermehrte.

Bruderliebe galt für das erſte Geſetz des Hauſes, dem alles weichen mußte, und das man nie ungeſtraft verletzte. Schien es doch, als wenn der Abt mit nichts ſonſt beſchäftiget ſey, als für deſſen Beobachtung zu ſorgen. Es war auch nicht einmal nöthig, dagegen begangene Verſehen zu ſtrafen; die Brüder trieben von ſelbſt in dieſem Puncte ihren Eifer ſo hoch, daß der Abt ihn ſo weit mäßigen mußte, als es der Character der wahren Tugend verlangt.

Rancé ſelbſt machte ſeine vornehmſte Beſchäftigung aus dem Gebet, und ſo ſuchte er auch ſeine Untergebene hierzu anzuleiten. Acht und eine halbe Stunde wurden bey Tage und bey Nacht dem Gottesdienſte gewidmet, aber noch außerdem ſah man zu jeder Stunde mehrere in der Kirche, die zerknirſchten Herzens in Thränen zerfloſſen.

Die Demuth war eine von den Tugenden, die Rancé ſeinen Brüdern einzuflößen vorzüglich bemühet war, denn Stolz und Hochmuth hielt er für die gefährlichſten Wunden des menſchlichen Herzens, und für dasjenige Laſter, welches dem Character eines Chriſten am entgegen geſetzteſten ſey. Alle Tugenden, glaubte er, gründeten ſich

auf Demuth, daher nahm er jede Gelegenheit wahr, ſeinen Brüdern Liebe dafür, und Luſt ſie auszuüben, einzuflößen, und der Erfolg entſprach ſeiner Bemühung. Damit aber der Stolz, der ſich ſo ſchwer mit der Wurzel ausrotten läßt, nicht neue Keime treiben möchte, ſo demüthigte er die Mönche zu jeder Stunde, und bey jeder Gelegenheit, tadelte ſie, und legte ihnen Bußen auf. Verſtändige Leute waren der Meinung, daß er hierin zu weit gehe; allein die Mönche, die ihre Fehler am beſten kannten, beklagten ſich vielmehr, daß er ſie zu ſchonend behandle, und nicht genug demüthige. Statt daß ein getadelter, zurecht gewieſener, gedemüthigter Mönch deshalb weniger hätte geachtet werden ſollen, fühlten die andern einen heiligen Neid gegen ihn. Es gab einige darunter, die zuvor große Ausſchweifungen begangen, und vieles gethan hatten, was ſie mit Schimpf und Schande bedecken mußte, die jezt aber durchaus von dem Abte verlangten, eine öffentliche Beichte abzulegen. Dieß ſchlug er ihnen aber ab. Indeſſen läßt ſich doch hieraus ſchließen, wie ſehr Rancé die Liebe zur Demuth in ſeinem Kloſter angefacht hatte.

So gesinnte Herzen waren von selbst geneigt, sich jeder Bußübung zu unterwerfen, und diese ward in la Trappe so weit getrieben, als es jemals zuvor der Fall gewesen ist. Die Nahrung im Kloster ist armselig, schlecht zubereitet, widrig, und besteht nur aus kleinen Portionen. Bloß schwere Krankheiten können hierin eine Abänderung bewirken. Das Läger ist so hart, daß die Mönche auf den bloßen Dielen noch bequemer schlafen. Zum Schlaf sind ihnen nur wenige Stunden vergönnt, die Arbeiten beschwerlich, das Fasten beynah immer während. Hierzu kommen nun noch die vielerley Kasteiungen des Leibes und der Seele, der gänzliche Mangel an Erholung, an Spatziergängen, an allem, was den Geist zur Aufmunterung dienen könnte; die Gewißheit das Kloster nie, und unter keinerley Umständen jemals verlassen zu dürfen; ein ununterbrochenes, allgemeines Stillschweigen, sowohl gegen die Personen im Kloster, als gegen Fremde; eine unbeschränkte Bezähmung aller Sinne, eine Unterwürfigkeit, die sich die Vorschrift aller Handlungen, und eine Menge Gesetze gefallen lassen muß: Wenn man dieß alles in Betracht zieht, so wird man gestehen müssen, daß sich die

Buße ſchwerlich weiter treiben laſſe, als es in la Trappe geſchieht.

Zwar haben manche die drey Stunden, welche die Mönche täglich auf Handarbeiten verwenden, als eine Geiſteserholung betrachtet, und dieß ließe ſich auch von einer angenehmen Beſchäftigung, z. B. Baumzucht, oder Blumenpflege, füglich ſagen; allein nicht von einer beſchwerlichen, harten, angreifenden Arbeit, bey der man der brennenden Sonne, oder dem ſchneidenden Nordwinde ausgeſetzt iſt. Ueberdieß ſind die Mönche zu la Trappe, während ſie arbeiten, mit geiſtlichen Gedanken beſchäftiget. Einige ſagen Pſalmen, oder andre Stellen der h. Schrift her, die ſie auswendig gelernt haben; andre denken über Religionswahrheiten, oder über den Zuſtand nach dem Tode nach. Kurz, der Abt Rancé hat ſie ſo ſehr daran gewöhnt, ihren Geiſt und ihr Herz zu beſchäftigen, daß manche die Zeit der Arbeit für die ſchicklichſte zum Nachdenken halten.

Was aber die Handarbeiten zu la Trappe am aller beſchwerlichſten macht, iſt der Umſtand, daß die Kleidung der Mönche, wenn ſie damit fertig ſind, oft vom Schweiß ſo durchnäßt iſt,

daß ſie gewöhnlich am folgenden Tage, wenn ſie darin von neuem zu arbeiten anfangen, noch nicht völlig trocken geworden; man hält aber das Wechſeln der Kleidung für etwas, das dem Geiſte der Buße entgegen ſey, daher es auch in la Trappe nie geſchieht. Es läßt ſich aber nichts unangenehmeres und ungeſunderes denken.

Bey dem allem lieben die dortigen Mönche dieſe Bußübungen, und widmen ſich ihnen mit Freude, glauben dabey, gar nichts außerordentliches zu thun, und würden es für das größte Unglück halten, wenn man deren Strenge im geringſten vermindern wollte. Statt daß Rancé ihnen gegen ihren Willen eine Buße hätte auflegen ſollen, ſah er ſich immer genöthiget, ihren Eifer und ihr Verlangen nach neuen Kaſteiungen zu mäßigen. Ihr hartes Leben iſt alſo freiwillig und eigene Wahl, eine bloße Folge ihrer Frömmigkeit, ihrer Liebe zu Gott, und der Reue ihrer Seele. Vielleicht giebt es keine Mönche, die ihren Stand mehr ſchätzen und lieben, als ſie. Sie fühlen ſich glücklich, weil die Hoffnung ſie unterſtützt, weil die Liebe ſie beſeelt, weil ſie ihren ganzen Ruhm allein in die Demüthigungen

ſehen, weil ſie ſich nach nichts ſehnen, als nach Buße, und weil Gott ihr Alles iſt.

Rancé that es in dieſer Lebensart ſeinen Mönchen nicht nur gleich, ſondern er übertraf ſie auch noch in Bußübungen. Sein Faſten war ſo anhaltend und ſo ſtreng, daß man nicht begreifen konnte, wie er dabey das Leben zu erhalten im Stande ſey. Unter den Handarbeiten wählte er immer die aller niedrigſten und ſauerſten für ſich, und dachte ſtets darauf, ſeine Brüder zu ſchonen. Wenn er bemerkte, daß ſie zu ermüdet waren, oder daß ſie Schwachheit wegen nicht ſo wie die übrigen arbeiten konnten, ſo gab er ihnen eine leichtere Beſchäftigung, oder ſprach ſie ganz und gar frey. Er hingegen, der Niemand über ſich hatte, der auf ſein Betragen Acht geben konnte, überließ ſich ſeinem Eifer, und kam zuweilen von der Arbeit ſo erſchöpft zurück, daß er ſich nicht auf den Füßen erhalten konnte. Im Chore, beym Gebet, bey allen Uebungen, war er immer der erſte, und er ordnete nichts an, wovon er nicht ſelbſt das Beyſpiel gegeben hätte.

Seine Stelle als Abt befreiete ihn zwar von Zurechtweiſungen und Tadel, auch war er nicht

verbunden, ein ſo gänzliches Stillſchweigen zu beobachten, als ſeine Brüder, weil er dieſen oft Troſt einſprechen, oder ihnen in ihren Verlegenheiten Rath ertheilen mußte; aber es lagen ſo viele andere läſtige Geſchäfte auf ihm, daß es unbegreiflich iſt, wie ein einziger Menſch ſie alle verſehen konnte. Bis dahin, daß die Reform völlig zu Stande gebracht war, und ehe er die Mönche für die Geſchäfte der verſchiedenen Stellen im Kloſter gebildet hatte, verſah er ſie alle ganz allein, ſo, daß ihm kein Augenblick, ſich zu erholen, übrig blieb. Beynah täglich hielt er im Kapitel Ermahnungsreden, mit einer ſolchen Salbung, daß die verſtocktſten hätten dadurch gerühret werden müſſen. Unter ſeinen Brüdern machte er keinen Unterſchied; er umfaßte ſie alle mit gleicher Liebe, er hörte den rohen und unwiſſenden, der am weiteſten zurück war, eben ſo an, wie den gebildeten, und oft noch mit mehrerer Aufmerkſamkeit. Die Unterhaltung mit ſolchen einfältigen Layenbrüdern kann man wirklich auch für eine Pönitenz rechnen.

Unter den Religioſen von la Trappe waren Mönche aus allen Orden, aus verſchiedenen Ländern, von faſt allen Nationen, mancherley Stän-

ten, an Geist und Herzen einander ungleich, die verhielten auf eine ganz entgegengesetzte Art an-gegen, daher sie über die nämlichen Dinge ganz verschieden dachten und urtheilten. Es ist schwer zu begreifen, wie es Rancé angefangen habe, sie alle an sich zu ziehen, ihr Vertrauen zu gewinnen, ihre Liebe zu erwerben, und sie alle auf einem harten, der Natur widrigen Wege, zu einem Ziele zu führen, das für menschliche Kräfte so unerreichbar scheint.

Zu diesem an sich schon höchst beschwerlichen Leben, gesellten sich noch manche Störungen von außen. Von allen Orten und Enden kam man nach la Trappe, um sich seine Einsichten zu Nutz zu machen, oder sich ihn zum Muster zu nehmen. Bischöfe, Erzbischöfe, Cardinäle, Gesandte, Prinzen und Prinzessinnen vom königlichen Geblüte, selbst Könige und Königinnen, suchten ihn auf. Ohne seine Vorliebe für seine Mönche darunter leiden zu lassen, (denn wie endlich er sich hierin auf einem andern,) leistete er auch jenen Genüge. Da sein Ruf sich aber erst später verbreitete, so konnte er die ersten Jahre nach eingeführter Reform, ganz ungestört sich bloß der Bildung seiner Schüler widmen, und die hiesige

Grundsätze, die er seinen Schülern gab. Niemand sprach besser und angenehmer als er, und da er selbst von den Ueberzeugungen durchdrungen war, die er andern einzuflößen suchte, so riß er seine Zuhörer so hin, daß ihm Niemand widersprechen konnte. Was seine Worte lehrten, das bekräftigte sein Beispiel durch die That. Es gehörte viel dazu, mit ihm Schritt zu halten.

Durch seine immer alle gleich umfassende Liebe, durch seine Aufmerksamkeit, den Bedürfnissen eines jeden zuvor zu kommen, durch seine unbegrenzte Sorgfalt für die *Kranken*, erwarb er sich die Liebe Aller, so wie ihre Achtung durch die Festigkeit, nie der Schwäche etwas zu gestatten, was eine Erschlaffung leicht zur Folge haben könnte. Die Mönche zu la Trappe waren seine freiwilligen Schüler, die nicht der Macht eines harten und unerbittlichen Vorgesetzten huldigten, sondern aus eigenem freien Willen wollten sie das, was ihr Stand mit sich brachte. Rancé war ihnen von Natur sehr liebreich, strenge zu sein, war nur eine Folge seiner Grundsätze.

Enthaltsamkeit und Erniedrigungen waren ganz vorzüglich seine vornehmsten Mittel zu Erziehung

seines Zwecks. Seine Mönche hatten mit Weltleuten gar keinen Umgang, selbst nicht mit ihren nächsten Verwandten und vertrautesten Freunden. La Trappe war das Land der Vergessenheit, wo man von dem, was in der Welt vorging, nichts wußte; selbst von den außerordentlichsten Begebenheiten, bey denen auch die Religion interessirt zu seyn schien, erfuhr man dort nichts. Rancé ließ in dieser Rücksicht einen Weg, der zu nahe an der Klostermauer vorbey ging, mehr als sechs hundert Schritte weit von da verlegen, und die Gebäude eines Pachthofes, der im Park lag, abbrechen, weil dieser Leuten von beiderley Geschlecht Gelegenheit gab, in die Nachbarschaft des Klosters zu kommen, und dann zuweilen den Mönchen zu begegnen, wenn diese zur Arbeit gingen, oder davon zurückkamen. Für ein Kloster, dessen Mönche kaum zu leben hatten, machte dieß große Ausgaben; doch so bald es die Einführung einer strengen Disciplin galt, sparte Rancé nichts.

Das Stillschweigen konnte nicht weiter getrieben werden, als es in la Trappe der Fall war. Die Mönche durften bei keiner Gelegenheit mit einander sprechen. Alle Befehle, die mit den

Superiorn ausgenommen, war ihnen untersagt. Keiner konnte das Herkommen, das Vaterland, die persönlichen Eigenschaften seiner Mitbrüder, selbst der Familiennahme war keinem bekannt. Außer dem Nahmen den jeder bey seiner Aufnahme ins Kloster erhielt, wußte Niemand etwas von dem andern. Bloß der Abt und die Superiorinnen waren von den übrigen Umständen unterrichtet. Hieraus entstand unter ihnen eine völlige Gleichheit, und sie geriethen nicht in Versuchung, einen dem andern vorzuziehen. Auf der einen Seite sah jeder in seinen Brüdern bloß hohe Muster der Tugend, und ahnete ihre Fehler nicht einmal; auf der andern hingegen suchte der Abt ihnen auf alle Weise Achtung, Vertrauen und Liebe zu einander einzuflößen. Dieses Benehmen hat einen tiefen Frieden, eine vollkommene Liebe zur Folge gehabt. Der Abt selbst begegnete allen gleich freundlich, gleich artig, und so ahmten sie ihm in ihrem Umgange mit einander nach. Nancé war von dem großen Nutzen des strengen Stillschweigens so überzeugt, daß man ihn mehr denn einmal sagen hörte: Wenn er ja durch unvorhergesehene Umstände gezwungen werden sollte, von der ersten strengen Disciplin etwas nachzulassen,

lassen, so würde er doch in keinem Falle in Ansehung jenes Punkts die geringste Aenderung treffen.

Ihm, einem der aufgeklärtesten Seelsorger, welche die Kirche jemals gehabt hat, war ein sehr gewöhnlicher Fehler nicht entgangen, nämlich der, alle Gemüther nach einerlei Form zu behandeln, da doch die Verschiedenheit der Charactere oft eine abgeänderte Leitung nöthig macht. Die äußere Zucht in la Trappe war für alle Mönche die nämliche; Thun und Lassen für alle dasselbe. Hingegen die Leitung des Innern war bey jedem verschieden, je nachdem sein Geist und Character sie forderten. Daher kam es, daß er dem Einen besondere Bußübungen verstattete, die er einem andern verweigerte. Freilich gehörte die angestrengteste Aufmerksamkeit dazu, jeden Einzelnen zu beobachten, allein es war auch sein einziges Geschäft, sich ganz dem Heil seiner Mönche zu widmen. Seine körperlichen Kräfte reichten indessen nicht so weit, als der Eifer seiner Seele. Er ward krank, und ob gleich dieß eine Folge seiner zu großen Anstrengung war, so fing er doch nach seiner Herstellung wieder da an, wo er es vorher gelassen hatte, doch waren seine Kräfte so ge-

schwächt, daß er weder so eifrig noch so lange arbeiten konnte. Um dieß auszugleichen, übernahm er die schlechtesten und niedrigsten Verrichtungen im Kloster, und ob er gleich fühlte, daß seine Kraft immer schwächer wurde, so sahe er dennoch mit seinen Ermahnungsreden im Kapitel fort.

Der Anschein, des Vertrauens und der Liebe und Verehrung ohnerachtet, die er für seine Person im Kloster genoß, machte er seine neue Einrichtungen nur mit Zustimmung, oft auch selbst auf den eigenen Antrag aller seiner Brüder. Er wußte, daß man ein sich selbst aufgelegtes Joch, wie schwer es auch sey, leichter trägt, und daß aller Grund sich zu beschweren wegfällt, wenn dieß die Befolgung solcher Gesetze gelindert wird, die man sich selbst vorgeschrieben, aber deren Einführung man verlangt hat. Um dies von Seite der Mönche zu veranlassen, suchte er ihnen Achtung und Liebe für die von ihrem Vorsteher befolgten Grundsätze beizubringen, ihnen den Nutzen davon zu zeigen, und den Segen der damit verbunden sey. In den Versammlungen war von nichts anderm die Rede, als von dem Leben der

Väter der Einöde, von den Handlungen der alten Einsiedler, die Cassian berichtet, von den Gesinnungen des heiligen Joh. Climacus und des heil. Basil's. Endlich sagten die Mönche zu ihm: Werden wir denn unser Leben lang nur davon reden, was unsre Väter gethan haben, und nie handeln wie sie?

Um seine Mönche gegen Unbestand und Ueberdruß zu sichern, die doch oft auf Entschließungen folgen, welche die größte Stärke zu haben schienen, verlangte Ancré: daß man sich erst lange üben, und seine Kräfte versuchen solle, ehe man eine von ihm vorgeschlagene Regel zum Gesetz erhob. Denn war dieß geschehen, so hielt er auch streng darüber. Wenn er inzwischen sah, daß die Anstrengung über die Kräfte seiner Brüder hinausging, so bestand er nicht darauf. Dieß war z. B. der Fall in Ansehung des Fastens. Die Mönche hatten von selbst darauf angetragen, den alten Gebrauch wieder einzuführen, in der Fastenzeit vor Ostern nur Eine Mahlzeit täglich zu halten. Ancré verweigerte dieß einige Zeit aus dem Grunde, weil er auf der einen Seite besorgte, nicht alle würden dieß aushalten können, und auf der andern Seite wollte er sich nicht zum in den

Fall setzen, davon dispensiren zu müssen. Die Furcht aber, daß er Gottes Willen widerstreben möchte, brachte ihn endlich zur Einwilligung. So wurde denn dieses strenge Fasten um Ostern 1672 in der Art eingeführt, daß täglich nur Einmal, und zwar Nachmittags um 4 Uhr, nach der Vesper, gegessen wurde. Dieß war nun bei der schlechten Nahrung, bei kurzem Schlaf, langem Chordienst und vielen Kasteiungen, selbst für den Stärksten sehr angreifend, und nur mit Kummer und Noth konnte man es bis zum Feste aushalten. Jetzt überzeugte sich der Abt, daß es die Kräfte seiner Brüder überstieg, daher er beschloß, es nicht weiter zuzugeben, sondern die Sachen auf den vorigen Fuß zu setzen. Als dieß die Mönche erfuhren, erneuerten sie ihr Anliegen: daß es auch in der folgenden Fastenzeit wieder eben so gehalten werden möchte. Erst nach Verlauf von sieben oder acht Monaten gab der Abt seine Einwilligung dazu. Wenn sie hinterher etwa sich genöthigt sehen sollten, diesen Versuch aufzugeben, so hatte er wenigstens den Trost, daß sie ihr äußerstes gethan hatten, ihre Regel buchstäblich zu erfüllen, und daß diese Erfahrung sie lehren würde, in der Wahl ihrer Bußübungen sich auf

ihre Superioren zu verlassen. Die Mönche lebten also in der folgenden Fastenzeit eben so, als im Jahre zuvor; allein ihre körperlichen Kräfte entsprachen ihrem guten Willen nicht, und sie erfuhren, daß der Geist zwar willig, aber das Fleisch schwach sey. Die mehrsten wurden so hinfällig, und waren so ausgemergelt, daß sie nur mit der größten Anstrengung das Osterfest erreichten. Diese zweite Erfahrung überzeugte den Abt, daß es dem Willen Gottes, der Klugheit und seiner Pflicht gemäß sey, ein gemäßigteres Fasten einzuführen, das vom ganzen Convent ohne Nachtheil beobachtet werden könne; daher wurde festgesetzt, daß an allen von der Kirche bestimmten Fasttagen das ganze Jahr hindurch Mittags um halb ein Uhr gegessen, und jedem Mönche Abends eine oder zwey Unzen Brod gegeben werden sollten.

Für die Seelsorge besaß Nance ein so ausgezeichnetes Talent, daß wenn seine Untergebenen ihm den Zustand ihres Gewissens, ihre Vergehungen, ihre Beängstigungen offenbart hatten, es nur eines Worts aus seinem Munde bedurfte, diese zu zerstreuen, und den Verirrenden die Ruhe wieder zu geben, die sie verloren hatten, oder zu verlieren im Begriff waren. Dieser Eigenschaft bewirkte

noch ſelbſt nach ſeinem Tode fort; denn man weiß durch glaubwürdige Zeugniſſe, daß Mönche, die erſt nach ſeinem Abſterben aufgenommen worden, und ihn nie gekannt hatten, an ſeinem Grabe Troſt gegen alle ihre Bekümmerniſſe, und neue Kraft zu Fortſetzung ihrer Buße fanden.

Ende des erſten Theils.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Leben

Dom Armand Johann's le Bouthillier de Rancé,

Abt's und Reformators des Klosters la Trappe.

Zweiter Theil.

Rancé dachte an sonst nichts, als seine Reform in Gang zu bringen, als er zu einem Generalkapitel des Cistercienserordens berufen wurde. Die Aebte von der strictern Observanz baten Rancé inständig, daran Theil zu nehmen; denn es war voraus zu sehen, daß dabey wichtige Verhandlungen vorkommen würden. Er litt gerade an einem starken Husten und Schnupfen, doch da er sein Leben gering schätzte, wenn es das gemeine Wohl galt, so machte er sich auf den Weg. Aber die Hitze und ein heftiger Wind verschlimmerten sein Uebel so sehr, daß er auf einem Dorfe, sieben Stunden von la Trappe, liegen bleiben mußte, so daß ihm nichts übrig blieb, als von da nach seinem Kloster zurück zu kehren. Von hier aus erließ er an den nunmehrigen Abt von Cîteaux, Dom Lezin, unterm 9ten May 1672, ein Schreiben, worin er sein Bedauren äußerte, daß er der erhaltenen Einladung kein Genüge leisten könne, zugleich aber sei-

müthig seine Meinung über das eröfnet, was er glaube, das zum Besten des Ordens geschehen könne. Er erinnert den Abt an seine Verpflichtung, die eingeschlichenen Misbräuche abzustellen, und auf die genauere Beobachtung der Benedictinerregel zu dringen, denn er setzt voraus, daß Dom Lozin Eifer genug besitze, den Orden nicht in dem Zustande zu lassen, worin er ihn gefunden habe. Darin irrte er sich aber sehr. Der neue Abt von Cisteaux war der strictern Observanz von je her zuwider gewesen, und blieb es auch beständig.

In dem Generalkapitel suchte Dom Lozin solche Dinge durchzusetzen, daß alle Aebte der strictern Observanz, und einer der vornehmsten Aebte des Ordens, sich verbunden hielten, dagegen zu protestiren, und das Kapitel zu verlassen. Demohnerachtet suhr er in den Verhandlungen fort. Um doch aber wenigstens den Schein für sich zu haben, so hielt er hierzu für das beste Mittel, seine große Hochachtung für den Abt Rancé so öffentlich zu bezeigen, daß man nothwendig daraus schließen müsse, er sey der Reform geneigt. Er brachte es also während der Fortsetzung des Kapitels dahin, daß Rancé zum Generalvikar und Visitator der Klöster in der Nor-

mandie, Maine, Bretagne und den angrenzenden Provinzen ernannt wurde, und hierauf überſandte er ihm die Beſtallung mit einem verbindlichen Schreiben.

Schon Rancé's Demuth, Liebe zur Einſamkeit und Anhänglichkeit an ſeine Brüder, wären zu jeder Zeit hinreichend geweſen, dieſe ihm von dem Abte von Cîteaux zugedachte Ehre auszuſchlagen; aber eine Beſtallung von einem Generalkapitel anzunehmen, das alle Aebte der ſtrengen Obſervanz, und vier der vornehmſten des Ordens, nicht für legitim erkannt hatten: dieß konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Er ſchrieb daher in zwar ehrerbietigen, aber doch ſtarken Ausdrücken an den Abt von Cîteaux, und erinnerte ihn an ſein Betragen beym letzten Generalkapitel, wo er dem Breve Alexanders VII. entgegen gehandelt, und alles mögliche gethan habe, die ſtricte Obſervanz, an deren Erhaltung dem ganzen Orden ſo vielgelegen ſey, umzuſtürzen. Rancé ſtellt ihm hierauf vor, daß es ihm vereinſt gereuen, und Gott deßhalb Rechenſchaft von ihm fordern werde, und ſchließt mit folgenden Worten: „So lange ich überzeugt ſeyn werde, wie ich es bin, daß die Sache der ſtricten

Observanz die Sache Gottes sey, werde ich mich von ihr nicht trennen, noch das thun, was Sie mir im gegenwärtigen Falle vorschreiben, die Bestallung als Visitator und Generalvikar, die Sie mir übersenden, anzunehmen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr es mich schmerzt, daß Gott Ihnen keine andre Gedanken und Absichten in Ansehung unsrer Observanz erlaubt hat. Ich bin versichert, wenn Sie sie einer bessern Behandlung werth gehalten hätten, so würde Gott mehr verherrlichet worden seyn, und Sie selbst bey meinen Mitbrüdern mehr Treue, Unterstützung und Trost gefunden haben, als bey dem übrigen ganzen Orden. Was für Folgen indessen auch daraus entstehen mögen, so bitte ich gehorsamst, sich versichert zu halten, daß ich alle mögliche Achtung und Rücksicht für Ihre Person haben, und ihnen zu beweisen mich bemühen werde, daß bloß die Furcht, Gott zu mißfallen, mir die Nothwendigkeit auflegt, so zu handeln, und daß nichts im Stande sey, in meinem Herzen das Verlangen auszulöschen, Ihnen durch meine Dienste und Folgsamkeit in allen Fällen, wo mein Gewissen es erlaubt, zu beweisen, wie sehr ich sey ꝛc.

Dieſes Schreiben hatte weiter keinen Erfolg, als daß es den Abt von Ciſteaux überzeugte, daß er den Abt Rancé zu nichts werde bringen können. Je mehr man ſich bemühete, die ſtricte Obſervanz umzuſtürzen, deſto eifriger ſuchte er ſie in ſeinem Kloſter recht feſt zu gründen. Um jede Erinnerung an das darin zuvor geführte luckere Leben zu vertilgen, ließ er um dieſe Zeit einen Taubenpfeiler nieder reißen, den man vormals im Kloſterhofe erbaut hatte. Dadurch wollte er zugleich verhindern, daß in der Folge der Zeit, der Taubenſchlag nicht etwa Gelegenheit geben möchte, in Krankheitsfällen von einer Speiſe Gebrauch zu machen, die ſich, nach ſeiner Meinung, weder mit der ſtrengen Kloſterzucht, noch mit dem Gelübde der Armuth vertrug.

Die Zahl derer, die ſich in la Trappe zur Aufnahme meldeten, nahm dergeſtalt zu, daß die Kloſtergebäude nicht mehr hinreichten, daher der Abt ſich genöthigt ſah, das Refectorium zu vergrößern, und darüber noch einen Schlafſaal nebſt vier und zwanzig Zellen anlegen zu laſſen. Der Kloſter-Convent war nun ſo zahlreich, und die Noth der Armen nahm täglich dergeſtalt zu, daß die ehedem nicht beträchtlichen Einkünfte

von la Trappe kaum noch zureichten. Der Unterhalt der Mönche war schon so sehr beschränkt, daß an diesem unmöglich etwas erspart werden konnte; auf der andern Seite aber konnte sich Rancé auch nicht entschließen, die Unterstützung der Armen zu vermindern. In dieser Lage schien es nicht möglich, die Aufführung neuer Gebäude zu unternehmen, wenn gleich die Kosten dadurch etwas vermindert wurden, daß die Mönche selbst mit daran arbeiteten. Aber Gottes Vorsehung half in diesem dringenden Falle. Als eine fromme Person, deren Nahmen man niemals erfahren hat, von der Verlegenheit des Klosters gehört hatte, überschickte sie die Summe von zwölf Hundert Livres. Hiermit, und mit einigen andern Beyhülfen, wurde die vorhin gedachte Wohnung für 24 neue Mönche gebaut. Der Unterhalt eines Mönches kostete jährlich nur 30 Livres, und mehr verlangte auch der Abt für sich selbst nicht. Hieraus läßt sich schließen, daß die Arbeit der Mönche vieles ersparte.

Im Junius dieses Jahres starb Dom Jouard, Abt von Prieres, der mit Rancé in sehr enger Verbindung gestanden hatte. Bald nach seinem Tode ersahe letzterer, die königliche Regierung

habe befohlen, daß die strenge Observanz sich an den h. Stuhl wenden solle, um ihre Streitigkeiten mit der laten Observanz schlichten zu lassen. Die Superioren der erstern ersuchten Rancé schriftlich, sich in Paris einzufinden, um mit ihnen zu überlegen, wie die Vollziehung dieses Decrets zu hintertreiben stehe. Da es hier auf Verhütung des Umsturzes der strengen Observanz ankam, so verließ er sein Kloster am 3ten August, und reisete nach Paris.

Hier wurde lange darüber berathschlagt, wie der Recurs nach Rom, der der stricten Observanz durchaus nicht zuträglich seyn konnte, zu verhindern stehen möchte. Endlich schlug Rancé vor, sich unmittelbar an den König zu wenden. Als dieß angenommen wurde, übernahm er die Entwerfung der Bittschrift, die nachher im Publicum, wegen ihrer vorzüglichen Beredsamkeit, so vieles Aufsehen gemacht hat. Der König war damals in Nancy, und der Abt von Chatillon ward gewählt, die Vorstellung des Abts Rancé, so wie die, welche die Aebte der strengen Observanz hinzu gefügt hatten, zu überreichen, und sie hatten den gehofften Erfolg. Ohne auf das Decret der Regierung Rücksicht zu nehmen,

ernannte der König eine Unterſuchungs-Commiſſion, und behielt ſich die weitern Verfügungen ſelbſt vor.

Rancé war kaum nach ſeinem Kloſter zurück gekehrt, als die Aebte ihn von neuem dringend baten, unverweilt wieder nach Paris zu kommen. Er reiſete alſo den 13ten November 1674 abermals dahin, allein, da er ſah, daß ſich hier die Verhandlungen in die Länge zogen, ſo kehrte er vierzehn Tage darauf nach la Trappe zurück, denn er wollte ſeine Brüder auch nicht auf Einen Tag unnöthiger Weiſe verlaſſen. Nach fünf oder ſechs Wochen, mußte er ſich indeſſen, auf wiederholtes Anſuchen der Aebte, nochmals nach Paris begeben. Vier Wochen brachte er hier zu, ſeine Freunde, deren Zahl ſich täglich vermehrte, für die ſtrenge Obſervanz zu intereſſiren; allein als er ſah, daß aller Bitten ohnerachtet, die Sache ſo bald noch nicht würde entſchieden werden, ſo kehrte er in ſeine Einſamkeit zurück.

Endlich gaben einige Zeit darauf die Commiſſarien den Aebten der ſtrengen Obſervanz die Nachricht, daß die Sache zum Spruche reif ſey, und ſo wurde er zum dritten Male nach Paris eingeladen. Rancé trug aber Bedenken, die

Reiſe zu machen, weil es gerade in der Faſtenzeit, und Oſtern nahe war. Doch die Aebte vermogten zwey der vornehmſten Biſchöfe, an Rancé ſo dringend zu ſchreiben, daß er ſich zur Abreiſe entſchloß. Ein Aufenthalt von zwey Tagen in Paris war aber hinreichend, ihn auf eine Art, die keinen Zweifel mehr zuließ, zu überzeugen, daß die ſtrenge Obſervanz ihren Proceß verlieren werde. Dieß ſagte er den Aebten, und ging nach la Trappe zurück.

Dieß traf auch richtig ein. Man hatte die Commiſſarien überredet, daß wenn ſie ein, für die ſtricte Obſervanz, günſtiges Urthel fällten, die auswärtigen Aebte nicht mehr zum Generalkapitel kommen, und ſich von dem Abte von Cîteaux unabhängig machen würden. Aus dieſem Grunde allein erhielt letzterer alles, was er verlangt hatte. Hierbey iſt es auch nachher geblieben.

Der Abt Rancé ſchickte ſich in dieſen üblen Ausgang mit ſeiner gewöhnlichen Ergebung in den Willen Gottes, doch ſchmerzte ihn dieſer Erfolg um ſo mehr, da man ihm zugleich von mehreren Orten her meldete, daß man damit umgehe, die in ſeinem Kloſter eingeführte Disciplin zu mildern, und daß man in Rom, wo man ihn

selbst verdächtig gemacht habe, dem Abt von Cisteaux hierin behülflich seyn würde.

Von diesen Vorgängen gab er seinen versammelten Klosterbrüdern im allgemeinen Nachricht, und setzte hinzu: Nach einem so unerwarteten Vorfalle, müsse man von Seite der Menschen alles befürchten. Es sey ihnen indessen bekannt, daß die Standhaftigkeit der Heiligen nie fester, ihr Vertrauen nie lebhafter gewesen sey, als gerade, wenn sie von der Stimmung der Menschen am wenigsten zu erwarten gehabt hätten. Sie wüßten, alles sey in Gottes Hand, seine Rathschlüsse von Ewigkeit her gefaßt, unabhängig von denen der Menschen, und daß sie, gegen deren Willen und Widerstand, dennoch täglich vollzogen würden. Wahr sey es, daß, wenn man dem verderbten Zeitgeiste folge, und bloß die Klugheit des Fleisches in Ansehung des jetzigen Zustandes des Klosters beachte, auf das Hinsterben einer großen Zahl von Brüdern, und auf den schwächlichen Zustand der noch lebenden Rücksicht nehme, man alles auf die strenge Lebensart schieben, und man sich leicht entschließen würde, sich auf Unkosten der wenigen Buße, die man im Kloster thue, Stärke und Gesund-

heit zu verschaffen, auf diese Art aber aus falscher Klugheit und mit wahrhafter Treulosigkeit, den engen Weg der heiligen Väter verlassen, und die breite Heerstraße wandeln werde. Wenn man sich hingegen von der wahren Weisheit leiten lasse, wenn man den Beyspielen und Vorschriften der Heiligen folge, und im Geiste des Glaubens handle, so werde man sich mit neuem Eifer beseelen, und neue Verpflichtungen eingehen, die Ordensregel in der Art, wie bisher, zu beobachten.

Gerührt von diesem Vortrage, erklärten die Mönche ihren Entschluß von neuem, in Ausübung der von ihnen erwählten Buße zu leben und zu sterben. Rancé schlug ihnen daher eine Erneuerung ihrer Gelübde vor, und als sie alle hierin gewilliget hatten, versammelten sie sich am 26ten Jun. 1675, als dem Tage, wo ihr Abt Profeß gethan hatte, außerordentlich im Kapitel, und sprachen laut eine vom Abte vorgelesene feierliche Erklärung nach, wodurch sie sich gegen Gott verpflichteten, bis an das Ende ihres Lebens, der jetzt im Kloster eingeführten Verfassung genau nachzukommen, in keinem Stücke und unter keinerley Vorwand davon jemals abzugehen, auch

denen, die etwa versuchen möchten, eine Aenderung darin zu machen, oder eine Milderung einzuführen, sich durch alle erlaubte und rechtliche Mittel zu widersetzen.

De Vorsicht des Abts, hierdurch eine Erschlaffung in Zukunft zu verhüten, wäre nicht nöthig gewesen; denn weder von Seiten Roms, noch on Seiten des Abts von Cisteaux wurden die frommen Einsiedler weiter gestört. Im Gegentheil waren ihnen die Päbste Innocenz XI. und XII. sehr geneigt, schätzten sie, und ließen ihnen bey jeder Gelegenheit, wo sie dessen bedurften, ihren Schutz angedeihen.

Im April 1675 bekam Rancé, ob er gleich die Stelle verbeten hatte, von den Aebten von Cisteaux und Clairvaux eine Aufforderung, als Visitator und Generalvikar die Cisterzienserklöster in der Normandie, ohne Aufschub zu bereisen. Er lehnte diesen Auftrag indessen abermals ab, und af sein inständiges Bitten gewährte man ihm endlich sein Gesuch. Dieß ist schon Beweis genug, wie sehr man ihm unrecht that, ihn der Herrschsucht zu beschuldigen, und daß er seinem Orden und dem Hange Aufsehen zu machen, alles absyre; ja sogar die Verleumdung, auszu-

ſprengen, daß er von ſeinen Brüdern Dinge verlange, die er ſelbſt nicht ausübe. Der einzige wahre Grund, warum er jene Stelle nicht annahm, war der, daß er ſich ganz der Herſtellung der urſprünglichen Disciplin in ſeinem Kloſter ungeſtört widmen wollte.

Um dieſe Zeit ſtellte er das ehemals in den Klöſtern allgemein üblich geweſene gemeinſchaftliche Leſen wieder her, zu dem Ende er den Kreuzgang im Kloſter mit Bücherſchränken, Tiſchen und Bänken verſehen ließ. Bisher war dieß ein Durchgang für die Fremden geweſen, für die aber nunmehr ein andrer Zugang zur Kirche angelegt wurde.

Von der Zeit an, daß Rancé regulirter Abt von la Trappe ward, nahm man hier alle Fremde mit großer Gaſtfreiheit auf. Man logirte und bewirthete ſie mehrere Tage, ohne nur einmal zu fragen, wer, oder woher ſie wären. Ganz unbekannte, ſelbſt ſolche Perſonen, mit denen man unzufrieden zu ſeyn Urſache hatte, oder die wegen ihres armſeligen Anſehens ſonſt überall abgewieſen wurden, fanden hier eine eben ſo aufmerkſame und liebreiche Aufnahme, als wenn ſie Freunde, oder Leute von Stande geweſen wären.

Es ſchien, als wenn man in dieſem Hauſe die von Gott Anfangs unter den Menſchen eingeführte Gleichheit hätte wieder herſtellen wollen. Zwey von den Brüdern, nebſt mehreren Gehülfen (Donnés *)) ſind mit Bedienung der Fremden beauftragt, und ſorgen für ihre Bedürfniſſe mit ſolcher Ehrerbietung und Pünktlichkeit, als wenn ſie in deren Dienſten ſtünden. Schon oben iſt bemerkt worden, daß die Gäſte das nämliche Eſſen bekommen als die Mönche, nur beſſer zubereitet, in größeren Portionen, und außerdem auch Eier. Die Bedienung geſchieht ſtillſchweigend. Während dem Eſſen wird „aus der Nachfolge Jeſu Chriſti" vorgeleſen, und die Fremden

*) Donnés, (Collati,) ſind Perſonen, die ſich und ihr Vermögen einem Kloſter ſchenken, und darin nach deſſen Regeln leben, ohne weder Mönche, noch des Kloſters Leibeigene zu ſeyn. Im Kloſter la Trappe werden unter dem Ausdrucke „Frères donnés" auch ledige religiöſe Perſonen verſtanden, welche durch Gebrechen oder Verbindungen gehindert werden, ſich gültig aufnehmen zu laſſen, die aber ſich auf eine gewiſſe Zeit nach la Trappe begeben, um ſich von der Welt zurück zu ziehen, und auf ſo lange beliegen ſie alle hier geltende Vorſchriften. A. d. H.

Fremden hören ebenfalls schweigend zu. Nach dem Essen gehen die, welche im Kloster bleiben, auf ihre Zimmer, wo man ihnen die nöthigen Erbauungsschriften giebt; oder sie gehen auf ein an ihr Zimmer stoßendes großes Chor in der Kirche, um ihre Andacht zu verrichten. Hier wohnen sie gewöhnlich dem Gottesdienste der Mönche bey Tage und bey Nacht bey.

Die Zahl der Fremden, welche bey Lebzeiten des Abts Rancé das Kloster besuchten, belief sich jährlich auf sechs Tausend. Mehrere von diesen blieben mehrere Tage, ohne daß die frommen Einsiedler ihr liebreiches Betragen gegen sie änderten, und ohne daß deren Gegenwart auf ihre Ruhe oder ihre Verrichtungen Einfluß gehabt hätte.

Rancé war kaum regulirter Abt von la Trappe geworden, als er darauf dachte, ein Hospital für Arme zu erbauen, und die Krüppel aus der Gegend darin aufzunehmen. Dabey hatte er die Absicht, sie durch einige der Mönche bedienen zu lassen, und diese dagegen von Handarbeiten zu befreien. Er würde dieses Vorhaben auch ausgeführt haben, wenn nicht einige fromme und verständige Männer ihn auf die da-

mit verknüpften bedenklichen Folgen aufmerksam gemacht hätten. Statt dessen übte er gegen die Armen eine Mildthätigkeit aus, die vielleicht in den letzten Jahrhunderten kein Beyspiel gehabt hat. Er betrachtete aber auch die Einkünfte des Klosters, als wenn sie den Armen gehört hätten, und als wenn die Mönche nur in der Eigenschaft von Armen daran Anspruch machen könnten. In dieser Rücksicht hütete er sich vor allen überflüssigen Ausgaben. Die für die Mönche betrugen nur wenig, und der ganze Ueberschuß wurde jährlich dazu bestimmt, die Dürftigen in zufälligen Nöthen zu unterstützen; denn, was die Bedürfnisse des Tages betraf, so wurde diesen immer auf der Straße abgeholfen. Wöchentlich ließ er zwey Male an alle sich einfindende Armen Brod und Erbsen austheilen. Es gab Jahre, wo er von der Fastenzeit an, bis zur Mitte des Augusts, in jeder Woche an vier Tausend fünf Hundert Arme speiste. Darunter war keiner, der nicht wenigstens ein Pfund Brod erhielt. Außerdem unterstützte er noch mehrere arme Familien in der Nachbarschaft mit Brod und Geld, so wie arme Kranke und Pfarrer. Jeden dringenden Noth, von der er etwas erfuhr,

suchte er abzuhelfen. So schenkte er einst einem Abte, dessen Kloster abgebrannt war, und dessen Mönche sich in grosser Verlegenheit befanden, fünf Hundert Livres. Einem Privatmann, der in das äusserste Elend gerathen war, und seine Zuflucht zu ihm genommen hatte, verpflegte er acht Wochen lang im Kloster, kleidete ihn neu, unterstützte ihn mit seinem guten Rath und Credit, und schenkte ihm beym Abschiede hundert Livres. Als einige fromme Personen ihm von der Noth eines armen, kürzlich bekehrten Mädchens Nachricht gaben, überschickte er zwey Hundert Livres zu seiner Unterstützung. Er liess einige junge Leute, deren gute Fähigkeiten ihm bekannt waren, auf Kosten des Klosters studiren, in der Hoffnung, dass sie einst der Kirche nützliche Dienste leisten würden. Eben so liess er die Söhne mehrerer armen Eltern Handwerke erlernen. Zu Errichtung einer Mädchenschule in Montagne gab er eine beträchtliche Summe her.

Wenn man bedenkt, dass die Abtey la Trappe nicht mehr als zehn Tausend Livres Einkünfte hatte; dass der Convent aus beynahe hundert Personen an Mönchen, Layenbrüdern und Ge-

Hölle (Damnio) befindet, daß der Kinder zu Abendlichen Lehre begegnen muß, daß man von Menschen nichts wahre; daß Verwandten und gute Freunde verschwinden. Wenn beyseit man in der That nicht, wie es dem Alten Namen möglich war, so viel auf Kinder zu verwenden, so daß selbst das nöthige Brennen bisweilen wäre erschwert worden sein. Betrachten muß man annehmen, daß eine strenge Absonderung, die sich mit so mancher Begnadigung, die Gnaden haben, das Vertrauen auf Gott und die Engel, das sich immer über Verfolgungen verbreitet, welche sich der Verfolgung Abwechslung, unerschöpfliche Quellen sind, worin man Hilfsmittel findet, die kaum der größte Reichthum gewähren würde.

Diese Vollkommen stellte Jesus mit vieler Bedeutung vor. Wenn z. B. die Kinder zu der Kindheyfrau kam, so sah er ihr nicht neue Kost, sondern Gott geben, damit er sattsam in den Stand gesetzt würde, sich der nöthige Hülfe verschaffen zu können. Wer die Kleidung einer Armen gänzlich genossen, so sah er sie von Kalten. Von solchen Gelegenheiten pflegte er zu dem Vater Kinder zu sagen: Wie Vor-

Die Schule, und ja in Preußen die Schule ist Anfang genug, hatten sich darauf zu gründen Christen sein, und meinen aufzuwachsen. Was ist für Christen, die mit Christenlehre so leben wollen, und ihren Lauf auf Lauferden so für gerade hat Irgendjet von allen hat, und so in der Welt gewirkt wären.

Denn die Lauferdichtung mit Christen (Theologie) gab es einige, die aus reiner, unreflektierter Christlichkeit, ihrem ehr, mit gläubigem Mangel an Erziehung und Unterricht geschrieben und Bücher schrieben, predigten, Versammlungen hielten, kamen mit Christ und mit Erfüllung ihrer Pflichten beschäftigt sein wollten, kaltes auf Erde gegen den Christen, und so Christ hat, die hat Evangelium verkündigt, und jagt aber Irgendwo Bibel, die so auch in vielen einzelnen Lehren, daß Christ so eben in der Lehre, als die katholischen Christlichen, so es in der Selbstbewußtsein an vielen gebrochen hatten.

Die Zeit der Bibel, Lauferdichtung und Christlichkeit hing gelegt die auf Christen und Lehre. So schien auf was die Bibel Christ ge-

[illegible]

sehe. So kam denn der Abt von Primont von seinen Vorurtheilen zurück, und überzeugte sich, daß Ranci nichts weniger als ein Sonderling war, und daß er im Grunde nichts anders gethan hatte, als die Vorschriften und alten Gebräuche der Vorfahren im Cisterzienserorden, in seinem Kloster ausüben zu lassen. Dieß brachte ihm für den Mann eine so große Hochachtung bey, daß er nicht Worte genug finden konnte, sie auszudrücken. Er machte auch im Kloster nicht die geringste Abänderung, sondern begnügte sich bloß damit, in dem aufgenommenen Prozeß auf die Ursache zu verweisen, in der nämlichen Einigkeit, Andacht und Buße, worin er sie gefunden hatte, fort zu leben.

Im nämlichen Jahre, (1685) trug sich folgender sonderbarer Vorfall im Kloster zu. Ein Evangelienreisender, der ehemahls dreißig Jahre alt war, und der während der Fasten in dem benachbarten Städtchen gepredigt hatte, kam einige Tage nach Ostern, aus bloßer Neugier, in's Kloster la Trappe. Den Tag nach seiner Ankunft äußerte er in einer Unterredung mit dem Abte, daß er ein großes Verlangen fühle, in diesem Kloster sich aufnehmen zu lassen, aber er

könne sich Georg jetzt noch nicht entschließen, weil er noch so jung sey, und die strenge Lebensart ihn zurück schrecke; in einigen Jahren aber möchte er diesen Vorsatz wohl ausführen. Nanni fragte ihn, ob er denn sicher sey, noch so viel Jahre zu leben? Ob er in die Beständigkeit seines Vorsatzes kein Mißtrauen setze, da man diesen so leicht ändere, wenn es darauf ankomme Gutes zu thun? Endlich, ob er auch versichert sey, daß Gott ihm dann diese Gnade werde widerfahren lassen? Wenn Eins von diesen Dingen fehl schlägt," fuhr Nanni fort, "was wird dann aus Ihrem Vorsatze, was wird aus Ihrer Besserung werden? Ist es erlaubt, den Verlust einer so wichtigen Sache zu wagen, welche es auf nichts gezogen, als auf Ihr ewiges Glück oder Unglück ankommt? — Gegen diese kräftige Gewißheit rieth der Abt dem Jünglinge stark zu, die Ausführung eines ihm schon von Gott eingegebenen Vorsatzes nicht aufzuschieben. Was er aber noch sagen mochte, so blieb der Mönch dennoch bey seinem Entschlusse, und gleich nach diesem Gespräche, ging er in die Kirche, las die Messe, und bald darauf wurde er in den Prunken-Saal zu Tische geführt. Anfangs aß er nur

vielem Appetit, aber in der Mitte der Mahlzeit, verlor er auf einmal alles Bewußtseyn, und befand sich so übel, daß man ihn auf ein Bett bringen mußte. Nanni eilte sogleich herbey, und ließ alle Mittel anwenden, ihn wieder zu sich selbst zu bringen, allein alles war vergeblich. Er starb eine Stunde darauf, ohne daß er Besinnung und Sprache wieder erhalten hatte. So trug man denn, zur Bestürzung des ganzen Fleckens, am Abend den als einen Todten zur Kirche, den man heute am Morgen noch völlig gesund gesehen hatte. Der Abt ließ ihn mit allen den Ceremonien begraben, die bey einem Tempelherrn üblich sind, und sein Grab wird noch jetzt auf dem Klosterkirchhofe gezeigt.

Nanni wußte, daß nach seinem Tode, aber auch seiner Abdankung, die Abtsstelle wieder durch einen weltlichen Abt besetzt werden sollte, und um den von ihm eingeführten Grundsätzen auch für die Zukunft Dauer zu verschaffen, welches nur geschehen konnte, wenn an der Spitze des Klosterconvents ein Mann stand, der von dem Geist, den Gesinnungen und Grundsätzen, die jetzt darin herrschten, durchdrungen war, so bat er im Jahre [illegible] den Pabst und den Bi-

eig, dem Kloster das Wahlrecht eines Priors zu bewilligen. Durch einen päbstlichen [illegible] wurde hierauf dem Kloster verstattet, in dem Falle, daß ein weltlicher Abt die Abtey erhalten sollte, aus seiner Mitte einen Prior zu erwählen, jedoch immer nur auf drey Jahre, die aber, nach Umständen so lange verlängert werden konnten, als man es dem Kloster zuträglich hielt. Von Seite des Königs wurde das nämliche bewilligt. Außerdem bewirkte Ranuzzi noch, daß alle von ihm im Kloster getroffenen Einrichtungen vom Pabste bestätiget wurden. Dieß brachte den Abbé [illegible] auf einige Zeit zum Schweigen, denn man wagte es nicht, das zu tadeln, was der Pabst gut geheißen hatte.

Der Zurückstellung der verschiedenen Klostergebäude hatte Ranuzzi die [illegible] [illegible]. Das Verlangen, daß wenn die Abteyen wirklich weltlich werden sollten, der Abt die Abtsgebäude bewohnen, und alles das, was seinen Vorgängern gehört hatte, zurückfordern möchte, ließ Ranuzzi im Jahre [illegible] außerhalb der Ringmauer ein Wohnhaus für den weltlichen Abt erbauen. Diese kluge Vorsicht wurde von jedermann gebilliget.

In eben diesem Jahre kam der Abt von Prieres zum zweytenmale nach la Trappe. Da er die Mönche eben so einig, fromm und bußfertig als bey seinem ersten Besuche fand, so traf er abermals keine Verfügungen, sondern das abgehaltene Protocoll enthielt bloß Danksagungen, daß Gott fortfahre, das Kloster zu segnen. Er bezeugte darin: daß von acht und zwanzig Mönchen, aus denen der Convent damals bestand, auch nicht Einer eine Erleichterung der Disciplin verlangt, aber auf die rührendste Art einen Wunsch deshalb geäußert habe, ob sich gleich unter ihnen achtzigjährige, schwächliche Greise befänden, daß diese vielmehr auf eine Verordnung, sie auf einerley Art im Kranken als gesunden Zustande zu behandeln, angetragen, und die übrigen das Verlangen geäußert hätten, ihre Bußübungen noch zu vermehren. Das einzige, was der Abt von Prieres verfügte, war eine schriftliche Anweisung an den Pater Kellner: für die Portion des Abts Rancé besondere Sorge zu tragen, sowohl in Betrachtung der Speise, als der Medicamente, die zu Herstellung seiner Gesundheit dienen können, weil er sehr hinfällig. Ich selbst aber, der Abt, müssen wir im Geiste

der

der Liebe und Gerechtigkeit, hiermit an, Euch in allem diesem Folge zu leisten, und halten uns überzeugt, daß er dieses thun, und sich erinnern werde, daß Gott selbst den Willen derer erfülle, die ihn fürchten.

Rancés Strenge gegen sich, selbst während seiner Krankheit, hatte auf den Abt von Prières einen so tiefen Eindruck gemacht, daß als ihn zwey Jahre darauf die Krankheit befiel, an der er starb, er sich unter Vergießung vieler Thränen vorwarf, Rancés Beyspiele nicht genugsam nachgestrebt zu haben. Er trug noch sterbend einem seiner Mönche auf, nach seinem Tode, dem Abt, die Hochachtung und Bewunderung zu versichern, die er für ihn bis zum letzten Hauche seines Lebens empfunden habe, so wie das Vertrauen, daß er auf ihn und seiner Klosters Gebet setze, und daß er Gott bitte, ihn täglich mit immer mehr Gnade zu überschütten. Alles dieses meldete der Mönch dem Abt von la Trappe in einem Schreiben, so bald jener gestorben war.

Um diese Zeit erhielt Rancé in seiner Einsamkeit Besuch von einigen Freunden, die ihm sagten, daß man nichts gespart habe, den Hoch-

seine Person und seine Lehre verdächtig zu machen. Sie riethen ihm daher, sich durch eine Druckschrift öffentlich zu erklären; am stärksten drang hierauf der Marschall von Belleisle, der zu seinen besten Freunden gehörte. Anfangs lehnte Ramsi dieß ab, weil er es für eigennützig hielt, auf Veranlassung eines leeren Gerüchtes das Publikum von seiner Lehre zu unterrichten. Wenn inzwischen seine Obern darüber von ihm Rechenschaft fordern würden, so wollte er sie mit der Aufrichtigkeit eines Christen, und der Einfalt eines Mönchs ablegen. Da sie selbst wüßten, seine Freunde, seine Gesinnungen vollkommen kennten, so hätte er sie, so oft sie es nöthig fänden, ein Zeugniß darüber abzulegen, und dann würde man, bey ihrem bekannten Charakter, Glauben beymessen.

Nach des Marschalls v. Belleisle Ableben, schrieb ihm hierüber ein Freund: Man mache sich keine Einbildungen zu Rom, es sey hohe Zeit, daß er sich erkläre. Dieß veranlaßte Ramsi, an den Marschall den bekannten Schreiben einen solchen Brief zu erlassen, daß sie viel Aufsehen in der Welt gemacht hat. Er erklärt darin ausführlich seine Gesinnungen, und sagt unter an-

hern, daß er es immer für Pflicht gehalten habe, sich seinen Obern, dem Pabste und seinem Diöcesanbischofe, zu unterwerfen, daß er daher das gethan, was sie von ihm verlangt hätten, nämlich das Formular, die Schriften des Jansenius betreffend, unbedingt und ohne Vorbehalt unterschrieben, und sich bey diesen Streitigkeiten so zurückhaltend betragen, daß er nicht nur keinen niemals gesprochen, sondern auch verhindert habe, daß seine Kinder nichts davon erführen, so daß keiner weder von der Streitfrage selbst, noch von den Personen, die darüber gestritten hätten, jemals die Rede gewesen sey. Ueberhaupt habe er immer geglaubt, daß Gott nicht von ihm fodere, über Glaubenssachen zu streiten, sondern, daß er die Wahrheiten, welche sie lehren, einfältig glaube, und daß er ohne einen ausdrücklichen Befehl von Gott, eine Sache nicht verdammen dürfe, die seinem Zustande so vollkommen angemessen sey. Er hege ganz und gar nicht besondere Meinungen, sondern befolge von jeher die Lehre des h. Thomas. „Was die christliche Moral betrifft, so bekenne ich mich öffentlich zu der, die Jesus Christus in seinem Evangelium gelehret hat, und wie solche von den heiligen Vätern er-

klärt worden ist. Dieß halte ich für die wahre Quelle, aus welcher die Christen die Vorschriften ihres Thuns und Lassens schöpfen müssen. Ich habe mich vollkommen überzeugt, daß man sich vor allen übertriebenen Meinungen zu hüten habe, und die Dinge nicht bis auf einen Punkt treiben dürfe, den Niemand erreichen kann; auf der andern Seite hingegen eben so sehr, daß es gefährlich sey, den engen Weg über die von Jesu bezeichneten Grenzen hinaus, breiter zu machen ꝛc.

Die Urtheile über dieses Schreiben fielen sehr verschieden aus. Einige konnten nicht begreifen, wie ein Mann, der sich lieber von der Seelenruhe hätte ausschließen lassen, als [illegible] verdammen wollen, jetzt Erklärungen diesem Manne, die denen des letztern ganz entgegen gesetzt sind. Andere glaubten, daß wenn er nicht auf die Erhaltung seines Klosters, das sein Werk war, Rücksicht genommen hätte, seine Erklärung ganz anders ausgefallen seyn würde. Wieder andere sagten hingegen: Es trage sich oft zu, daß man im Alter die in jüngeren Jahren gehabten Meinungen aufgebe, und im Grunde habe Rancé die seinigen nicht einmal geändert, sondern

[illegible] seine Rolle nach Art, in Anlehnung an die [illegible] Formulare, [illegible] immer auf einen [illegible] gehofft. Ohne Verständnis seine [illegible] nicht annehmen, daß er [illegible], wo es auf [illegible] ankam, in Übung einer [illegible] angefangen ist, [illegible] [illegible] [illegible]. Er hatte von seiner [illegible] [illegible] und Erweckung eines [illegible] so große [illegible] gehabt, daß es [illegible] angemessen [illegible] schien, ihn zu [illegible], er sahe sein [illegible] politisches Leben und [illegible] [illegible] an.

Nicol's Mitbrüder konnten ihn also [illegible] Schritten an den Vorstand von Holland nicht [illegible]; sie hatten [illegible] [illegible] Pflicht. Der [illegible] und Nicole zu [illegible], gegen ihn zu [illegible]. Allein [illegible] [illegible]: Er [illegible] [illegible], seine Pflicht zu [illegible], [illegible] Verfassung der Kirche [illegible] [illegible] [illegible], und Nicole [illegible]: Er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als seine [illegible] zu [illegible] Pflicht [illegible], [illegible] Tugenden [illegible] [illegible].

Als Nicol [illegible], daß [illegible] [illegible] [illegible]: Er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und

tomben fortfuhren, machte er unter dem ersten Jul. 1653 eine Erklärung bekannt, worin er versichert, daß er die Schriften des Jansenius nicht einmal gelesen habe, und nur die Punkte kenne, welche vom Pabste verworfen worden, dessen Urtheile er sich unbedingt unterwerfe. So vertheidigte er sich auch gegen die ihm in Ansehung anderer Glaubenslehren gemachten Vorwürfe, die wir aber hier übergehen, da alle diese Streitigkeiten längst vergessen sind.

Im Jahre 1679 ließ er die baufällige Kirche des Klosters durchaus repariren, und nachher den hohen Altar vergrößern, ohne jedoch die sich zur Pflicht gemachte Simplicität aus den Augen zu setzen. Die vornehmste dieser Zierrathen des Altars und der schönen Statue der h. Jungfrau, die er [illegible] welche im Anfange des Jahres aufgestellt worden war, so den [illegible] auf dem hohen Altar setzen ließ, daß sie die Bewahrung [illegible] des h. Sacramentes war.

Diese Gesichte [illegible], wie vorhin gedacht, zu la Trappe herrschenden Grundsätzen, und die großen Zahl von Mönchen, die jährlich starben, verbreiteten sich im Publicum, welches diese Zufälle der schlechten Nahrung, dem Fasten und

der Grenze Österreich gelöst. Dadurch ist selbe Kanal frei. Er schlägt sie in einem Schreiben an einen Philister, der ins Kloster war, daß sie Mut, obgleich die Engländer sie verfolgen könnten, sie um so mehr lieben müsse, und ihnen tat zu raten habe, was sie sich nicht getan hätte. Darüber war aber Schiller wachsam sie an Christ kommt, so sann sich Christen Briefe nachspringen, weshalb sie sie verhaftet zu machen hatten. „Da wir ihr wissen, (Nicht es sind) Ihnen gar nicht zu gefallen sey hatten, so wollen wir Ihnen auch den Ungarn Kunst ihren Lauf, als ihrer Führung sey, und es Ihnen so gar wollen hatten, seiner Seele Heil ernste Vorstellungen, sie ernst Schicksale zu bereiten. Die zeigt haben wir auf alles tut Ihnen sehr wenig gerechnet. Die große Zahl unsrer Brüder, die Ihnen so sich gewiß hat, verschonen uns Ehre der Übriggebliebenen nicht. Den Ungarn Heil wohnt auf uns Seite gegen die sichern Ungarn Truppen, daß, so wie jetzt die gleichen sind, sie Kaiser sieben, der nicht so hat Seite seinen sie kann mit Ungarn hatten, und sie vermag Ihnen sehen."

Das Gerede über die harte Behandlung seiner Schüler ward aber endlich so laut, daß einige Professoren von [illegible] Einsicht und [illegible] bewogen wurden, an ihn zu schreiben, damit er etwas von der eingeführten strengen Disciplin nachlassen möchte. Doch fiel dem alten Manne um so mehr auf, da die nämlichen Professoren alle seine Einrichtungen gebilligt, gelobt und ihm gerathen hatten, nichts davon nachzulassen. Zwar machte die Forderung ihrer Gesinnungen einigen Eindruck auf ihn, doch am Ende sagte er: „Worauf kömmt es hier an? Meine Grundsätze zu schonen, meine [illegible] zu [illegible]? das heißt, meine Pflicht! und ein Glück [illegible] zu verlieren, lassen wir uns [illegible] werden, und laßt mir auf immer [illegible] Namen, so [illegible] in dieser Welt sein!"

Weil die Sache ihn aber nicht allein, sondern auch seine Schüler anging, so versammelte er diese, und gab ihnen von dem, was ihm die Professoren geschrieben, und den Klagen, die sie [illegible] hatten, umständliche Nachricht. Er überließ es hierauf ihrer eigenen Entscheidung, ob das jetzige Leben [illegible], und der Gebrauch vom Wein, von [illegible], [illegible] von Ge-

schen, welcher eingeführt werden sollte? Bey dieser Gelegenheit zeigte es sich, welchen der Mensch fähig ist, wenn er zu der Gnade geführt wird. Selbst kein einziger [illegible] Elemente für eine Erleichterung, und die übrigen erklärten: daß sie zu die [illegible] Bestätigungen noch weit eine bessere wären, die jeder um seiner Schulen willen unternehmen solle, und statt deren das geringste zu mildern, sie man sie im Gegentheil noch vermehren. Da die dieser Conferenz abgehaltene Protocoll, ist der Bestimmung eines jeden Capitels, öffentlich bekannt gemacht worden, und es mir [illegible] seyn, nur Ein Beyspiel anzuführen wie die Mönche gesinnt waren. Einer von jenen hatte schon lange an einem heftigen Husten gelitten, ohne sich darüber zu beklagen; als er sich endlich legen mußte, fand es sich, daß eine Geschwulst die Schultern und den größten Theil des Rückens dergestalt eingegriffen hatte, daß sie weiter förmlich weggeschnitten werden mußte. Der Mönch sahe während der Operation fort, sich mit einem andern in einem [illegible] Gespräche zu unterhalten, gerade als wenn gar nichts vorginge. Dieß veranlaßte den Wundarzt, darüber zu erstaunen, dem Wil-

ihr zu sagen, daß er seinen Schmerz auslassen möchte, der dadurch, daß er ihn zurück halte, sich nur vergrößere, statt daß durch Klagen der Natur erleichtert, selbst die Heilung befördert würde, und daß er sonst auch nicht wissen könne, ob er in das gehörige Fleisch schneide. Der Abt erfüllte zwar den Wunsch des Chirurgen, der Mönch aber antwortete mit heiterer Miene: Worüber sollte ich mich denn beklagen? daß ich so glücklich bin, nach dem Beyspiele Jesu Christi zu leiden? So glücklich, durch kurz dauernde Schmerzen die ewigen Strafen, die meine Sünden verdient haben, abbüßen zu können? Ach! mein Herr, wenn Gott uns eine so große Gnade erzeigt, wie kann man sich dann zum Klagen entschließen? So hielt er denn eine lange, grausame Operation aus, ohne das geringste Zeichen von Schmerz zu geben.

Unter dem 4ten Januar 1691 gab Rancé den Geistlichen, die ihm eine Milderung der strengen Kirchenzucht gerathen hatten, aus der Erklärung der Glieder des Convents Nachricht, und ihre Bitte, daß die Beybehaltung der jetzigen Lebensart ihn um so mehr in den Stand setze, Arme zu unterstützen, und Fremde zu bewirthen.

So bald die Krankheiten im Kloster aufgehört hatten, und Nanni selbst hergestellt war, wandte er einen Theil seiner Zeit auf die Ausarbeitung einiger Schriften. Sie sind folgende:

1. Ueber die Regel des h. Benedict. Diese Abhandlung ist lateinisch geschrieben, und nicht ins Publicum gekommen.

2. Schreiben an einen Abt, der ihm durch eine übersandte Dissertation zu vermögen suchte, die strenge Disciplin in seinem Kloster zu mildern.

3. Von der Heiligkeit und den Pflichten des Mönchsstandes. Dieß ist eine Art von Sammlung der seinen Mönchen in den gehaltenen Kapiteln ertheilten Instructionen. Der Styl ist so natürlich, wie in seinen Predigten, aber doch leicht und gefällig.

4. Erläuterungen über die Schriften Nr. 1. und 2., welche durch die, von gelehrten und einsichtsvollen Männern dagegen gemachten Einwürfe, veranlaßt wurden.

5. Uebersetzung und Erklärung der Regel des h. Benedict.

6. Uebersetzung der Schriften des h. Dorotheus. *)

7. Antwort an den P. Mabillon, Benedictiner von der Congregation des h. Maurus, das Studieren der Mönche betreffend.

8. Sammlung seiner Maximen, nebst einem Schreiben an Frau von Guise.

9. Abhandlung von den Pflichten der Christen. Dieß ist nur der erste Entwurf eines größeren Werks, das er zu schreiben Willens war. Veranlassung zu diesem Entwurfe gaben die Bitten mehrerer angesehenen Freunde, die ein solches Gegenstück zu seiner Abhandlung von den Pflichten der Mönche, zu erhalten wünschten. Aber seine Krankheiten und seine übrigen Beschäftigungen erlaubten ihm nicht, es völlig auszuarbeiten.

10. Eine Erklärung der Evangelien, die er bey seiner beständigen Erbaulichkeit in der letzten Periode seines Lebens, auf Verlangen seiner Freunde schrieb, ohne außer dem neuen Testament, irgend ein anderes Buch zu Hülfe zu nehmen.

---

*) Eine Uebersetzung ist im Journal des Sçavans von Jahre 1708 die [illegible] verschiedene [illegible]. [illegible]

21. Sammlung der seinen Brüdern, in den mit ihnen gehaltenen Conferenzen, gegebenen Ermahnungen. Diese Sammlung entstand dadurch, daß einer der Mönche, der ein sehr glückliches Gedächtniß hatte, von Rancé's Vorträgen das beste und nützlichste aufschrieb und es ihm nach geendigter Conferenz zur Durchsicht und Verbesserung vorlegte.

22. Nachricht von dem Tode einiger Mönche des Klosters la Trappe.

23. Sammlung der für sein Kloster gemachten Verordnungen.

24. Sammlung seiner Briefe, in 2 Theilen.

Außerdem hat er noch andere Schriften verfaßt, die nie gedruckt worden sind.

Unter allen seinen Schriften hat die: Von der Heiligkeit und den Pflichten des Mönchsstandes, das meiste Aufsehen gemacht. So viel ist gewiß, daß Rancé, als er in's Kloster ging, den festen Vorsatz hatte, mit den Weltleuten alle Verbindung aufzuheben, und nichts zu schreiben, was Veranlassung geben könnte, während seines Lebens und nach seinem Tode, im Publikum von ihm zu reden. Er war auch schon an zwanzig Jahren im Kloster, ehe er jene Abhandlung schrieb,

und folglich beynahe sechzig Jahre alt, überdieß fast beständig krank. Einer seiner Mönche, der mit ihm zugleich im Krankenhause war, und den er zuweilen als Secretair gebrauchte, erinnerte ihn an den Wunsch, welchen der Abt von Chatillon bey seinem Aufenthalte zu la Trappe, so dringend geäußert hatte, daß Rancé seine in den Conferenzen gehaltene Vorträge, zum Besten anderer Ordensleute öffentlich bekannt machen möchte; welches er aber abgeschlagen hatte, obgleich der Abt von Chatillon sein vertrauter Freund war. Der Mönch stellte ihm vor: Wenn er seine Ermahnungen nicht schriftlich hinterlasse, so würde er dieser Hülfe alle die Mönche berauben, die in der Folge in das Kloster träten. Lasse er sie hingegen drucken, so könnten alle Brüder sie täglich in die Hand nehmen, und er würde die Lehren, denen la Trappe die Kenntniß seiner Pflichten und seine ganze Einrichtung verdankt, dadurch verewigen, und wenn Gott sie seiner Gegenwart einst beraubt habe, würde er noch dann zu ihnen reden, und seinem Kloster zur Leitung dienen, denn nicht immer werde er Vorgesetzte von seinem Charakter haben, u. s. w. Dieß machte Eindruck auf Rancé, und da sein

Geist, trotz seiner Krankheit, frey war, so diktirte er dem Mönch die vorhin gedachte Schrift. Kaum war sie vollendet, als ein Abt, Rancé's vormaliger Lehrer, in's Kloster kam, und in ihn drang, sie öffentlich bekannt zu machen. Jetzt fiel Rancé sein Anfangs gefaßter Entschluß wieder ein, und ohne sich lange zu besinnen, warf er die Handschrift ins Feuer. Halb verbrannt wurde sie gerettet. Der vorgedachte Abt ließ nun Rancé keine Ruhe, bis er ihm versprach, sie herzustellen, und dieß geschah auch, worauf sie dann gedruckt wurde.

Dieses Buch erhielt einen allgemeinen Beyfall, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien und allen katholischen Ländern. Nicht bloß eine Menge Privatpersonen sind dadurch bekehrt worden, auch ganze Kloster-Convente von beiderley Geschlechte haben sich darnach gebildet, weil sie nun erst den ganzen Umfang ihrer Pflichten kennen lernten. Indessen fand dieses Buch auch seine Gegner, die dagegen schrieben, sogar erschienen einige beißende Satyren auf dessen Verfasser, das alles ertrug Rancé mit Geduld. Eine dieser Schmähschriften ward ihm gebracht, als er Gesellschaft bey sich hatte. Er ließ den

sie war, lobte hin und wieder den Styl oder die Wendung des Autors, und sagte, als er fertig war: „Das ist eine gute Vorbereitung, die Messe zu lesen!“ und er las sie auch gleich darauf.

Unter den Gegnern dieses Werks war der Pater Mabillon ohnstreitig der berühmteste. Was darin über das Studieren der Mönche gesagt war, fand Mabillon nicht nach seinem Geschmack, und so schrieb er nachher eine Abhandlung: Ueber die Mönchs-Studien. Sie ist ein Muster von Sanftmuth und Bescheidenheit. Rancé's Antwort darauf ist oben bey Nr. 9. schon gedacht. Vor dem Publikum hatte der Streit hiermit ein Ende. Beide Schriftsteller hörten seitdem nicht auf, sich wechselseitig Beweise von Liebe zu geben. *)

Die

*) Mabillon ließ gegen Rancé's „Réponse au Traité des Etudes Monastiques“ [illegible]

Die übrigen gegen sein Werk von andern gemachten Einwürfe, beantwortete Rancé in den vorhin bey Nr. 4. erwähnten Erläuterungen.

Bald nach Vollendung dieser Schrift, ward er so krank, daß man für sein Leben fürchtete, und dieß um so mehr, da er nicht zu bewegen war, von seiner strengen Lebensart abzugehen, und solche Erleichterungen als zu Herstellung seiner Gesundheit nothwendig schienen, sich zu gestatten. Da gerade damals (1693) ein Generalkapitel gehalten wurde, so trug dieses dem Abte des Val-Richer, als Visitator der Provinz Normandie ꝛc. auf, für Rancé's Gesundheit zu sorgen, und im Nahmen des Generalkapitels ihm zu befehlen, solche Speisen und Arzeneyen zu nehmen, als die Erhaltung seines Lebens erforderten. Die Vollziehung dieses Auftrags verzögerte sich einige Zeit, und da die Wünsche zu la Trappe, als der Zustand ihres Abts sich immer mehr verschlimmerte, nicht ruhten, so wand

den Hänger erklärte, wogegen Dom Gervaise, ehemaliger Abt von la Trappe, zu bemerken findet, daß Theile [illegible] den Abt Rancé verbesserte, [illegible] am Ende eingerückt habe. (S. [illegible]) [illegible]

sie ihre Zuflucht nehmen sollten, so wendeten sie sich unmittelbar an den Papst Innocenz XI. In ihrem Schreiben vom 15ten Jan. 1683 bat sie ihn, durch seine Autorität zu vermitteln, daß ein ihnen so theures Leben, dessen Verlust für sie unersetzlich seyn würde, erhalten werden möchte. Der Papst trug durch den Cardinal Cibo in seinem Namen, unterm 5ten Sept. 1683 folgendes an:

Hochwürdige Väter!

Ew. Heiligkeit hat mit Vergnügen das Schreiben aufgenommen, das Sie an ihn erlassen haben, und worin Sie so viele Liebe und Ehrfurcht für den großen Mann ausdrücken, den Gott Ihnen zum Vater gegeben hat. Der heilige Vater hat von Ihnen mit vieler Achtung gesprochen, da er sieht, wie viele Sorgfalt und Eifer Sie zu Erhaltung seines Lebens anwenden, in der Absicht, sich noch länger in dem Kampfe der Seele zu üben, den uns das Evangelium vorschreibt, und sich immer mehr in der durch jenen in seinem Kloster vorgeschriebenen Disciplin zu befestigen, wie denn Ew. Heiligkeit das vollkommene Alter, und Verstand so glücklich vereinen

men hat, zumal in einer so zügellosen, ausschweifenden Zeit, als die jezige ist; so wie denn auch Ihr Eifer, Höchstdieselbe mit Freude erfüllt hat. Se. Heiligkeit hält sich indessen überzeugt, daß Ihr Abt, bey der Ehrfurcht, die er für die göttlichen Gebote hat, welche uns nicht erlauben, grausam gegen uns zu verfahren, künftig für seine, ihrem Kloster noch so nöthige, Gesundheit mehr Sorge tragen werde, und Höchstdieselbe befiehlt Ihnen, ihn hieran ernsthaft zu erinnern, und hierüber im Nahmen und in Auftrag des heiligen Vaters so oft als Sie es nöthig finden, mit ihm zu sprechen. Auf Befehl Sr. Heiligkeit habe ich Ihnen dieses auf Ihr Schreiben in Antwort vermelden sollen, mit der Versicherung, daß Höchstdieselbe für Sie und Ihr Kloster eine besondre Zuneigung hege, und vermöge speciellen Auftrags soll ich Ihnen hiermit Sr. Heiligkeit liebevollen und gütigen Segen ertheilen. Was mich betrift, hochehrwürdige Väter, so ersuche ich Sie, mir Ihr Gebet bey Gott zu statten kommen zu lassen, und wünsche Ihnen alles Gute, nebst Vermehrung der Gnade unsers Herrn Jesu Christi.

Der Cardinal Cibo.

Nanci, der nichts davon wußte, daß seine Briefe an den Papst geschrieben hatten, war nicht wenig betroffen, als man ihm die Antwort des Cardinals Lisa brachte. Da jeder Christ die Erlaubniß hat, sich unmittelbar an den Papst zu wenden, so durfte er nichts dagegen sagen. Er unterwarf sich auch der päpstlichen Entscheidung, und ließ es hierauch geschehen, daß als der Krankheitsstoff, der ihm schon so lange Leiden verursacht hatte, sich auf seine linke Hand warf, an dieser verschiedene Einschnitte gemacht werden durften. Bey allen auch so heftigen Schmerzen, die er litt, verlor er dennoch nichts von seiner Leutseligkeit und gewöhnlichen Ruhe. Aus der linken Hand ging das Uebel in die rechte über. Den weitern Erfolg der Krankheit werden wir gegen das Ende dieser Lebensbeschreibung erfahren.

Da er während dieser Zustandes vom Kapitel nicht besucht werden konnte, so diktirte er seine Ermahnungen, und ließ sie dann darin verlesen.

Im Jahre 1633 mußte Nanci eine neue Prüfung bestehen. Ein gewisser Mann, der oft auch in Trappe kam, so selbst die Absicht hatte, Mönch daselbst zu werden, prüfende das Gelübde

des Akts ohne sein Wissen, selbst ohne daß derselbe es nur ahnte. Nach diesem Portrait ließ der Zeichner einen Stempel schneiden, und davon so viele Medaillen prägen, daß sie sich bald im Publicum verbreiteten. Er hatte dabey keine weitere Absicht, als bloß die, seiner Achtung und Liebe für den Akt Genüge zu thun. Aber Rousseau's Widersacher, so wie die mehresten derer, die ihn nicht kannten, bissen sich mündlich und schriftlich gar sehr darüber aus. Dem geringsten Nachdenken über die Sache, hätte freylich sein Verdacht entgehen können, daß er daran Theil genommen habe; diese Mühe giebt sich aber der Haß nicht. Die Verwirrung, die man Rousseau deshalb machte, wurde endlich so laut, daß auch er sie erhörte, und darüber erstaunte. Anfangs wollte er sich zwar bloß bey dem Zeugnisse seiner eigenen Gewissens beruhigen, allein seine Freunde drangen so sehr in ihn, sich zu vertheidigen, daß er schon kaum entschlossen war, als er von dem Urheber der Medaille ein Schreiben erhielt, worin dieser sein Verfahren zu rechtfertigen, wenigstens durch mehrere ähnliche Beyspiele zu entschuldigen suchte.

Um diese Zeit stiftete Ranci sechs tägliche Messen im Kloster; eine für den gewöhnlichen Gottesdienst, die zweite der heiligen Jungfrau zu Ehren, die dritte für die Verstorbenen, die vierte für den König, die fünfte für die Wohlthäter, und die sechste für die Verfolger und Feinde des Klosters. Außerdem ordnete er noch auf immer ein viertelstündiges Gebet für den König an, das täglich unmittelbar vor der Vesper gehalten wurde. Dadurch widerlegten sich von selbst, drey damals in Umlauf gebrachte Verleumdungen, nämlich: daß man zu la Trappe die h. Jungfrau nicht verehre; daß man gar keine Messen lese, und daß man dem Könige und der Regierung eben nicht geneigt sey, vielmehr heimlich verdächtige Personen hege, und gegen den Staat kabalire.

Die Zahl der Mönche und Layenbrüder hatte so zugenommen, daß das Schlafhaus zu klein war, so daß der Abt sich genöthiget sah, ein neues bauen zu lassen, das im Jahre 1685 fertig wurde. Um durch diese vermehrten Ausgaben die Armen und die Fremden nicht leiden zu lassen, schaffte er Wollstühle an, und ließ Strümpfe, Kamisöler und andre wollene Waaren

zum Verkauf verfertigen. Dieß brachte so viel ein, daß er nun auch das kleine Schlafhaus verlängern, im Krankenhause gegen zwanzig Zellen anlegen, und den hohen Altar verschönern konnte; mehrerer andern Verbesserungen nicht zu gedenken.

Während man mit diesen Bauten beschäftigt war, visitirte der Abt zu Val-Richer das Kloster, fand aber alles in solcher Ordnung, daß er gar keine Verfügungen zu machen nöthig fand, sondern bloß, nach dem Auftrage des Generalkapitels, dem Subprior und dem Kellermeister die Sorge für des Abts Gesundheit zur besondern Pflicht machte.

Im Jahre 1687 kam der Provincial-Visitator, Abt von Mirasville, nach la Trappe, der nahm sich aber eben so, wie seine Vorgänger, denn er fand, daß die Mönche, von denen er jeden besonders sprach, alle mit ihrem Zustande höchst zufrieden waren: wie sehr ihre Freude im Herzen, sich auch in ihrem Gesichte ausdrückte. Er fand daher weiter nichts, als sie zu ermahnen, auf dem erwählten engen Pfade ferner unerschrocken fort zu gehen.

Der sehr hohe und schöne Kirchenbau des Klosters war so baufällig, daß er im Jahre 1688

Der dritte Theil ist auch so beschaffen, obwohl der Inhalt des zweiten Theiles darinn, dasjenige ist, was der Prinz selbst gethan hat, da er noch ein Kind war. Der Prinz hat den Einfällen auch einen Theil eines Lustspiels an, als wenn er sie selbst spielen wollten, machte den Leuten ein gutes Compliment, und sagte: Hier Sie sind! Diese Sie sie sind, die es Ihnen auch die besten Dichter.

Diese glaubt die Einfalten eine Kleine über zu Ehren entfernt sagt, und der Prinz über besonders Gnaden sie Leute ist, so wollte ich auch der Prinz nicht heissen. Die ihre Stiefkinder wollte gerade zu Ehren gehalten, und sie es oft vergessen, wenn der Prinz lesen es sind, als wenn der Lesenden Theil. Auch eine Verrichte unterhält es ich auch ein Thema so oft dem Witz ganz ähnlich.

Da der Prinz an besonders Dingen gelegentlich wollte, so hat er doch seine Einfälle nicht an sich selbst hin ein Ende nehmen, so braucht auch der geschickte Kindergeist die Einfalle gut. Denn ging der Prinz auf so lange, da es Dinge vergessen hat wollen,

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

wenig Glauben hat, daß er damals [illegible] nicht einmal Nachricht davon gab, und erst später, als die Geistlichen eingegangen waren, an ihn schrieb: „Wenn man sich durch ein freiwilliges Gelübde, nach einem Probejahre, verbindlich gemacht hat, so kann man sich über ein zu strenges Leben billig nicht beklagen, noch sich, ohne eine Sünde zu begehen und seine Seligkeit in Gefahr zu setzen, davon wieder befreien. Ich würde mir nothwendig ein Gewissen daraus machen, den Mönchen zu la Trappe die Erlaubniß zu ertheilen, zu einer milderen Lebensart zurück zu kehren, wenn ich nicht von der Rechtmäßigkeit einer Dispensation durch erhebliche Thatsachen überzeugt würde.“

Die Mönche erhielten endlich diese ausgefertigten Bestätigungen und den Inhalt des Schreibens, das der Abt von Citeaux erhalten hatte. Sie schrieben sofort an ihn: [illegible] von Klagen und Beschwerden, [illegible] sie, billig [illegible], [illegible] nach [illegible], [illegible] ihrer [illegible] Eröffnung zu [illegible] zu geben, [illegible] Erneuerung ihrer Gelübde, [illegible] und [illegible], [illegible].

ich gestehen, daß anstatt bey mir einen Zweifel zu erregen, oder in Ansehung des von Ihnen berührten Gegenstandes und meines Betragens dabey, mir den mindesten Scrupel zu machen, ich mich mehr als jemals in meiner Meinung bestärkt fühle, und vollkommen überzeugt bin, hierin den Willen Gottes befolgt zu haben. Mein Gewissen, das ich zu Rath gezogen habe, sagt mir nichts anderes, als daß ich bis an mein Ende dabey bleiben soll, und diesen Entschluß habe ich auch gefaßt. Es thut mir sehr leid, Ihrem Verlangen nicht Genüge leisten, und bey dieser Gelegenheit, wie ich es bey jeder andern thun würde, beweisen zu können, daß ich in Wahrheit und mit vieler Hochachtung bin ꝛc.“

Allen übrigen, die in dieser Angelegenheit an Rancé geschrieben hatten, antwortete er entweder gar nicht, oder mit großer Mäßigung.

Rancé's körperlicher Zustand verschlimmerte sich täglich. Er konnte den rechten Arm und die rechte Hand gar nicht mehr gebrauchen, und er litt beständig heftige Schmerzen. Vom Alter gedrückt, von einer dreyßigjährigen nie unterbrochenen Buße erschöpft, war er nicht mehr im Stande, alle seine Pflichten mit der ehemaligen

Pünkt

Pünktlichkeit zu erfüllen, ob er gleich sonst noch eben die Geisteskräfte, eben den Eifer hatte, und sein Ansehen, seine Achtung, Liebe und Zutrauen bey seinen Untergebenen, statt abzunehmen, täglich wuchs. An den Handarbeiten konnte er nicht mehr Theil nehmen, dem Kapitel nur selten beywohnen, und nicht mehr so oft Ermahnungsreden halten, die seine Mönche zur Buße erweckt, und sie in der Andacht erhalten hatten. Er fürchtete, daß nach und nach eine Erschlaffung entstehen, und der Eifer erkalten möchte, den sein Beyspiel genährt hatte. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, seine Stelle nieder zu legen, um sich als bloßer Mönch im Gehorsam zu üben, und Gott allein zu leben. Er faßte daher den Entschluß, die Abtey in die Hände des Königs zu resigniren, und bey den vielen Beweisen, die ihm dieser von seiner Gnade und seinem Schutze gegeben hatte, zweifelte er nicht, er werde einen Nachfolger ernennen, der auf die genaue Befolgung der von ihm im Kloster la Trappe eingeführten Regel halten würde.

Er zog dieserhalb seine Freunde zu Rath, deren Meinungen bey einer so bedenklichen Sache getheilt waren. Einig. hielten dafür, eine

Veränderung in der Klosterdirection würde eher gefährlich als nützlich seyn; schon der Schatten seines Ansehens werde mehr geachtet werden, als alle Autorität, die ein andrer sich erwerben könne; die Stärke seiner Seelenkräfte, die Gott ihm erhalten habe, machten doch die Hauptsache aus, und mehr als alles übrige; kein Mensch werde sich daran stoßen, wenn er nicht mehr in allen Stücken das Beyspiel gebe, da die offenbare Unmöglichkeit ihn davon loszähle; mancher Mönch sey als solcher ein vortreffliches Subject, der aber keine Fähigkeiten zur Direction habe; das menschliche Herz sey so unerforschlich, daß er, bey aller seiner Einsicht, doch leicht in der Wahl seines Nachfolgers einen Fehlgriff thun könne, den er immer bereuen würde; Ehrenstellen führten eine ganz eigene Versuchung bey sich, und selbst der reinsten Tugend werde es schwer, dieser zu widerstehen; endlich so sey auch zu befürchten, daß zwey Aebte in dem nämlichen Kloster leicht zu einer Spaltung Veranlassung geben dürften, und hieraus Uneinigkeit entstehen möchte, wenn einige Mönche ihm ferner anhingen, die sich an die Leitung eines andern nicht gewöhnen könnten, dagegen es andre mit dem

halten würden, der nun seine Stelle eingenommen hätte.

Rancé hingegen und einige andre seiner Freunde waren der Meinung: Ein Superior sey nur um seiner Stelle willen da, und sobald er nicht mehr im Stande sey, die damit verknüpften Pflichten zu erfüllen, sey er Gewissens halber verbunden, sie aufzugeben. Dieß sey nun gerade in la Trappe der Fall. Hier wären die Mönche gewohnt, ihren Abt immer an der Spitze zu sehen, und eine so harte Lebensart, gegen die sich die Natur beständig auflehne, könne ohne das Beyspiel des Superiors, ohne ununterbrochene Aufsicht, nicht von Dauer seyn. In la Trappe sey es einer der wesentlichsten Puncte, sich in allen Stücken an den Abt zu halten, ihm nicht das mindeste zu verbergen, ihn oft um Anweisung und Rath zu bitten, und bey ihm Trost in ihren Leiden zu suchen; die Schwachen müsse er unterstützen, die Trägen ermuntern, die gar zu Eifrigen zurück halten. Für solche Geschäfte sey ein Kranker nicht gemacht, und müsse darunter erliegen. Sein Zustand halte die Mönche auch oft zurück, ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen, aus Furcht, ihm lästig zu werden. Die-

ſem allen fügte Rancé noch bey, daß er Zeit haben würde, ſeinen Nachfolger zu bilden, ſo daß, wenn es Gott gefallen ſollte, ihn abzurufen, man die Veränderung weniger gewahr werden, und eigentlich bloß eine Verſchiedenheit der Perſonen ſtatt finden würde.

Rancé ſchrieb nun an den König, und bat um ſeine Entlaſſung. Nach Anführung der Bewegungsgründe, fährt er in ſeiner Bittſchrift alſo fort: „Ich würde nicht alles thun, Sire! was Gott von mir fordert, wenn ich Ew. Majeſtät nicht auch vorſtellte, daß wenn ich gleich meine Stelle nicht ganz ſo verſehen habe, wie ich wohl gefollt hätte, Gott dennoch nicht unterlaſſen hat, in dieſem ſeinem Hauſe eine beträchtliche Anzahl von Geiſtlichen zu verſammeln, die, in wahrer Vergeſſenheit aller gegenwärtigen Dinge, und in gläubiger Erwartung der zukünftigen, Gott in der Stille dienen, und deren vornehmſtes Geſchäft iſt, ihre Herzen und Stimmen Tag und Nacht zum Himmel zu erheben, um ihn für die Erhaltung und Segnung Ihrer geheiligten Perſon, den Erfolg Ihrer Waffen, und das Glück des Staats anzuflehen.“

„Ich bin überzeugt, daß wenn Ew. Majeſtät

von der Beschaffenheit des Klosters und den Gesinnungen seiner Bewohner genaue Kenntniß hätten, bey Ihrer Liebe zum Guten, diese einfältigen Seelen, die sich, ohne jemanden zur Last zu fallen, Gott als ein Opfer für die Ruhe und das Heil einer Welt hingeben, der sie nicht mehr angehören, und um die sie sich nicht weiter zu bekümmern gelobt haben, des Schutzes vorzüglich werth halten würde."

„Ich hoffe von Ew. Majestät Gnade und Liebe zur Religion, wovon Sie bey jeder Gelegenheit so herrliche Beweise geben, daß Sie den von mir gefaßten Entschluß zu genehmigen geruhen, und Ihr Angesicht nicht von einer Anstalt abwenden werden, die Sie bisher so günstig angesehen haben, und die ihre Stelle unter den großen, zu Befestigung des Reiches Jesu Christi und zur Erbauung der Kirche, von Ihnen verrichteten Thaten, einnehmen wird. Ich wage es, selbst zu versichern, daß an dem Tage, wo die furchtbare Macht, welche den Ruhm Ihrer Waffen, und die Verherrlichung Ihres Nahmens bis an der Welt Ende verbreitet hat, von Ihnen wird genommen werden, es Ihnen zu keinem geringen Troste gereichen dürfte, sich durch

das inbrünstige Gebet derer bey Gott unterstützt zu wissen, die wegen der Heiligkeit ihres Lebens erhört zu werden verdient haben."

„Bis zum letzten Hauche unsers Lebens, Sire, werden wir Gott bitten, Ew. Majestät mit jeder Gnade und Segen zu überschütten, und daß, wenn Sie nach einer langen Reihe glücklicher Jahre, nach seinem Willen über die Menschen zu gebieten aufhören, er Sie mit seinen Engeln ewig im Himmel regieren lasse." *)

In einer Nachschrift hatte Rancé noch hinzu gefügt: „Ew. Majestät bitte ich um Erlaubniß, noch den Wunsch äußern zu dürfen, daß es mir zu einem großen Troste gereichen würde, wenn ich noch vor meinem Absterben denjenigen kennen lernen könnte, dem Sie die Abtey zu verleihen geruhen wollen."

Rancé schickte diese Vorstellung seinem alten Freunde, dem Erzbischofe von Paris, (Franz von

*) Es ist in der That auffallend, wie ein Mann, der sich die Aufrichtigkeit zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht hatte, solche Schmeicheleien einem Konige sagen konnte, der damals noch das Blut und Vermögen der Unterthanen, seiner Ehrsucht aufopferte, und im offenbaren Ehebruche lebte.

Harlay) zu, um sie dem Könige zu übergeben, und äußerte zugleich, er vertraue der Gnade des Königs, daß er ihm einen Nachfolger geben werde, der die erforderlichen Eigenschaften besitze, das Gute aufrecht zu erhalten, welches durch Gottes Gnade in la Trappe gestiftet worden sey.

Der König las die Vorstellung des Abts, und befahl dem Erzbischofe, Rancé zu melden: Er werde die Sache vor Gott überlegen, und ihm dann wissen lassen, was er zu Erfüllung seiner Wünsche thun könne. Dafür dankte Rancé dem Könige in einem besondern Schreiben, worin er unter andern sagt: „Wir, (nämlich er und seine Mönche,) werden Gott bitten, daß er Ihnen die zu Füßen lege, die so verwegen waren, sich gegen Ew. Majestät aufzulehnen, und sich Ihren Entwürfen zu widersetzen, von denen man behaupten kann, daß sie voll außerordentlicher Weisheit und Gerechtigkeit sind."

Der König ernannte bald darauf den Prior von la Trappe, Dom Zozime, (der zuvor als Weltmann den Nahmen Peter Foisil geführt hatte,) zu seinem Nachfolger, und befahl dem Gesandten zu Rom, die Ausfertigung der Bulle zu bewirken, welche ohne alle Kosten ertheilt

wurde. Dom Zozime ward am 28ſten December 1695 eingeführt, und vom Biſchofe von Seez den 22ſten des folgenden Monats eingeſegnet.

Rancé befolgte nunmehr das Gelübde des Gehorſams nach der Regel des h. Benedicts in ſeinem ganzen Umfange. Da er zu ſchwach war, in das Kapitel zu gehen, ſo ließ er ſich hinein tragen, und warf ſich dann dem Abte mit den Worten zu Füßen: Mein Vater! Ich komme, um Ihnen den Gehorſam anzugeloben, den ich Ihnen als meinem Superior ſchuldig bin, und Sie zu bitten, mich eben ſo, wie den geringſten Ihrer Untergebenen zu behandeln. Der Abt war über eine ſo tiefe Demuth betroffen, und da er Rancé vergeblich bat, aufzuſtehen, ſo knieete auch er nieder, umarmte ihn, und ſagte: Und ich, mein Vater, ich erneuere den Gehorſam, den ich Ihnen bey meinem Eintritt in dieſes Haus angelobt habe, und verſpreche, ihn nie aus den Augen zu ſetzen.

Der ganze Convent ward hierdurch um ſo mehr erbaut, da man vielleicht im Ciſtercienſer-Orden noch kein Beyſpiel hatte, (wenigſtens es doch etwas ganz ungewöhnliches iſt,) daß ein freiwillig abdankender Abt ſeinem Nachfolger ein

Gelübde des Gehorsams ablege. Bey Rancé war dieß keine bloße Zeremonie; er that nichts mehr ohne Erlaubniß, und war hierin äußerst pünktlich. Indessen gestattete ihm der Abt ein für alle Mal, alles zu thun, was ihm gut dünke, wovon Rancé aber keinen Gebrauch machte, sondern sich für jeden einzelnen Fall Erlaubniß erbat.

Eben so wenig war von Seiten des Abts die Erneuerung seiner Verpflichtung, zu gehorchen, ein bloßes Compliment. Er betrachtete Rancé immer als seinen Vater, der ihn Jesu zugeführt hatte, und als seinen Lehrer, dem er der Heiligen Wissen verdankte. Er that nichts ohne sein Vorwissen, fragte ihn in allem um Rath, und befolgte seine Meinung so pünktlich, als es der geringste Mönch nur hätte thun können. Eine zärtliche, aufrichtige Liebe, eine tiefe Verehrung seiner Tugenden, knüpften ihn mit unauflöslichen Banden an seinen Vorgänger.

Weit entfernt, sich die Nachgiebigkeit des Abts zu Nutz zu machen, lehnte Rancé alle Geschäfte von sich ab, und vermied selbst den Schein, sich in irgend etwas zu mischen. Er gab immer zuerst das Beyspiel von der dem Abte

ſchuldigen Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. Erlaubte es irgend ſeine Geſundheit, ſo ging er in das Kapitel, klagte ſich hier wegen ſeiner Verſehen an, bat um Auflegung einer Buße, und that überhaupt alles, was ein bloßer Mönch thun konnte.

Seine Abdankung und ſein Betragen nach derſelben, fanden beym Publicum ſo allgemeinen Beyfall, daß ſeine Feinde und Neider ſelbſt auf eine Zeitlang verſtummten. Der Abt von Ciſteaux gab ihm dieſes in einem Schreiben zu erkennen, mit dem Beyfügen: Jedermann ſey überzeugt, daß er dieſen Schritt bloß aus Demuth gethan habe, und um in der Stille an die Vollendung ſeiner Laufbahn und ſeiner Vervollkommnung zu denken. Der Abt halte indeſſen dafür, daß Rancé, der Entſagung ſeiner Würde ohnerachtet, nicht umhin könne, ſich ſeiner Mitbrüder eben ſo wie zuvor anzunehmen. Dieß befolgte auch Rancé, ſchloß aber von ſeinen Dienſtleiſtungen alles das aus, was auf die Direction des Kloſters einigen Bezug haben konnte, oder ihn gewiſſer Maßen an der Autorität des Abts hätte Theil nehmen laſſen.

Was ſeine auswärtigen Verbindungen be-

trift, so faßte er den Entschluß, sie ganz und gar aufzuheben, und selbst allen Briefwechsel, den mit einigen wenigen vertrauten Freunden ausgenommen, abzubrechen, sich in das Krankenhaus, (das er ohnehin nicht mehr zu verlassen im Stande war,) wie in ein Grab zu verschliessen, und nur noch an Tod und Ewigkeit zu denken.

Es war ihm aber dennoch nicht möglich, an den Angelegenheiten des Klosters keinen Theil mehr zu nehmen. So bald das geringste vorfiel, wendete man sich immer an ihn. Die Mönche, deren Verehrung durch seine Abdankung sich noch vermehrt hatte, konnten seines Trostes und seiner ihnen so ersprießlichen Unterhaltung nicht entbehren. Mit unbegrenztem Vertrauen öffneten sie ihm ihr Herz, und fragten ihn um Rath. Der Abt misbilligte dieß nicht nur nicht, sondern munterte sie auch selbst dazu auf.

Auswärtige konnten sich eben so wenig entschließen, die Verbindung mit ihm aufzugeben. Manche schrieben an ihn, und erbaten sich seine Anweisung, andre kamen zum Theil von weit her, um ihn selbst zu sprechen, und ihn zu Rath zu ziehen. Zwar antwortete er Anfangs nicht,

nahm auch keine Besuche an, doch mußte er endlich nachgeben, da es ihm erleuchtete Männer zu einer Gewissenssache machten. Aber dieß gab seinen Feinden zu neuen Verleumdungen Veranlassung. Sie sagten: Er habe nur von dem lästigen Theile der Abtsstelle sich los gemacht, sich aber den angenehmen und die Unabhängigkeit vorbehalten; er werde sich nie entschließen, das Stillschweigen selbst zu beobachten, das er andern mit solcher Strenge, wovon es kein Beyspiel gebe, auferlegt habe; als er noch Abt gewesen sey, hätte er sich vermöge seiner Stelle davon frey gemacht; was er denn jezt, wo er ein bloßer Mönch, und der Regel wie jeder andre unterworfen sey, für eine solche Ausnahme anführen könne?

Seine Freunde antworteten: Die christliche Liebe, die über die Klosterregel erhaben sey, befreie ihn davon. Ein Mann von solchen Einsichten, der der Kirche so nützlich gewesen sey, und ihr noch jezt große Dienste leisten könne, dürfe nicht wie ein bloßer Mönch betrachtet, und den nämlichen Vorschriften unterworfen werden. Der allgemeine Nutzen müsse einem besondern Gebrauche vorgehen; Rancé's Betragen beruhe

auf dem Urtheile der verständigsten, darüber zu Rath gezogenen, Männer, und auf der ausdrücklichen Erlaubniß, selbst dem Befehle, seiner geistlichen Vorgesetzten. Aber die, Rancé deshalb gemachten, Vorwürfe dauerten dem ohnerachtet fort, obgleich die nämlichen Menschen, die sie ihm machten, damals, als er Briefwechsel und Besuche ablehnte, ihm Schuld gaben: Dieß geschehe bloß, um seine Geistesschwäche zu verbergen, und er entziehe sich den Menschen nur deshalb, weil er sich vor ihnen nicht mehr mit Ehren sehen lassen könne. Auf welche Art sich Rancé dabey benahm, ersieht man aus folgendem Briefe an einen seiner Freunde:

„Schon seit langer Zeit findet man ein Vergnügen daran, Dinge von mir zu sagen, die bloß in der Einbildung einiger übel gesinnten Personen ihren Grund haben. Ich versichere Sie aber, daß dieß meine Ruhe gar nicht stört, und mir nicht die geringste üble Laune verursacht, weder in Ansehung derer, welche dergleichen erfinden, noch derer, die es weiter verbreiten. Ich ziehe im Gegentheil einen bedeutenden Nutzen davon; denn es giebt mir Veranlassung, meinen Feinden zu verzeihen, mich vor den Fehlern zu

hüten, derer ſie mich beſchuldigen, für ſie zu beten, und das Böſe, das ſie von mir ſagen, nicht durch mein Betragen wahr zu machen. In der That giebt es nur Einen Schaden, den ſie mir zufügen könnten, nämlich den: Wenn ſie mir die chriſtliche Liebe raubten; doch dieſes wird ihnen nie gelingen, denn Gott, der ſie in mein Herz gepflanzt hat, wird ſie darin, aller ihrer Bemühungen ohnerachtet, auch bewahren. Und wenn ſelbſt die Hölle und die Erde mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machten, ſo können ſie dennoch gegen die nichts ausrichten, die Jeſus Chriſtus beſchützt. Nach allen den Beweiſen, die er mir von ſeinem Schutze gegeben hat, und noch täglich giebt, darf ich nicht daran zweifeln, zu dieſer Zahl zu gehören. Der h. Auguſtin ſagt hierüber etwas ſehr merkwürdiges, nämlich: daß ſo lange, als der Teufel kein Chriſt wird, diejenigen, welche Chriſto nicht angehören, ſeine Anhänger beſtändig bekriegen werden. Ich habe oft geſagt, und ſage es noch jezt: Wenn es möglich wäre, ſo müßte man ſich Feinde mit Gold erkaufen. Dieſe Geſinnung iſt mir ſchon längſt eigen; ſie iſt mir zu theuer, als daß ich mich darum bringen ſollte, und ich hoffe, ſie mir bis

an mein Ende zu erhalten. Beklagen Sie mich also nicht weiter; denn nach meinen Regeln, welche die des Evangeliums sind, verdiene ich eher Neid als Mitleiden. — Was das Gerede betrift, daß meine Krankheit meine Geisteskraft geschwächt habe, so kann ich Sie versichern, daß diese Leute mich weder selbst gesehen, noch über mich von denen Nachricht eingezogen haben, die um mich sind und mich kennen. Durch die Gnade Gottes haben alle mich betroffene Krankheiten weder mein Herz noch meinen Kopf angegriffen. Ich habe sie aus der Hand Gottes mit völliger Ergebung angenommen, und so nehme ich sie noch jezt an. Was ich vor zwanzig Jahren war, bin ich noch jezt, und wenn es darauf ankäme zu Jesu Christi Ehre zu schreiben, so würde ich es mit eben der Lebhaftigkeit und Freiheit thun, als jemals, denn der Geist ist noch willig, obgleich das Fleisch schwach ist. Glaubt man deshalb, daß meine Seelenkräfte geschwächt seyen, weil ich mich gegen die, welche mich angegriffen, nicht gerührt habe, so irret man sich. Habe ich geschwiegen, so geschah es deshalb, weil ich glaubte, daß Gott es so wollte, so wie, weil ich ein Christ bin, also nicht Böses mit Bösem vergelten darf, son-

dern Gott die Rache anheim stellen, und denen, wo möglich, Gutes erzeigen muß, die mir Böses zuzufügen suchen."

Daß Rancé wirklich seinen Feinden Gutes zu thun suchte, davon zeigen folgende Beyspiele. Einer seiner Freunde bat ihn um ein Empfehlungsschreiben für den Sohn eines Mannes von Stande, der immer sein offenbarer Widersacher gewesen war, und alles angewendet hatte, ihn unglücklich zu machen. Rancé war sogleich willig dazu, und schrieb an seinen Freund so dringend, daß dieser ihm antwortete: Er wisse vielleicht nicht, daß der Empfohlne ein Sohn seines grausamsten Feindes sey? Im Gegentheil, erwiderte Rancé, weiß ich dieß recht gut, und eben deßhalb habe ich so dringend geschrieben. Wäre es für den Vater des Empfohlnen gewesen, so würde ich noch mehr zu thun gesucht haben; denn am Ende betrügt man sich doch, wenn man sich einbildet, ein Christ zu seyn, ohne die Vorschriften des Evangeliums auszuüben.

Ein andrer seiner Freunde äußerte einst im Gespräche, daß in der Rache etwas süßes sey, und er es nicht von sich erhalten könne, seinen Feinden zu vergeben. Rancé sagte ihm alles,

was sich nur dagegen sagen läßt, und unter andern, was schon oben angeführt ist, daß wenn man einsähe, von welchem Nutzen Feinde sind, man sie mit Gold aufwiegen würde. Der Freund gab ihm zwar Recht, meinte aber, er könne nicht Herr über sein Herz werden. Da stand Rancé plötzlich auf, und sagte mit einer Lebhaftigkeit, die sich von einem Kranken, der sich kaum rühren konnte, gar nicht erwarten ließ: Wissen Sie wohl, daß der, welcher Feinde hat, Herr über das Urtheil ist, das Jesus an dem schrecklichen Tage des Gerichts entweder für oder gegen ihn fällen wird? Denn der Mund der Wahrheit, der nie lügen kann, versichert uns: Wer vergiebt, dem soll vergeben werden! Mit einem Worte, es wird uns widerfahren, was wir Andern haben widerfahren lassen, und mit dem nämlichen Maaße gemessen werden, womit Wir Andere gemessen haben.

Rancé's körperliche Beschwerden nahmen immer mehr zu, und er wurde täglich schwächer. Man hielt dafür, daß er schlechterdings Fleischspeisen, welche die Regel den Kranken erlaubt, genießen müsse. Es kostete aber große Mühe, ihn hierzu zu bringen, und hinterher machte er

ſich Vorwürfe darüber, und klagte, daß man ihn wolle unbußfertig ſterben laſſen. Dieſe beſtändige Strenge gegen ſich ſelbſt, ſetzte ſeine Brüder in Verlegenheit, und betrübte ſie; einer unter andern ſagte zu ihm: Er habe in der Kirchengeſchichte ein Beyſpiel gefunden, das alle ſeine Bedenklichkeiten heben könne. Er las ihm hierauf vor: daß als ein Einſiedler, der ein eben ſolches büßendes und erbauliches Leben geführt, und den jeder ſeiner Brüder als ein Muſter von Tugend betrachtet habe, im hohen Alter krank geworden ſey, er einige Erleichterung anzunehmen gezwungen worden, die er bis dahin immer abgelehnt hatte. Da indeſſen ſein Gewiſſen ihn deshalb beunruhigte, ſo verſammelten ſich die verſtändigſten, in der Wüſte lebenden, Väter, um dieſe Schwierigkeit aufzulöſen. Einſtimmig entſchieden ſie, daß wenn der Einſiedler die Erleichterung, wozu man ihn gezwungen, von ſelbſt gewünſcht und ſie ſich ſelbſt verſchafft hätte, er ſicher des Lohns für ſeine vorige Buße verluſtig gehen würde; wenn er ſie aber wider Willen und ungern, bloß durch ſeine Krankheit dazu gezwungen, annehme, ſo werde er ſich den ganzen Verdienſt ſeiner früheren Mühſeligkei-

ten erhalten, und die Belohnung dafür nicht einbüßen.

Rancé's Lebensart im Krankenhause war diese. Er stand Morgens um halb drey Uhr auf, ging zwischen drey und vier Uhr in die Messe, von vier bis halb sechs Uhr widmete er sich dem Gebete, dann hielt er die Prima *). Hierauf wurde ihm die Hand verbunden, welches ihm jedesmal große Schmerzen verursachte, weil seine Nerven ganz bloß lagen. Von sechs Uhr an beantwortete er die eingegangenen Briefe, oder beschäftigte sich auf eine andere nützliche Art bis zur hohen Messe; dann sagte er sein Officium (Stundengebet) her, las im neuen Testamente, und betete für sich bis zur Essenszeit. Nach Tische las er das alte Testament, sprach mit seinen Brüdern, oder mit Fremden, die ihn besuchten, und von drey Uhr an bis zum Abendessen der Mönche, blieb er allein, sah entweder seine Schriften durch, oder arbeitete an neuen. Während der ersten zwey oder drey Jahre seines Aufenthalts im Krankenhause, arbeitete er seine Be-

*) Die erste von den horis canonicis; das erste der Gebete, wozu katholische Geistliche verpflichtet sind.

trachtungen über die Evangelien aus. Nachher nahmen aber seine Schmerzen so zu, und wurden so anhaltend, daß er nichts mehr schreiben konnte, und er brachte nun einen guten Theil seiner Zeit mit Hersagen der Psalmen hin. So verlebte er die letzten fünf bis sechs Jahre seines Lebens, behielt aber dabey bis an seinen Tod, alle Gegenwart des Geistes, Beurtheilungskraft, Sanftmuth und Ruhe des Herzens; doch wurde die letztre noch harten Proben unterworfen. Die erste war, der Tod des Abts, Dom Zozime. Er wurde auf einmal von einem bösartigen Fieber befallen, welches in wenigen Tagen so zunahm, daß man ihn in ein besondres, vom Schlafsaale entferntes, Haus bringen mußte, damit Niemand von ihm angesteckt würde. Man gab ihm einige Layenbrüder zu seiner Pflege, die sich freiwillig dem Tode widmeten. Der fromme Mann fühlte bald, daß sein Tod nahe sey; er empfing die letzten Sacramente, und starb so erbaulich als er gelebt hatte. Dieser Todesfall setzte Rancé in eine neue Verlegenheit. Die Besetzung der Abtey mit einem weltlichen Abte, war durch die letzten beyden Ausnahmen nur aufgeschoben worden, und den König um eine dritte zu bitten,

ſchien deſſen Gerechtſame zu beeinträchtigen. Man konnte allenfalls von der Güte des Königs erwarten, daß er ſich durch Rancé ein Subject vorſchlagen laſſen würde, aber die Wahl würde dieſem ſchwer geworden ſeyn. Zwar fehlte es in la Trappe nicht an trefflichen Männern, die fromm genug waren, um durch ihr Beyſpiel Buße und Disciplin aufrecht zu erhalten; allein die mehrſten waren mehr geeignet geleitet zu werden, als ſelbſt zu leiten, oder ſo demüthig, daß ſie ſchwer zu bewegen geweſen wären, eine Superiorenſtelle anzunehmen. Hierzu kam noch, daß ein Superior das Talent, Vorträge und Ermahnungen zu halten, nothwendig beſitzen mußte. Rancé wußte aber, daß ein ſtetes Stillſchweigen und die Entfernung von kirchlichen Verrichtungen, der Entwickelung dieſes Talents nicht günſtig ſind. Indeſſen mußte doch Rancé für den Fall, daß der König ſein Gutachten fordern ſollte, auf ein Subject bedacht ſeyn. Er nahm daher ſeine Zuflucht zum Gebet, worauf ſeine Wahl auf Dom Franz Armand fiel, der zwar noch nicht lange im Kloſter war, aber zuvor einen Theil ſeines Lebens in einem der ſtrengſten Orden zugebracht, und ſeit der Zeit, daß er ſich in la Trap-

pe aufgehalten, ſich ſo betragen hatte, daß ſich von ihm viel erwarten ließ. Ueberdieß beſaß er die Gabe, ſich gut auszudrücken, und ſeine Ermahnungsreden waren lebhaft und erbaulich. Dom Zozime hatte ihn kurz vor ſeinem Abſterben zum Prior des Kloſters ernannt, und er verſah dieſe Stelle ſo gut, daß man ihn einer höheren für würdig hielt.

Rancé wandte ſich an die Herzogin von Guiſe, und bat ſie, den König zu ſondiren, ob er es wohl genehmigen würde, wenn man ihm einen Mönch aus la Trappe zu Dom Zozime's Nachfolger vorſchlüge? Die Fürſtin übernahm dieſen Auftrag ſehr gern, da ſie für Rancé groſſe Verehrung hatte. Der König ſah wohl ein, wohin dieſe dritte Ernennung führen könne; doch ſeine Frömmigkeit überwog ſein Intereſſe; nur wollte er zuvor wiſſen, wen Rancé vorzuſchlagen gedenke. Als er hörte, Rancé wünſche, daß der Prior Armand Abt werden möchte, ernannte ihn der König dazu. Der Pabſt bewilligte die Beſtätigungsbulle, und der neue Abt ward am 21ſten October 1696 vom Biſchofe von Seez eingeſegnet.

Leider! änderte der nunmehrige Abt, bald nach Antritt ſeiner Stelle, ſein Betragen. Er

bildete ſich ein, eben ſo viel, wo nicht noch mehr, Einſicht und Verdienſte zu beſitzen, als ſein Vorgänger, hatte aber nichts als hohe Ideen und ſonderbare Plane im Kopfe. Gegen Rancé's Gutachten, der der Meinung war, daß man das Kloſter nicht überladen müſſe, nahm er eine groſſe Anzahl von Mönchen auf, und dachte an nichts, als ſich auszubreiten, neue Inſtitute anzulegen, und Colonieen von Trappiſten zu errichten. Daher ſchickte er einige Mönche nach Letztren, ohne ein Privilegium und des Königs Genehmigung vorher nachgeſucht zu haben. Da dieß ganz wider die Verfaſſung des Königreichs war, nach welcher keine ſolche Anſtalt ohne des Königs ausdrückliche Erlaubniß errichtet werden darf, ſo ward er genöthiget, ſeine Mönche zurück zu rufen, und alles wieder in den Stand zu ſetzen, worin er es gefunden hatte.

Statt mit eben der Klugheit und Sanftmuth, als ſein Vorgänger, das Kloſter zu dirigiren, übertrieb er alles ſo ſehr, daß die Mönche ſich genöthiget ſahen, ihre Zuflucht zu dem Viſitator der Provinz zu nehmen, und ihn zu bitten, die Ruhe im Kloſter, und die Verfaſſung auf den nämlichen Fuß herzuſtellen, auf welchen

ſie von Rancé war eingerichtet worden. Die bisherige Disciplin behielt der neue Abt zwar noch bey, doch ließ ſich leicht voraus ſehen, daß er auch dieſe bald abändern würde. In ſeiner Gegenwart, und wenn beſonders auswärtige Fremde dabey waren, begegnete er Rancé höchſt ehrerbietig, ſprach aber in ſeiner Abweſenheit ſehr verächtlich von ihm, gerade als wenn er nur durch Vernichtung des guten Rufs ſeines Vorgängers den ſeinigen hätte gründen können. Ein ſolches Betragen war vielen rechtlichen Leuten zuwider, und ſie machten ihm darüber Vorwürfe. Doch wenn der Eigendünkel ſich erſt des Verſtandes bemächtiget hat, ſo vergißt man leicht ſeine Pflicht; ein Fehler verleitet zu dem andern, und man kömmt nie, oder doch erſt ſpät zur Erkenntniß.

Rancé wurde zu allererſt gewahr, daß er ſich in ſeiner Wahl betrogen hatte. Er vergoß darüber im Stillen häufige Thränen, und war äußerſt beſchämt. Ach! ſagte er: Wie kurzſichtig iſt der menſchliche Verſtand? Wie ſehr betrügt der äußere Schein! Wie ſchwer iſt es, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden! Nur der allein, der die Herzen prüft, kann ſich in der Wahl der

Menſchen nicht trügen! — Beſchämung war es aber nicht allein, was Rancé zu Herzen ging, ſondern viel mehr noch die Furcht vor den Folgen ſeiner üblen Wahl, da die Zukunft ihm nichts als widrige Ausſichten zeigte. Er litt dadurch um ſo mehr, da er ſich Niemanden zu entdecken wagte, und es auf Erden keinen Troſt für ihn gab. Jezt waren auf dieſe Art die Leiden ſeines Körpers und ſeines Geiſtes gleich empfindlich, und es blieb ihm nichts übrig, als allein ſeine Zuflucht zu Gott zu nehmen, und ſich mit Chriſto zu tröſten, der auch leiden mußte, um in ſeine Herrlichkeit einzugehen.

Es fielen ſo manche Dinge vor, die den neuen Abt dergeſtalt demüthigten und verwirrten, daß er ſelbſt fand, es werde wohl für ihn das beſte ſeyn, auf ſeine Stelle Verzicht zu thun. Rancé war ſehr betroffen, als jener ſich gegen ihn in dieſer Art erklärte, und glaubte, hierin den Finger Gottes zu erkennen. Er billigte den Vorſatz des neuen Abts, ſagte ihm aber zugleich, er möchte erſt die Sache vor Gott überlegen, den auch Rancé ſelbſt bitten wolle, ſeinen Willen kund zu thun. Nach Verlauf der Zeit, die beide mit einander verabredet hatten, ſagte der Abt

zu Rancé's Alles wohl überlegt, glaube er nichts beſſeres thun zu können, als wenn er ſeinen Abſchied nehme. Zugleich übergab er das dieſerhalb aufgeſetzte Geſuch, mit der Bitte, es dem Erzbiſchofe von Paris zuzuſchicken, damit dieſer es dem Könige vorlegen, und Rancé es mit einem Schreiben begleiten möchte. Rancé verſprach dieſes, und das Abſchiedsgeſuch ging nach Paris ab.

So ſehr man auch bemüht war, die Sache bis dahin, daß der König einen Nachfolger ernannt haben würde, geheim zu halten, ſo verbreitete ſich dennoch im Publicum bald das Gerücht davon. Die mehrſten Menſchen wußten nichts von den Urſachen, welche den Abt zu Niederlegung ſeiner Stelle bewogen, und dieſe legten ihm die größten Lobſprüche bey. Armand's Freunden, die eben ſo wenig ſeine Bewegungsgründe kannten, mißfiel hingegen dieſer Schritt. Sie glaubten, ein unüberlegter Eifer, eine übel verſtandene Frömmigkeit, habe ihn dazu bewogen, und in dieſer Vorausſetzung ſchrieben ſie an ihn, um ihn zu bewegen, ſein Geſuch zurück zu nehmen, wobey ſie ihm zugleich die Verſicherung ertheilten, daß ſie, im Fall er es genehmige, ſich

bemühen würden, deſſen Rückgabe zu bewirken. Rancé erfuhr etwas von dieſen Briefen, konnte ſich aber, da er die wahren Urſachen von Armand's Entſchluſſe kannte, nicht vorſtellen, daß es dieſen gereuen würde, recht gethan zu haben; aber ſelbſt in dieſem Falle, glaubte er, würde jener einſehen, daß ſeine Reue vergeblich ſey. Indeſſen hörte Rancé einige Zeit darauf, daß die Briefe und Vorſchläge ſeiner Freunde auf den neuen Abt nicht nur Eindruck gemacht hätten, ſondern, daß dieſer auch entſchloſſen ſey, die Rückgabe ſeines Abſchiedsgeſuches um jeden Preis zu bewirken. Rancé hielt es aber nicht für wahrſcheinlich, daß ſich Armand in eine ſolche neue, noch größere Verlegenheit ſetzen würde. Doch dieſer kam zu ihm, mit der Bitte, ſein Abſchiedsgeſuch zurück zu verlangen, weil alle ſeine Freunde dieſen Schritt getadelt, ſogar ihm Leichtſinn und Geiſtesſchwäche vorgeworfen hätten. Die nachtheiligen Urtheile über ſein Benehmen, würden ſelbſt auf Rancé in ſo fern zurück fallen, weil er ihn zu Dom Zozime's Nachfolger erwählt habe, und, wie man ſchon jetzt ſage, er ſein Geſuch nicht gebilligt haben würde, wenn ihm ſeine Wahl nicht gereuet hätte. Noch ſey es Zeit,

seine Uebereilung wieder gut zu machen, denn er wisse von guter Hand, daß die Reise des Hofes nach Compiegne, den Erzbischof verhindert habe, mit dem Könige wegen seiner Verabschiedung zu sprechen, und wenn Rancé darum bitte, würde man ihm gewiß sein durch ihn überschicktes Gesuch sogleich zurück senden.

Dieser Antrag überraschte und betrübte den alten Abt, denn er übersah gleich die Folgen davon, und welche Weitläuftigkeiten er sich zuziehen würde, er mochte ihn ablehnen, oder annehmen. Doch gewohnt, bloß das zu thun, was recht ist, antwortete er darauf: Statt daß sein Abschiedsgesuch ihm im Publicum den geringsten Schaden gethan haben sollte, sey es ihm vielmehr höchst ehrenhaft gewesen; denn da man die Veranlassung dazu nicht gewußt, so habe man es als eine Handlung ausnehmender Tugend betrachet. Er wisse ja selbst, wie viele Glückwünsche er deßhalb erhalten habe. Einen so erbaulichen Entschluß bereuen, würde in der That einen Leichtsinn und eine Geistesschwäche verrathen, die sich nicht entschuldigen ließen. Er wundre sich, daß er für seinen Ruf so sehr besorgt sey, er, der bloß deßhalb nach la Trappe gekommen wä-

re, um der Welt abzusterben, ihr Urtheil zu verachten, und sich ganz der Demuth zu ergeben, die hier im Gange sey. Er bitte ihn daher, daß er doch ja einen jeden Gedanken, die Abtsstelle ferner beyzubehalten, als eine starke und gefährliche Versuchung betrachten möchte.

Das alles machte aber auf den Abt keinen Eindruck, sondern er bestand darauf, Rancé solle sein Gesuch zurück verlangen. Dieser stellte ihm nun die Gründe vor, die ihn bewogen hatten, eine Stelle aufzugeben, welcher er selbst sich für unwürdig gehalten; daß Niemand ihm seinen Entschluß an die Hand gegeben, sondern er solchen aus eigenem Antriebe gefaßt, und auf Rancé's Bitte ihn erst noch weiter erwogen; daß er nach Verlauf des verabredeten Termins, seine Erklärung wiederholt, und verlangt habe, sein Gesuch abgehen zu lassen und mit seinem Vorworte zu unterstützen; daß aller angewandten Vorsicht ohnerachtet, die Sache öffentlich bekannt geworden sey, und Rancé nicht begreife, wie er jezt eine Reue empfinden könne, die ihn nothwendig beschämen müsse.

Dem ohnerachter hörte Armand nicht auf, noch immer in Rancé zu dringen, seiner Bitte

nach zu geben, und ſtellte ihm vor, was für Folgen eine ſo eigenſinnige Verweigerung haben würde. Er werde um ſo weniger irgend etwas thun, was wider ſein Gewiſſen laufe, da er auf dem Punkt ſtehe, vor Jeſu Chriſti Richterſtuhle zu erſcheinen. Armand ſah nun wohl, daß von dieſer Seite nichts mehr für ihn zu hoffen ſey, und ſo verließ er Rancé entſchloſſen, nichts unverſucht zu laſſen, um ſeinen Zweck zu erreichen.

So bald Rancé allein war, bat er Gott, daß er Armands Herz lenken, und zu den frühern Geſinnungen zurück führen möchte. Als er noch über dieſen Gegenſtand in Nachdenken vertieft war, kamen zwey Mönche, (faſt die einzigen, die der neue Abt hatte gewinnen können,) zu ihm, und ſtellten ihm die nachtheiligen Folgen vor, die ſeine beharrliche Weigerung nach ſich ziehen würde. Sie ſagten: Der Abt ſey entſchloſſen, die Zurückgabe des Abſchiedegeſuchs auch wider Rancé's Willen zu bewirken, und wahrſcheinlich werde man ſie ihm nicht verweigern. Dieſer Zwieſpalt würde dem guten Rufe von la Trappe einen unerſetzlichen Schaden zufügen; denn man würde nach der Veranlaſſung

forſchen, und daraus eine Menge Mißverſtändniſſe entſtehen, ſo daß ſtatt des von Rancé geſtifteten Friedens, den er bis hieher ſo ſorgfältig erhalten habe, Hader und Zwietracht die Disciplin untergraben möchten, und er zu ſeinem Leidweſen noch bey ſeinem Leben ein Werk einſtürzen ſehen würde, das ihm ſo viel gekoſtet, und die Kirche ſo ſehr erbaut habe. Alles dieſes könne aber vermieden werden, wenn er dem Abte das gewähre, was er ſo ſehnlich wünſche.

Rancé antwortete: Dom Armand müßte von ſeiner Freundſchaft zu ſehr überzeugt ſeyn, als daß er nöthig hätte, ſich durch Mittelsperſonen bey ihm zu verwenden; was er ihm ſelbſt abgeſchlagen habe, werde er keinem andern zugeſtehen. Rancé werde nie etwas thun, was die Ruhe und das gute Vernehmen, welche unter ihnen herrſchen ſollten, ſtören könnte. La Trappe ſey das Werk Gottes, der es alles Widerſtrebens der Menſchen und der Wuth des Satans ohnerachtet, aufrecht zu erhalten wiſſen würde. Er würde dem Abte gern gefällig ſeyn, aber das, was er von ihm verlange, ſey gegen ſein Gewiſſen, und es ſey unerlaubt, ſich ſelbſt Böſes zuzufügen, um andre zu hindern, Böſes zu thun.

Dieſe Antwort überbrachten die Mönche dem Abte, der nun auf ein andres Mittel verfiel, ſeinen Zweck zu erreichen. Da ihm bekannt war, daß Rancé ſich die Liebe ſeiner Feinde zum Geſetz gemacht hatte, und ihnen wohl zu thun ſuchte, ſo viel er nur konnte, ſo glaubte Armand, wenn er ihm allen möglichen Verdruß verurſachte, ſo würde Rancé ſich Gewiſſens halber verbunden halten, ihm ſeinen Willen zu thun. Von nun an ward Rancé, den Krankheit des Körpers und Betrübniß der Seele gleich ſehr drückten, im Krankenhauſe faſt ganz ſich ſelbſt überlaſſen. Die Erleichterungen, die man ihm verſchaffen mußte, die Speiſen, die man ihm aufzwang, wurden von Armand mit ſeiner Parthey bekrittelt. Er und ſeine Freunde wurden verfolgt; es war faſt nicht mehr erlaubt, ihn zu beſuchen; die, welche Anhänglichkeit und Achtung für ihn zeigten, wurden verdächtig, und man ſuchte, ſie von ihm zu entfernen. Der neue Abt ſprach von dem alten verächtlich, erklärte ihn für kindiſch, und meinte, es ſey mit ihm weiter nichts anzufangen, als ihn einzuſperren.

Endlich kam es dahin, daß auch das Publicum dieß erfuhr. Rancé's Freunde geriethen darüber

rüber in Unruhe; einige ſchrieben an ihn, andre kamen nach la Trappe, um von ihm ſelbſt zu hören, was an der Sache ſey. Er hätte dieß nur ſagen dürfen, um gegen den Abt Abſcheu zu erregen; allein zu leiden und gedemüthiget zu werden, war ihm zu lieb, als daß er hierdurch dieſem Zuſtande hätte ein Ende machen ſollen. Daher war ſeine Antwort: daß er mit dem Abte zufrieden ſey; daß er beſſer behandelt werde, als er verdiene. Indeſſen erfuhr man doch durch einige, zu la Trappe ſich aufhaltende, Perſonen die Wahrheit, und bekam einige vom Abte an Rancé in einem rauhen Tone geſchriebene Billets in die Hände.

Als Armand glaubte, er habe nun den Punct erreicht, wo Rancé geneigter ſeyn würde, ihm gefällig zu ſeyn, ließ er ihm von neuem den Vorſchlag thun, ſich mit ihm wegen der Rückgabe ſeines Abſchiedsgeſuchs zu vereinigen. Doch Rancé, der die Gerechtigkeit mehr noch als ſeine Feinde und Verfolger liebte, konnte ſich hierzu nicht entſchließen. Armand erſann nunmehr einen neuen Ausweg. Er ging ſelbſt zu Rancé, und ſagte: da er es nicht rathſam finde, ſich für die Zurückſendung ſeines Geſuchs zu verwenden, ſo

wolle er auch nicht weiter daran denken: aber um zu verhindern, daß seine Feinde nicht länger seinen guten Ruf zu schmälern suchten, bäte er, ihm über sein Betragen ein Zeugniß auszustellen, um dieses gelegentlich den üblen Urtheilen, die man über ihn fälle, entgegen setzen zu können.

Anfangs machte Rancé Schwierigkeiten, es zu ertheilen, weil er nachtheilige Folgen davon voraus sah; der Abt aber drohete, wenn er ihm auch dieß versage, es auf das äußerste ankommen zu lassen, und so gab Rancé, der ohnehin seinen Feinden gern gefällig war, nicht nur nach, sondern stellte es auch in ehrenhaften Ausdrücken aus, und Armand glaubte nun, daß dieses Zeugniß die Stelle von Rancé's Einwilligung in die Rückgabe des Abschiedsgesuchs vertreten könne. In der That läßt sich schwer begreifen, wie Rancé sich zu dessen Ertheilung entschließen konnte. Da seine Freunde gleich die üblen Folgen befürchteten, die es nach sich ziehen konnte, so meldeten sie einigen Personen von Stande, auf deren Vorsicht und Verschwiegenheit man sich verlassen konnte, die wahren Ursachen, welche den Abt bewogen hatten, um seine Verabschiedung anzuhalten. Hierdurch wollten sie ver-

hindern, daß Armand von dem erhaltenen Zeugnisse keinen Vortheil ziehen möchte.

Die Freunde, welche Rancé zu Paris und am Hofe hatte, wußten nicht, was sie von dem vortheilhaften Zeugnisse denken sollten, das er Armand gegeben hatte, und verlangten daher von ihm Auskunft darüber. Er antwortete: daß er durch Umstände dazu veranlaßt worden sey, die jeden andern, der sich in der nämlichen Lage befunden hätte, eben so gut dazu vermocht haben würden. Er habe den Abt nicht zur Verzweiflung treiben, und den damit gewöhnlichen Folgen aussetzen wollen. Vielleicht habe er gegen die Klugheit gehandelt, aber eine Seele zu retten, sey so viel werth, daß es nur wenige Dinge gebe, die man nicht thun dürfe, um ihren Verlust zu verhüten. Uebrigens habe er bey Ertheilung des Attestes auf Armands gute Seite Rücksicht genommen. Mit dieser Antwort waren Rancé's Freunde keinesweges zufrieden, sondern hielten dafür, daß er sich durch sein gutes Herz, und seine Neigung, seinen Feinden Gutes zu thun, zu weit habe führen lassen.

Armand reisete, mit seinem Zeugnisse in der Tasche, nach Fontainebleau, wo sich der Hof

damals befand. Er nahm die Verwendung aller ſeiner Freunde in Anſpruch, um ſich bey ſeiner Stelle zu erhalten. Er gab vor, daß er nur deßhalb um ſeinen Abſchied gebeten, weil man ihm geſagt habe, der König ſey, wegen des Vorganges in Lettene, unzufrieden mit ihm. Alle Mönche in la Trappe wünſchten ihn zum Abt, und ſelbſt Rancé halte ihn dieſer Stelle für würdig, wie das ihm ertheilte Zeugniß beweiſe. Jezt ſey er ſo hinfällig und von ſolcher Geiſtesſchwäche, daß er nicht ſelbſt mehr denken und ſchreiben könne, und der Secretair, deſſen er ſich bediene, ſchreibe in ſeinem Nahmen oft gerade das Gegentheil von dem, was ihm aufgetragen worden. Uebrigens ſey er den Janſeniſten ergeben, deren Geſinnungen er heimlich befolge, und die unter ſeinem Nahmen in la Trappe zu herrſchen gewohnt, und deshalb Armands Feinde wären, weil er es nicht mit ihnen halten, und ſich von ihnen nicht ſo, wie der vorige Abt, leiten laſſen wolle. Seine Feſtigkeit ſtehe ihnen nicht an, und dieß ſey der einzige Grund, warum ſie ihn zu verdrängen ſuchten, um Jemanden an ſeine Stelle zu bringen, über den ſie nach Gefallen ſchalten könnten.

Nicht damit zufrieden, eine Beſchuldigung zu erneuern, die Rancé ſchon ſo oft widerlegt hatte, brachte er ſie auch bey dem Jeſuiten, Pater Lucas, an, und ſuchte alles hervor, was ihr nur einen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit geben konnte. Aber Gott fügte es ſo, daß er dieſe Anklage hernach ſchriftlich widerrief, wodurch er ſeinen Ruf vollends zu Grunde richtete.

Rancé's Freunde übernahmen ſeine Vertheidigung. Daß er Armand zu der Abtesſtelle nicht für tauglich halte, ſagten ſie, davon ſey das der beſte Beweis, daß er ſich in ſeinem Gewiſſen für verbunden gehalten, nichts zur Zurückgabe ſeines Demiſſionsgeſuchs beyzutragen. Es ſey eine grobe Verleumdung, daß er ſich von den Janſeniſten regieren laſſe; vom Gegentheile habe er Beweiſe genug gegeben, und was das Zeugniß betreffe, ſo wiſſe Armand, durch welche Mittel er es erſchlichen habe, daher er ſich deſſen eher ſchämen, als es zu ſeinem Vortheile zu nutzen ſuchen ſollte; denn die Urſachen ſeiner Abdankung beſtünden noch immer, und wolle er ſich ſelber Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo würde er nicht auf Beybehaltung einer Stelle beſtehen, welcher er ſelbſt ſich nicht werth gehalten habe.

Der Beichtvater des Königs, Pater de la Chaise, war bey so entgegen gesetzten Meinungen zweifelhaft, was er von der Sache denken solle. Um sich von der Wahrheit zu unterrichten und dem Könige einen gründlichen Vortrag halten zu können, schickte er einen Vertrauten nach la Trappe, mit der Anweisung, sich gerade an den ehemaligen Abt zu wenden, damit er sich überzeuge, ob das, was man von dessen Geistesschwäche sage, gegründet sey, und seine Meinung über den vorliegenden Gegenstand sich schriftlich von ihm geben zu lassen.

Als dieser Bevollmächtigte nach la Trappe kam, wunderte er sich sehr, Rancé bey dem hellen Verstande zu finden, den man immer an ihm bewundert hatte, und seine Manieren, wodurch er so viele Herzen gewonnen, höflich und einschmeichelnd. Nach einer langen Unterhaltung über den Gegenstand der Sendung, ließ Rancé sein Gutachten aufsetzen, es hernach vorlesen und dann versiegeln. Als er es dem Bevollmächtigten übergab, sagte er: Sie können versichern, daß dieß meine wahre Meinung ist, und daß sie mir von Niemanden an die Hand gegeben worden. Das Gutachten war Armand nicht günstig,

und ſo nahm der König deſſen unbedingte Abdankung an, und ernannte zu ſeinem Nachfolger einen Mönch zu la Trappe, Dom Jacob de la Cour. *) So bald die Beſtallung ausgefertiget war, wurde jemand damit nach Rom geſchickt, um die Beſtätigungsbulle des Pabſtes nachzuſuchen.

Bey dieſer Gelegenheit zeigte es ſich, wie ſehr Rancé zu Rom geſchätzt wurde; denn der abgeſchickte Kloſterbruder, der ſich ſonſt durch nichts auszeichnete, ward vom Pabſte und von den Cardinälen mit einer an dieſem Hofe ſonſt nicht gewöhnlichen Auszeichnung aufgenommen,

---

*) Rancé lebte nach Ernennung dieſes Abts kein volles Jahr mehr. Man wird aus dem folgenden erſehen, daß de la Cour bis zu Rancé's Tode, in deſſen Fußſtapfen trat; allein aus einer Lebensbeſchreibung des Dom le Nain, (des nämlichen, der Rancé's Biographie geſchrieben hat,) ergiebt ſich, daß dieſer Abt, ſo bald Rancé todt war, weder ſeines Vorgängers Abſichten noch Grundſätze befolgte, ſich bloß mit den zeitlichen Gütern des Kloſters beſchäftigte, (deſſen Einkünfte er verſchwendete) und ſich um die geiſtlichen Angelegenheiten nicht bekümmerte, daher auch die alte Disciplin in Verfall gerieth. (S. Journal des Sçavans, Août, 1715.) A. d. H.

und die Bulle für den neuen Abt gratis ausgefertiget. Der Official von Seez kam darauf nach la Trappe, um ihn einzuführen. Zwey von den Mönchen aber, die den Abt Armand gern behalten wollten, widersetzten sich de la Cour's Besitznehmung. Dieß bewog Rancé, so krank er auch war, sich in das Kapitel tragen zu lassen. Hier sprach er mit Eifer, Festigkeit, und der ihm eigenen Würde, aber so schonend und zurückhaltend, daß ihm kein Wort entfuhr, welches Armands Ehre irgend hätte nachtheilig werden können. Der Official von Seez vereinigte sich mit ihm, und stellte der Versammlung vor: dergleichen Einsprüche müßten bey der römischen Curie vor Ausfertigung der Bullen geschehen; da man diese Formalität nicht beobachtet, und sich nicht darum bekümmert habe, ob ein hinterher eingelegter Widerspruch gültig oder ungültig sey, so sey man auch berechtiget, in der Verhandlung fortzufahren. Er setzte also den neuen Abt wirklich in Besitz, und der Bischof von Seez segnete ihn am 22sten Jun. 1699 ein.

Dieser Vorfall machte Rancé's Feinden viele Freude; jezt, glaubten sie, der Augenblick des Umsturzes der Verfassung von la Trappe sey er-

ſchienen; worin ſie ſich aber ſehr irrten. Sie hat ferner beſtanden, und der König, gegen ſein eigenes Intereſſe, immer einen regulirten, in der Disciplin von la Trappe erzogenen Abt ernannt. Von der großen Anzahl Mönche im Kloſter, hatte Armand nur drey auf ſeine Seite bringen können; alle übrige bekümmerten ſich bloß um die Erfüllung ihrer Pflicht, ſahen die Verabſchiedung des einen Abts, und die Einſetzung eines andern, ruhig mit an, und keiner von ihnen fragte nach der Urſache davon. Sie waren Zeugen von dem Einſpruche gegen die Beſitznahme des neuen Abts, ohne ſo viel Neugierde zu haben, ſich nach den Bewegungsgründen zu erkundigen.

Da Armand und die drey Mönche, welche ſeine Parthey genommen hatten, zu la Trappe nicht füglich bleiben konnten, ſo gingen ſie in andre Ciſtercienſerklöſter. Dadurch kam Rancé wieder in die nämliche Lage, worin er ſich unter dem Abte Dom Zozime befunden hatte. Armands Nachfolger machte es ſich zur Pflicht, ihm ehrerbietig zu begegnen, und nichts ohne ſeine Theilnahme vorzunehmen. Für Rancé's perſönliche Bedürfniſſe trug er die äußerſte Sorge, und hielt mit Eifer und Pünktlichkeit auf die Befolgung

der Klosterregel. Im Grunde mischte sich Rancé nicht mehr in die Direction des Klosters, doch wurden seine Grundsätze und Einsichten, selbst in den kleinsten Dingen befolgt. Es machte dem neuen Abte die größte Freude, wenn seine Mönche sich an Rancé wendeten, um bey ihm Rath oder Trost zu suchen, er selbst betrug sich gegen ihn, wie ein Sohn gegen seinen Vater; sie waren nur Ein Herz und eine Seele.

Es ist schon oben gesagt worden, daß das an Rancé's linker Hand entstandene Geschwür aufgeschnitten werden mußte. Der Krankheitsstoff warf sich aber hernach auf den rechten Arm, und dann auf die rechte Hand, wodurch alle Muskeln, Nerven und Gelenke angefressen wurden, und eine Geschwulst entstand, welche die Hand drey bis vier Mal größer machte. Tag und Nacht litt er unaussprechliche Schmerzen, verbunden mit Schlaflosigkeit und Erschöpfung aller Kräfte, so wie mit Eckel vor allen Speisen; nur mit dem größten Widerwillen und mit Beängstigung konnte er etwas genießen. Hierzu kamen noch öftere Krämpfe, heftige Zahnschmerzen, und ein Husten, der seine Schmerzen verdoppelte. Das Liegen konnte er nicht anhaltend

ertragen, daher er von Morgens zwey Uhr, bis Abends um sieben, auf einem Strohstuhle saß, ohne daß er sich fast zu rühren wagte. Bey dem allen blieb sein Kopf frey, sein Herz ruhig und sanft. Nie ward er verdrießlich oder ungeduldig. Selbst unter den heftigsten Schmerzen beschäftigte er sich mit Gott, oder mit den Bedürfnissen seiner Brüder. Jeden, der ihn besuchte, empfing er mit heiterer Miene; nie vergaß er, was der Wohlstand erfordert, und immer war er auf das bedacht, was seinen Brüdern Freude machen konnte. Sprach er ja von seinen Leiden, so geschah es nur, um sie zu verkleinern. Den leidigen Trost, bedauert zu werden, suchte er nicht. Wurden die Umstehenden an der Veränderung seines Gesichts gewahr, wie sehr er litt, so ersuchte er sie bloß, Gott zu bitten, daß er ihm die nöthige Geduld verleihe.

Waren noch andre Kranke im Krankenhause, so ließ er sich selbst dann zu ihnen tragen, wenn er auch kränker war als sie. Er tröstete, er stärkte, er ermunterte sie zur Geduld, und verließ sie nicht eher, als bis ein seliger Tod sie in einen Zustand versetzt hatte, wo nichts mehr für sie zu fürchten war. Die Kranken hingegen freue-

ten ſich über ſeine Beſuche ſo, daß ſie ihre Schmerzen darüber vergaßen. Es hat Fälle gegeben, daß der Kranke ſchon Beſinnung und Sprache verloren hatte, beides aber wieder bekam, wenn er Rancé's Stimme hörte. Er war von den Mönchen und Laienbrüdern gleich ſehr geliebt, wie er denn den Stand der letztern ſo ſehr liebte, daß er oft ſagte: Wenn es von ihm abgehangen hätte, ſo würde er ein Laienbruder geworden ſeyn. Wundern Sie ſich darüber nicht; (ſetzte er hinzu,) denn ſeit Jeſus geſagt hat, er ſey nicht gekommen, um ſich dienen zu laſſen, ſondern, um andern zu dienen, giebt es keinen Stand, der für das Heil der Seele ſicherer und zuträglicher wäre, als den dienenden.

Da er nicht ſelten zur Unzeit von ſeinen Brüdern beſucht wurde, und dann außer Stande war, ſie zu unterhalten, oder ihnen irgend nützlich zu werden, ſo ſuchte er dem zuvor zu kommen, und dictirte ein Schreiben an ſie, das er dem Abte mit der Bitte zuſtellte, es im Kapitel vorleſen zu laſſen. Es iſt zu characteriſtiſch, als daß man es hier nicht mittheilen ſollte.

„Gott allein weiß, (ſagt er) wie ſehr ich mich freue, Euch, meine Brüder, bey mir zu

ſehen, und mich mit Euch über Dinge, die Eure Seligkeit betreffen, zu unterhalten. Denn nichts liegt mir mehr am Herzen, als mit Euch über die Wahrheiten und Grundſätze der Heiligen zu ſprechen, nach welchen Ihr Euer Leben einzurichten verbunden ſeyd. Es gereicht mir zum Troſte, daß ich dieß bisher ſowohl öffentlich als privatim gethan habe, ſo weit es mir möglich war; allein, wenn gleich die nämliche Geſinnung mein Herz jezt mehr als jemals belebt, ſo bin ich doch gezwungen, euch zu ſagen, daß der Zuſtand, worin ich mich befinde, mir nicht, wie ich wohl wünſchte, dieſer Leidenſchaft zu genügen erlaubt. Ich bediene mich dieſes Worts, um dadurch die Heftigkeit meines Verlangens auszudrücken. Scheint meine Krankheit gleich nicht ſo groß zu ſeyn, als ſie wirklich iſt, ſo verurſacht ſie mir doch ſo heftige Schmerzen, daß ich weder bey Nacht noch bey Tage ſchlafen kann. So bringe ich denn meine Zeit ſchlaflos und beſtändig leidend zu, und die Tage ſind darin den Nächten ſo ähnlich, daß ich mich ſo erſchöpft und matt fühle, oft nicht zwanzig an einander hangende Worte ſprechen zu können, ohne eine Anwandlung von Ohnmacht zu fühlen. Dieß zwinge

mich, um nicht in noch unangenehmere Verhältnisse zu gerathen, denen nicht mehr abzuhelfen stehen würde, Euch zu bitten, statt künftig mich nach bloß zufälliger Willkühr zu besuchen, und zu einer Zeit, wo ich außer Stande seyn möchte, Euch recht zu verstehen, (wie mir dieses denn zuweilen begegnet, wenn mich gleich meine Gefälligkeit gegen Euch abhält, mir es merken zu lassen,) lieber der, welcher mir einen Besuch zugedacht hat, mir es durch den Bruder Maur wissen lassen möge, durch welchen ich ihm sodann Tag und Stunde bestimmen werde, wo ich ihn anhören und sprechen kann."

„Betet zu Gott für mich, meine Brüder! Bittet ihn, daß er mir, wenn ich Euch noch in irgend etwas nützlich seyn kann, um Eurer willen Gesundheit und Kräfte wieder gebe, um die mir obliegenden Pflichten erfüllen zu können; wo nicht: daß er mich hinweg nehme von dieser Welt, wo ich nur noch durch das weichliche Leben, das ich führe, ein Aergerniß gebe, und daß er mein Trauren darüber, daß ich vom Wege der Buße, für den er mir von dem Augenblicke an, wo ich mich seinem Dienste widmete, eine so aufrichtige Liebe eingeflößt hat, abgekommen

bin, abkürzen, und meine Tage in Frieden, in Geduld und gänzlicher Ergebung in seinen Willen, endigen, und mich mit denen von unsern Brüdern vereinigen möge, deren glückliches Ende uns mit vollem Grunde annehmen läßt, daß er ihre Treue und ihre Beharrlichkeit, womit sie die ganze Härte der freiwillig sich aufgelegten Buße bis an ihren Tod ertragen haben, belohnt, und ihnen die Herrlichkeit und den Frieden seiner Heiligen, verliehen habe. Diese wünsche ich auch Euch, meine Brüder, mit eben dem Verlangen, womit ich sie mir selbst wünsche."

Von nun an war Rancé auf weiter nichts mehr bedacht, als sich zum Tode zu bereiten, den er immer vor Augen hatte, und der gewöhnlich den Gegenstand der Unterhaltung mit seinen Brüdern und Freunden ausmachte. Die Zeit seiner Auflösung nahete heran. Der Krankheitsstoff hatte sich von der Hand auf die Brust geworfen, und veranlaßte einen heftigen Husten und Beklemmung. Es gesellte sich ein Fieber dazu, und die Materie, die er auswarf, ward so beizend, daß sie Mund und Kehle wund machte, die Zunge entzündete, so daß sie sich abschälte. Ohne die größten Schmerzen konnte er nichts mehr genies-

ſen. Als nach einiger Zeit dieſe Zufälle etwas nachließen, beſuchte ihn einer der Mönche, der ſeine Thränen nicht zurück halten konnte. Rancé faßte ihn liebevoll bey der Hand, und ſagte: Ach! mein Bruder! Trocknet Eure Thränen; wir müſſen uns doch endlich trennen, und Gottes Wille geſchehe. Wir ſind nur auf der Welt, um ſie auf kurze Zeit auszufüllen; wir werden nur geboren, um zu ſterben. Seit die Sünde in die Welt gekommen iſt, folgte ihr der Tod als ihre Strafe, zu der wir ſchon vor unſrer Geburt verurtheilt ſind. Bey dem allen verlaſſe ich Euch doch nicht auf lange Zeit; ich gehe Euch nur voran, und wir werden uns einſt vereinigen, um uns nie wieder zu trennen. — Statt daß dieſe Worte den Mönch hätten beruhigen ſollen, antwortete er mit Schluchzen: O! mein Vater! Muß ich mich darin ergeben, Sie zu verlaſſen! Rancé verbarg es, wie ſehr er ſelbſt gerührt war, und ſagte: Mein Bruder! Man muß nicht trauren, wie die, welche keinen Glauben, und nach dieſem Leben nichts beſſeres zu hoffen haben. Wir ſind Kinder der Heiligen. Wenn Ihr mich wahrhaft liebt, ſo werdet Ihr Euch freuen, daß ich von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens befreit

werde,

werde, und hingehe, um das reine Glück zu genießen, das Jeſus Chriſtus uns durch ſein Blut erworben hat, und ich von ſeiner Barmherzigkeit hoffe; denn wodurch wären wir, es zu verdienen, irgend im Stande? Der Mönch bat ihn nun noch um Belehrung über ſein Verhalten. Seyd Gott getreu, ſagte Rancé, und haltet alles treulich, was ihr ihm angelobt habt, dann wird er Euch nicht verlaſſen. Der jetzige Abt liebt das Gute, das in dieſem Gotteshauſe eingeführt iſt, und an ihn wendet Euch. Auch dem Biſchofe von Seez, der uns liebt, könnet Ihr mit Vertrauen Euer Herz öffnen; er wird Euch ſicher unterſtützen. — Jetzt ließ er die Hand des Mönchs fahren, machte das Zeichen des Kreuzes auf ſeine Stirn, umarmte ihn, und ſagte: Lebt wohl, mein Bruder! Bittet Gott für mich um Barmherzigkeit!

Als einer der andern Kloſtergeiſtlichen zu ihm ſagte: Er ſey auf dem Wege, die Krone der Gerechtigkeit zu empfangen, antwortete er: Es iſt wahr, daß der h. Paulus ſich ſo ausdrückt; aber ein Sünder wie ich, darf mit Gott nicht von Gerechtigkeit ſprechen; alles erwarte ich bloß von ſeiner Barmherzigkeit.

Am achtzehnten October 1700 ſah er deutlich, daß ſein Ende heran nahe, weil er bemerkte, daß man Vorbereitungen zu den in der katholiſchen Kirche bey Sterbenden gewöhnlichen Gebräuchen, machte. Von dieſem Tage an ward er zuſehends ſchwächer, doch behielt er die nämliche Gegenwart des Geiſtes. Am Sonntage, den 24. Oct., empfing er das h. Abendmal, und am folgenden Dienſtage Nachmittags, die letzte Oelung, in Gegenwart des Convents, der in Thränen zerfloß.

Als die Gebete geendiget waren, hielt Rancé eine höchſt liebevolle Anrede an ſeine Brüder, wodurch ihr Schmerz und ihre Thränen erneuert wurden. Er umarmte ſie alle, und verſicherte ſie, daß er noch das nämliche Vaterherz für ſie habe, welches er immer gegen ſie im Buſen getragen; er werde ihrer gewiß nicht vergeſſen, wenn Gott ihm die Barmherzigkeit erzeigen werde, die er von ſeiner Gnade erwarte. Er empfahl ihnen Liebe, Einigkeit, Stillſchweigen, und gab ihnen die Verſicherung, daß Gott ſie nicht verlaſſen werde, ſo lange ſie dieſen Tugenden treu blieben.

Der Abt hielt ihm hierauf das Crucifix vor, und ſagte: Hier ſehen Sie den, der Sie von

dem gefährlichen Wege, auf welchem Sie ehemals wandelten, zum Heil Ihrer Seele abgebracht, Sie in die Einsamkeit geführt, und hier mit seiner Gnade überschüttet hat. Jetzt will er Ihrem Glücke dadurch die Krone aufsetzen, daß er Sie in sein Reich einführt. Traurig antwortete Rancé: Ach! mein Vater! ich habe von seiner Gnade nicht so guten Gebrauch gemacht, als ich gesollt hätte; doch wir dienen einem guten Herrn; ich hoffe, daß er sich meiner erbarmen, und durch seine unendliche Barmherzigkeit, so wie durch seine überschwengliche Güte, das zulegen werde, was an meinen Werken fehlt. Nach einer Pause sagte der Abt: Es muß ihnen tröstlich seyn, daß Sie hier im Hause alles im Frieden zurück lassen. Gott sey Dank, daß Niemand darin ist, der nicht nach dem Guten strebte.

Da seine Stimme immer schwächer wurde, und der Abt ihm nicht lästig fallen wollte, so bat er ihn für den Convent um seinen Segen. Rancé hob seine Hände empor, und bat Gott, den Convent zu segnen; ertheilte hierauf den versammelten Brüdern die Benediction, und diese verabschiedeten sich. Als sie ihn verlassen hatten, kam der Arzt, und untersuchte seinen Zustand.

Dieſer ſagte zu Rancé, Gott macht es mit Ihnen, mein Vater, wie er es bey ſeinen Auserwählten gewohnt iſt; denn Weltleute haben es nicht an der Art, mit ſo viel Geduld und Standhaftigkeit, als Sie, zu leiden. Es iſt wahr, antwortete Rancé, daß nur Gott allein im Stande iſt, mich in dem ſchmerzhaften Zuſtande, worin ich mich befinde, aufrecht zu erhalten. Aber ſo groß auch meine Leiden ſind, ſo läßt mir Gott doch viele Barmherzigkeit widerfahren; wenn man die Hölle verdient hat, ſo iſt alles erträglich, alles leicht.

Da die Mönche ſich gar nicht von ihm trennen konnten, ſo kamen ſie bald einzeln, bald mehrere zugleich, um ihn noch beſonders um ſeinen Segen zu bitten. Hatte er der Ruhe gleich höchſt nöthig, ſo ertrug er dieſes dennoch. Ich gehöre ihnen an, ſagte er; Gott hat ſie mir gegeben; man laſſe ſie von dem, was ihnen gehört, Gebrauch machen.

Rancé hatte immer gewünſcht, daß ſein Diöceſanbiſchof ihm in ſeinen letzten Augenblicken beyſtehen möchte, und er wünſchte dieß noch jetzt; wahrſcheinlich der einzige Wunſch, den er noch hatte. Eine heilige Freundſchaft verband ihn ſeit

vielen Jahren mit dem Biſchofe von Seez, für den er eine tiefe Verehrung empfand. Dennoch glaubte er in ſeiner Demuth, er verdiene es nicht, daß der Biſchof ſich wegen ſeiner bemühe. Dieſer aber fühlte ein eben ſo großes Verlangen, Rancé zu ſehen, und ſo bald er vom Abte die Nachricht erhielt, daß jener ſich ſeinem Ende nahe, ſo reiſete er ſogleich eiligſt nach la Trappe, wo er am 26ſten Octob. Nachmittags um fünf Uhr ankam. Man ſagte ihm, daß Rancé am nämlichen Tage das Viaticum und die letzte Oelung empfangen, und daß er alle ſeine Brüder, jeden nach ſeinem Stande und Pflichten, ermahnt, ihnen Liebe und Eintracht empfohlen, und von ſeiner Liebe die zärtlichſten Beweiſe gegeben habe.

Der Biſchof ging darauf in's Krankenhaus, wo er Rancé zwar in einem heftigen Fieberanfalle, übrigens aber vollkommen ruhig fand. Er beklagte ſich über nichts, und gab nicht das geringſte Zeichen von Ungeduld von ſich. Als ſich der Biſchof dem Lager nahete, auf dem Rancé in ſeiner Ordenskleidung lag, als wenn er völlig geſund geweſen wäre, bezeigte der Biſchof ſein Bedauren, ihn in dieſem Zuſtande zu finden. Er habe ſogleich, als er etwas davon erfahren, alles

ſtehen und liegen laſſen, um ſich zu ihm zu begeben, und bey ihm zu bleiben; dieß ſey er den vielen von Gott empfangenen Gnadenbezeigungen, ſo wie der Erbauung, die er der Kirche überhaupt, der Seezer Diöceſe aber beſonders, verſchafft habe, endlich auch der Freundſchaft ſchuldig, die er ihm von der Zeit an, daß er Biſchof geworden, erwieſen, durch die er ſich ſehr geehrt und zum Dank verpflichtet erkenne.

Mit dankbarer Rührung antwortete Rancé: Er habe ſeinen Beyſtand in dieſen ſeinen letzten ſchrecklichen Augenblicken ſehnlich gewünſcht, und würde ihn dringend darum gebeten haben, wenn er es nicht für unbeſcheiden gehalten hätte, daß ein bloßer Mönch ihm anmuthete, ihn in ſeiner Einſamkeit aufzuſuchen; doch müſſe er ihm geſtehen, daß es ihn ſehr geſchmerzt haben würde, wenn er hätte ſterben müſſen, ohne den Segen ſeines Biſchofs, den er ſo vorzüglich ehre und liebe, erhalten zu haben. Bey Endigung dieſer Worte, führte er des Biſchofs Hand gegen ſeine Stirn, um darauf das Zeichen des Kreuzes zu machen, richtete ſich auch auf, ſo weit es ihm möglich war, um ſie zu küſſen. Der Biſchof zog ſie aber zurück, und hielt ihm die Wange hin,

um ihm den Friedenskuß zu geben, und ſetzte ſich dann neben Rancé's Lager, wo er von den Gnadenbezeigungen ſprach, die Gott ihm in dieſen letzten Tagen habe widerfahren laſſen. Da ſehen Sie, ſagte Rancé, wie es Gott gefallen hat, mein ganzes Leben hindurch väterlich für mich zu ſorgen. Er hat ſeine Gnade in ſo reichem Maaße über mich ausgeſchüttet, und doch habe ich ſie nicht recht zu gebrauchen verſtanden. Ich war nichts als ein Undankbarer und Treuloſer, und dennoch währt ſeine Gnade, wie Sie ſehen, bis an mein Ende fort. — Seine Stimme war ſchon ſo ſchwach, daß man ihn nur noch verſtehen konnte, wenn man das Ohr nahe an ſeinen Mund hielt. Der Biſchof fragte ihn in Gegenwart mehrerer Kloſtergeiſtlichen: Ob Gott nicht noch immer die Liebe, die er ihm gegen alle ſeine Kinder eingeflößt habe, in der nämlichen Stärke und Lebhaftigkeit erhalte? worauf Rancé antwortete: Durch Gottes Gnade bin ich ſeit einigen Jahren weiter nichts als ein bloßer Mönch, gleich den übrigen; ſie ſind meine Brüder, nicht meine Kinder. Ich halte mich ihrer Liebe und ihres Gebets verſichert; und wäre es mir erlaubt, den Verluſt des freien Gebrauchs meiner Stim-

me zu bedauren, so würde es mich schmerzen, daß ich ihnen nicht sagen kann, wie sehr ich sie liebe, und mit welcher Zärtlichkeit ich sie im Innern meines Herzens aufbewahre; in diesem hoffe ich sie zu Gott zu bringen, wenn er mich würdiget, in den Schooß seiner Barmherzigkeit mich aufzunehmen.

Abends um acht Uhr ging der Bischof wieder zu ihm, und blieb nun, seinem Wunsche gemäß, mit ihm allein. Rancé bat einen Mönch, der sein Krankenwärter war, ihm behülflich zu seyn, daß er nieder knieen, und des Bischofs Segen empfangen könne. Dieß wollte dieser nicht zugeben, half ihm wieder auf seinen Stuhl, und setzte sich neben ihn, worauf die übrigen weggingen, und sie beide allein ließen. Wie man nachher von dem Bischofe erfahren hat, so hatten sie mit einander gebetet, und Rancé hierauf gesagt: Er wünsche, ihm den Grund seines Herzens aufzudecken, ehe er sterbe, und dann die Absolution von seinem Bischofe zu empfangen. Er habe hierauf über sein ganzes Leben eine Generalbeichte mit solcher Ordnung und Gegenwart des Geistes abgelegt, als wenn die Rede nur von einem Monate gewesen wäre. Als der Bi-

ſchof ihn gefragt: Ob er für ſein Kloſter keine Bitte an den König zu thun habe? ſey Rancé's Antwort geweſen: Er möchte den König von ſeiner Treue verſichern, und daß, wenn es Gott gefalle, ihn in den Himmel aufzunehmen, er nicht aufhören würde, zu bitten, daß Gott ſeine geheiligte Perſon ſegnen, und den Staat beglücken möge. Uebrigens wage er die Bitte, daß der König ferner ſeinen Schutz dem Kloſter bloß in ſolchen Dingen, welche die Mönchsdisciplin beträfen, angedeihen laſſen möchte; in Anſehung alles übrigen hingegen, bäte er, la Trappe gänzlich zu vergeſſen. Dieß ſey ſeine letzte Bitte, die er an den König zu thun ſich die Freiheit nehme.

Man erinnerte ihn auch an den König von England, deſſen erhabne Tugend er ſo ſehr verehrte. Rancé hatte einen Brief an ihn angefangen, ſeine Krankheit ihm aber nicht erlaubt, ihn zu endigen. Er bat, ihn deßhalb bey dem Könige zu entſchuldigen. Dem Abte trug er auf, mehreren ſeiner Freunde nach ſeinem Tode wiſſen zu laſſen, daß er ſich ihrer noch in den letzten Augenblicken erinnert habe.

Als der Bischof den Kranken verlassen wollte, sagte letzterer: Er sey Willens, wenn Gott ihn noch diese Nacht leben lasse, sie mit Gebet zuzubringen, und alles zu thun, was er könne, um durch seine Krankheit den Mönchen, die ihn pflegten, nicht lästig zu werden. In dieser Nacht, der letzten seines Lebens, saß er auf seinem Stuhle, und rief den Abt, der bey ihm geblieben war, zu sich. Mein Vater! sagte er, indem er ihn zärtlich umarmte, ich liebe, ich ehre Sie, vergessen Sie mich nicht in Ihrem Gebete; auch ich werde Sie nie vor Gott vergessen. Denn ob ich gleich nur ein elender Sünder bin, so hoffe ich doch von seiner Gnade, Barmherzigkeit zu erlangen. Der Abt antwortete: Aus bloßem Gehorsam gegen ihn habe er die lästige und gefährliche Abtsstelle angenommen; aber um so mehr beschwöre er ihn, Gott zu bitten, daß es zu seinem Ruhme gereichen möge, so wie zu seinem und zu seiner Brüder Heil. Gerade dieser Gehorsam gegen Sie, setzte er hinzu, war immer mein Trost, so schwierig und mühsam auch in manchen Fällen die Obliegenheiten der Stelle waren, in die Sie mich gesetzt haben, und so wenig sie auch mit meiner Neigung übereinstimm-

ten, da ich so sehr wünschte, einsam und schweigend mein Leben hinzubringen.

Am Morgen besuchte der Bischof den Kranken wieder, und fragte ihn, wie er die Nacht zugebracht habe? Rancé antwortete: Gott habe ihm die Gnade erzeigt, sie gerade so zuzubringen, wie er es am Abend gewünscht habe, und die Hoffnung, den Bischof noch einmal zu sehen, sey ihm ein süßer Trost gewesen.

Die Schmerzen nahmen jetzt mit jedem Augenblicke zu, und so sah man wohl, daß dieser Tag sein letzter seyn würde. Die Umstehenden litten ebenfalls dabey, und der Bischof war so gerührt, daß er ausrief: O Gott! Welchen Trost, welches Beyspiel giebst du mir! Ruhiger und williger ward dir noch kein Opfer gebracht, als der Abt Rancé sein Leben opfert. Aber wir hoffen auch, daß es dir ein angenehmer Geruch seyn werde. Doch Rancé sagte: Was ist mein Leben, und wer bin ich denn überhaupt, daß ich es wagen könnte, ihm ein, seiner allerhöchsten Majestät so wenig angemessenes, Opfer zu bringen? Als der Bischof die Bemerkung machte: Gott verleihe Rancé den Trost, so, wie St. Johannes, der geliebte Apostel Jesu Christi, zu

ſterben, nämlich in einem hohen Alter, mitten unter ſeinen Schülern, und mit Hinterlaſſung eines Teſtaments, worin ihnen das Gebot der Liebe als Erbtheil vermacht ſey; da ſagte Rancé: Ich ermahne ſie, ſich unter einander zu lieben, denn dieß iſt das Gebot Jeſu Chriſti, und wer das Gebot der Liebe hält, der erfüllt die übrigen alle.

Da der Abt wußte, daß Rancé ſeit der Niederlegung ſeiner Stelle es ſich zum Geſetz gemacht hatte, über nichts mehr zu disponiren, ſo wendete er ſich an den Biſchof, und bat dieſen, ihn zu erſuchen, daß er ihm ſein Brevier und ſein neues Teſtament als ein freundſchaftliches Andenken vermachen möchte. Dieſe beiden Bücher und die Ordensregel waren immer ſein Troſt geweſen, und ihrer hatte er ſich bey ſeinen Andachten, ſelbſt bey ſeinen Ausarbeitungen bedient. Er ſchenkte ſie dem Abte auf die verbindlichſte und beſcheidenſte Art, bat aber um Erlaubniß, ſich des Breviers noch bedienen zu dürfen. Eine Stunde darauf ſtarb er.

Je mehr ſein letzter Augenblick heran nahete, deſto ruhiger und ſtiller ward er. Um Mittag, als er die Nona betete, überfiel ihn eine ſolche

Ohnmacht, daß man ihn für todt hielt. Indeß erholte er ſich ſo weit, daß er mit ganz ſchwacher Stimme ſagte: O Ewigkeit! Welches Glück, o mein Gott, eine ganze Ewigkeit bey dir zu ſeyn! Man hielt ihm ein Crucifix vor, das er andächtig umfing, das Bildniß und den Todtenkopf am Fuße des Kreuzes küßte, und es dann an einen Mönch zurück gab. Als er bemerkte, daß dieſer bloß das Bildniß Chriſti, nicht aber auch den Todtenkopf küßte, ſo ſagte er mit der ihm natürlichen Lebhaftigkeit: Warum küſſen Sie den Todtenkopf nicht? Küſſen Sie nur immer ohne Widerwillen das Bildniß des Todes, den ſie in ſeiner Wirklichkeit nicht fürchten dürfen; denn er endiget unſere Pilgrimſchaft und alles unſer Leiden; durch ihn gehen wir zu Jeſu. Der Mönch küßte den Todtenkopf, nahm aber Rancé's Worte als eine Anzeige ſeines eignen nahen Todes auf, worin er ſich auch nicht betrog, denn er ſtarb bald nach ihm.

Da alle Anzeigen ſeiner nahen Auflöſung vorhanden waren, ſo machte man das Lager von Aſche und Stroh zurecht, auf dem er ſterben ſollte. Man gab dem Biſchofe und Abte Nachricht davon, die ſich ſogleich in das Krankenhaus

verfügten. Rancé betrachtete dieſen Altar, auf dem er ſein Opfer vollenden ſollte, mit Ruhe, und gab ſich, ſo weit ſeine Kräfte hin reichten, ſelbſt Mühe, ſich darauf zurecht zu legen. Der Biſchof beſprengte ihn hierauf mit Weihwaſſer, und kniete neben ihm nieder. Als man das Sterbegebet vorzuleſen anfing, bat ihn der Biſchof, er möchte ſeine Hand in die ſeinige legen. Als er dieß gethan hatte, hielt ihm der Biſchof das Crucifix mit den Worten vor: Bitten Sie nicht Gott um Verzeihung, und kennen Sie mich noch? Rancé antwortete: Ich bitte Gott demüthigſt aus dem Grunde meines Herzens, mir meine Sünden zu verzeihen, ſo groß ſie und ſo viel ihrer auch ſind. Ich zittre vor ſeiner Gerechtigkeit, doch hat er mir ein ſolches Vertrauen zu ſeiner Barmherzigkeit gegeben, als ein Sohn auf die Güte ſeines Vaters nur ſetzen kann: Mehr zu ſagen, verſtattete ſeine Schwachheit nicht; doch einen Augenblick nachher fuhr er fort: Ich bitte den allmächtigen Gott, den Vater der Barmherzigkeit, den Gott des Troſtes, um des Verdienſtes Jeſu Chriſti willen, mich in die Zahl derer aufzunehmen, die er beſtimmt hat, ewig ſein Lob zu ſingen, ihn ewig zu preiſen. Und

Sie, Herr Bischof! Sie werde ich nicht vergessen, wenn mir Gott sonst diese Gnade erzeigt; ich kenne Sie noch sehr wohl.

Der Bischof wandte sich an den Abt, und fragte diesen: Ob man Rancé nicht etwas Stärkendes gegeben habe? Statt seiner, antwortete Rancé selbst: Ihre theilnehmende Liebe hat nichts versäumt; sie haben für mich in allen Stücken gesorgt, und dieß hat mir das Leben so lange erhalten, daß ich nun noch des Trostes genieße, meine Seele in Ihren Händen aushauchen zu können, damit Sie sie Gott übergeben.

Was er nun noch sprach, war kaum vernehmlich; seine Stimme erstarb nach und nach, und brachte die Worte nur noch einzeln hervor. Von Zeit zu Zeit sagte der Bischof ihm Sprüche aus den Psalmen und andern Büchern der h. Schrift vor, die er noch hörte und verstand. Als jener ihm die Worte aus dem 26sten Psalm zurief: Der Herr ist mein Licht und mein Heil! fuhr Rancé fort: Vor wem sollte ich mich fürchten? Und als der Bischof betete: Komm, Herr Jesus, du bist mein Schutz und mein Erlöser! raffte der Sterbende seine letzte Kraft zusammen, und sprach: Herr! Säume nicht länger! O du

mein Gott, eile und komm! — das waren die letzten Worte, die man verstand, doch bemerkte man, daß er noch Besinnung hatte. Da die Thür des mit Menschen schon ziemlich angefüllten Krankenzimmers zugeschlossen war, aus Besorgniß, daß es den Zustand des Kranken erschweren möchte, wenn noch mehrere herein kämen, so bat der Bischof, alle Thüren zu öffnen, damit Rancé's Kinder alle den Trost haben möchten, Zeuge von der Gnade zu seyn, die Gott auch im Sterben ihrem Vater erzeigte. An der Miene des Sterbenden sah man, daß er verstand, was der Bischof verlangte, und diese Gegenwart des Geistes behielt er bis zum letzten Augenblicke; denn als der Bischof ihm das Kreuz auf die Stirn gemacht hatte, sah er ihn zärtlich an, drückte ihm die Hand, schlug die Augen gen Himmel auf, und verschied ohne Zucken, am 27sten Octob. 1700 Nachmittags 2 Uhr im 75sten Jahre seines Lebens, wovon er fünf und dreißig in der Einsamkeit zugebracht hatte. Seinem Verlangen gemäß, wurde seine Leiche nicht im Begräbniß der Aebte, sondern auf dem Kirchhofe beerdiget, um auch nach seinem Tode noch mitten unter seinen Kindern zu seyn.

Der

Der vorstehenden Lebensbeschreibung sind im Original noch vierzehn Kapitel angehängt, unter folgenden Ueberschriften: I. Von seiner Frömmigkeit und seiner Liebe zu Gott. Wie sehr er von der Furcht vor Gottes Gericht durchdrungen war. Vortreflicher Grundsatz, die Liebe des Nächsten betreffend. II. Daß die christliche Frömmigkeit nicht erlaube, die Liebe und Furcht Gottes von einander zu trennen; daß sie wechselsweise das Herz einnehmen müssen. Merkwürdiges Beyspiel davon. III. Von der Verachtung der Welt. Wie sehr sie das Herz des Abts von la Trappe durchdrungen hatte. IV. Von der Uneigennützigkeit des Abts von la Trappe. Von seinem vollkommenen Vertrauen auf Gott. Wie Gott beides gesegnet hat. V. Von seiner Abneigung gegen Processe. Seine Denkart und sein Betragen, wenn er das Vermögen seines Klosters vor Gericht zu vertheidigen genöthiget war. VI. Von der christlichen und klösterlichen Demuth. Wie tief sie in das Herz des Abts von la Trappe eingegraben war. VII. Fortsetzung des vorigen. Durch mehrere Beyspiele wird gezeigt, wie Rancé die Demuth ausgeübt habe. VIII. Von seinen Kasteiungen und seiner Liebe zur Buße.

IX. Von Vergebung der Beleidigungen. Von Rancé's Liebe gegen seine Feinde. Seine Gesinnungen und sein Betragen in Ansehung ihrer. X. Wie sehr er die Einsamkeit und das Stillschweigen geliebt. Seine Denkart und Benehmen in dieser Rücksicht. XI. Vom Gebet. Wie Rancé sich demselben ergeben. Seine Abneigung gegen die Neuerungen, die man dieserhalb einführen wollen. Sein beständiger Hang, für das Wohl der Kirche, des Königs und des Staats zu beten. Seine Frömmigkeit in Ansehung des h. Meßopfers. XII. Sein Eifer, die Klosterdisciplin wieder herzustellen. Seine Wachsamkeit und Gelindigkeit gegen Schwache. Wie sehr er seine Brüder geliebt, und von ihnen geliebt worden. XIII. Von seiner Geduld bey den Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens. Wie sehr er sich in dieser Tugend ausgezeichnet. XIV. Vom Tode. Wie Rancé darüber dachte, und wie entfernt er war, den Tod zu fürchten.

Bey weitem das mehrste von dem, was diese vierzehn Kapitel enthalten, ist schon in der Lebensbeschreibung enthalten, und das übrige kann nur wenige Leser, besonders protestantische, interessiren. Es wird daher hinreichend seyn, nur

aus einigen Kapiteln einen kurzen Auszug mitzutheilen.

Zum Beweiſe, daß die Furcht und Liebe Gottes nicht von einander getrennt werden dürfen, wird im zweiten Kapitel ein Beyſpiel angeführt, das Rancé den Mönchen zu la Trappe einſt erzählt hat. Als die Meinungen der Quietiſten ſich in Frankreich unter allen Ständen verbreiteten, fanden ſie auch in einem, von la Trappe weit entlegenen Nonnenkloſter, Eingang, und eine der Nonnen ließ ſich davon hinreißen. Sie war von vornehmer Geburt, und beſaß viel Verſtand. Ihre Superiorinnen, welche die Folgen von ihrer Schwärmerey voraus ſahen, warnten ſie bey Zeiten: Aber die Nonne antwortete: Sie laſſe ſich vom Gefühl der reinen Liebe leiten, und das Gefühl der Furcht ſchicke ſich nicht für Bräute Chriſti; das hieß, ſie herab würdigen, wenn man ſie dieſem unterwerfen wolle. Die Superiorinnen ſtellten ihr vor: Beides könne recht gut mit einander beſtehen; das eine ſchließe das andre nicht aus, und nichts könne ſo ſehr dienen, Verſuchungen Widerſtand zu leiſten, als gerade die Furcht. Doch die Nonne, die ſich den Empfindungen der reinen Liebe ganz hinge-

geben hatte, achtete nicht darauf, und ſo überließen ihre Vorgeſetzte ſie ſich ihr ſelbſt. Eine Zeitlang war, oder ſchien ſie, ruhig dabey, aber ſie verfiel nachher in eine ſolche Schwärmerey, daß ſie ſich ſelbſt davor ſchämte. Jetzt gingen ihr die Augen auf, und ſie ſah nun, wohin die übel verſtandene Liebe ſie geführt hatte, daher ſie mit Ernſt an ihrer Bekehrung arbeitete. Sie wußte nur nicht, an wen ſie ſich deßhalb wenden ſolle, und wagte es nicht, ſich ihren Superiorinnen zu entdecken. Zufällig hörte ſie vom Kloſter la Trappe und dem Abt Rancé reden, und ſie beſchloß, ſich an dieſen zu wenden. Sie ſchrieb einen mehr als achtzig Seiten langen Brief an ihn, worin ſie ihm ihr ganzes Leben, vom vierzehnten Jahre an, beichtete, und um ſeinen Rath bat. Rancé beantwortete den Brief ſo, wie es der Gemüthsbeſchaffenheit und dem Bedürfniß dieſer Perſon angemeſſen war, doch war er ſehr verlegen, wie er ihn ſicher in ihre Hände bringen ſolle, denn er fürchtete, daß ihn die Superiorinnen bekommen, und ſo eine, nur ihm abgelegte, Beichte, zu der ſich die Nonne gegen ſie nicht hatte entſchließen können, erfahren möchten. Er verfiel alſo darauf, einem Geiſtlichen, auf den

er sich vollkommen verlassen konnte, den Brief anzuvertrauen, und ihn damit abzuschicken. Dieß geschah. Der Brief ward der Nonne selbst eingehändiget; sie befolgte pünktlich den ihr gegebenen Rath, und erbauete von nun an ihre Schwestern durch Frömmigkeit, Demuth und heiligen Lebenswandel eben so sehr, als sie zuvor sie durch ihre Eitelkeit und Schwärmerey geärgert hatte. Rancé trug übrigens die Kosten von der Hin- und Rückreise des Geistlichen.

Als Abt von la Trappe wünschte Rancé oft, daß das Kloster gar keine Einkünfte haben möchte. Er war der Meinung, daß durch den Reichthum die Klosterzucht zerstört worden sey, und dieser die Mönche verdorben habe, denn so lange sie arm gewesen wären, hätten sie auch ein heiliges Leben geführt. Er ging gar so weit, daß er den Wunsch äußerte: Er und seine Brüder möchten gar keine Behausung haben. Wir würden uns dann, sagte er, im Walde, um diese Sümpfe herum, kleine Hütten bauen, so wie die alten Einsiedler im Morgenlande; so viel Nahrung als wir bedürften, würde sich finden, denn die Natur ist mit wenigem zufrieden, und da wir mit den Gütern dieser Welt gar nichts zu schaf-

ſen hätten, ſo würde unſre ganze Aufmerkſamkeit darauf gerichtet ſeyn, uns die Güter des Himmels zu erwerben.

Von ſeiner völligen Uneigennützigkeit giebt es eine Menge Beyſpiele, wovon hier nur ein Paar angeführt werden ſollen. Als ſich das Kloſter einſt, wegen der großen Ausgaben für nothwendige Gebäudereparaturen, in großer Geldverlegenheit befand, war Rancé im Begriff, ſeine letzte ausſtehende Forderung von 1200 Livres einzuziehen, als ſich ein Abt ſeines Ordens, der in großer Noth war, an ihn wendete, und ohne auf ſein eigenes Bedürfniß Rückſicht zu nehmen, ſchätzte Rancé ſich glücklich, daß er ihm jene Summe überlaſſen konnte. Gerade zu dieſer Zeit meldete ſich ein Mann von beträchtlichem Vermögen, der 2000 Thaler bot, wenn man ihn in das Kloſter aufnehmen wollte. Da Rancé aber fand, daß er Eigenheiten hatte, die ſich mit dem Stande nicht vertrugen, den er zu ergreifen Willens war, ſo wies er ihn, nachdem er ihn näher kennen gelernt, gänzlich ab, ohne von ſeinem Erbieten Gebrauch zu machen.

Nicht lange nachher kam ein Mann von Stande, der ſeine Frau verloren hatte, nach la

Trappe, um dort Troſt zu ſuchen. Bey ſeiner Abreiſe bat er den Abt, hundert und funfzig Louisd'or, als ein Almoſen anzunehmen und für ſeine Frau und ihn ſelbſt im Kloſter dafür beten zu laſſen. Rancé machte groſſe Schwierigkeiten dagegen, allein da jener mit Bitten nicht nachließ, ſo zog er den Convent darüber zu Rath, und mit deſſen Zuſtimmung nahm er das Geld an. Als nachher bey einem Generalkapitel des Ordens über dieſes Allmoſen einige Bedenklichkeiten entſtanden, ſo freuete ſich Rancé, daß dieß ihm Gelegenheit verſchaffte, die Summe zurück zu ſchicken.

Ein Pfarrer in Dauphiné, ſchrieb einſt an ihn: Schon lange habe Gott ihm den Gedanken eingegeben, ſich nach la Trappe zu begeben, und daſelbſt ſeine Tage in der dort üblichen Buße zu endigen. Bisher habe er dieſen guten Vorſatz nicht ausführen können, weil es ihm nicht möglich geweſen ſey, ſeinen Vater, der bey ſeiner Armuth ſeiner Unterſtützung bedürfe, zu verlaſſen. Rancé antwortete ihm: da er frey handeln könne, ſo müſſe er ſeinen Vater unterſtützen; denn dieſer Pflicht müſſe ſein Verlangen, ſich nach la Trappe zu begeben, nachſtehen, doch möchte er in ſei-

ner jetzigen Lage dem Hange zur Buße folgen, bis es Gott gefalle, ihn gänzlich frey zu machen. Diese Antwort bekümmerte den Pfarrer, und als Rancé davon Nachricht erhielt, erkundigte er sich, wie viel dessen Vater zu seinem Unterhalte nöthig habe. Der Pfarrer meldete ihm: Wenn sein Vater, außer dem, was er ihm sonst geben könne, jährlich funfzig Livres erhalten könnte, so würde er sich wohl darin ergeben, sich von ihm zu trennen. Rancé versicherte diese Pension, wenn gleich der Pfarrer weiter keine Vorzüge hatte, bloß um seines Dranges willen, sich nach la Trappe zurück zu ziehen, welches nunmehr auch geschah.

Rancé hat die Einkünfte des Klosters um keinen Sol vermehrt, und lieber alle Fremde, die dahin kamen, umsonst bewirthet, als die Geschenke angenommen, die sie oft ihm aufdringen wollten.

Unter den Mönchen zu la Trappe war auch ein Verwandter von ihm, dem er aber eben so, wie allen übrigen, begegnete. Er beförderte ihn nie zu einer Stelle, ob er gleich zu den ältesten gehörte. Drey Male ward bey seinem Leben, auf seine Empfehlung, die Abtey vergeben,

aber nie fiel es ihm ein, ihn dem Könige vorzuschlagen.

In Ansehung der Aufnahme neuer Mitglieder hatte er seine eigenen Grundsätze. Er lehnte sie selbst bey Personen ab, die sich durch vorzügliche Tugend, Kenntnisse und Talente auszeichneten, so bald er glaubte, daß sie in dem Stande, in welchen Gott sie gesetzt hatte, nützlicher wären. Zu diesen lassen sich rechnen: der Cardinal Rez, und der Erzbischof von Sens, Heinrich von Gondrin. Dem Vortheile der Kirche und des Staats, opferte er gern den Glanz seines Klosters auf. Indessen hat er doch ein Paar Male eine Ausnahme von dieser Regel gemacht, woran aber Eigennutz nicht den geringsten Antheil hatte.

Seine Abneigung gegen Processe war so groß, daß er einen Müller, der des Klosters Pächter war, lieber über seine ganze Schuld quittirte, als zugeben wollte, daß man ihn verklagte. Da man seine Gutmüthigkeit oft mißbrauchte, so drang man einst so ungestüm in ihn, daß er seine Einwilligung geben mußte, einen Schuldner des Klosters fest setzen zu lassen. Gleich nachher gereuete es ihn. „Sie haben mich über-

überraſcht, ſagte er zu denen, die ihm ſeine Zuſtimmung abgezwungen hatten; nein! nie würde ich es mir verzeihen, daß ein Menſch in's Gefängniß gekommen wäre, wenn ich es hätte verhindern können. Ach! ſo handelte der h. Bernhard nicht! Er, der ſo leicht alles erließ, was man ihm ſchuldig war. So betrug ſich weder Chriſtus, noch die heiligen Väter. — Kurz, er hatte keine Ruhe, als bis man den Schuldner auf freien Fuß geſtellt hatte, und er wollte ſich lieber dem Verluſt der Forderung ausſetzen, als zugeben, daß bey jenem die mindeſte Gewalt angewendet würde.

Ein benachbarter Pfarrer machte dem Kloſter einen Zehnten ſtreitig. Rancé ließ ſolchen lieber fahren, als daß er deßhalb eine Klage anſtellen wollte. Der Oeconom des Kloſters ſtellte ihm vor, daß es wenigſtens gut ſeyn würde, einen Proteſt einzulegen, von dem zu gelegener Zeit Gebrauch gemacht werden könnte. Rancé entwortete: Dafür hüten Sie ſich, mein Bruder! Glauben Sie denn, da ich jetzt einen Proceß vermeide, daß ich dabey die Abſicht behalte, jemals zu klagen? Wiſſen Sie nicht, wie ſehr ich dergleichen Streitigkeiten haſſe? Wozu ſollen

wir ein ſolches Aergerniß geben? Ich ſehe wohl, Sie und die übrigen werden in der Folge nichts als Chikanen machen, und man wird kaum ein Paar Schaufeln voll Erde über mich geworfen haben, ſo werden Sie um dreißig Sols willen eine Klage anſtellen. Aber Gott wird Sie dafür ſtrafen, ſein Unſegen wird auf Ihnen ruhen, und er wird ſeinen Geiſt von Ihnen nehmen.

Noch ein andrer benachbarter Geiſtlicher machte ebenfalls Anſprüche an einen dem Kloſter zugehörigen Zehenten. Rancé ließ ihm ſehr vortheilhafte Vergleichsvorſchläge machen, und jedermann rieth dem Pfarrer, ſie anzunehmen, weil er durch einen Rechtsſpruch auf keinen Fall ſo viel erhalten werde, als ihm der Abt anböte. Dieſer wollte es aber durchaus zur Klage kommen laſſen, und ſo nahm jeder Theil einen Anwald an. Rancé vermittelte aber durch ſeine Freunde die Sache dahin, daß der Pfarrer ſich dazu verſtand, ſie einer ſchiedsrichterlichen Entſcheidung zu unterwerfen. Es wurden Schiedsrichter beſtimmt, aber ſelbſt die, welche der Pfarrer gewählt hatte, ſprachen ihm ſeine Forderung eben ſo gut ab, als die übrigen. Jetzt wollte der Pfarrer von dieſem Spruche appelliren; al-

lein der Grundherr des Kirchſpiels ſchrieb an den Abt: Wenn er die zuerſt angebotene vortheilhafte Vergleichsvorſchläge noch jetzt zugeſtehen wolle, ſo werde er den Pfarrer dahin vermögen, auf die Appellation Verzicht zu thun. Dieſer Meinung war der Kloſterökonom zwar nicht; vielmehr verſicherte er dem Abt, der Proceß würde, mit Erſatz der Koſten, gewonnen werden, und die Anſprüche würden kein Ende nehmen, als bis man das Kloſtergut etwas ſtandhafter gegen ſolche Angriffe vertheidige. Doch Rancé bewilligte die nämlichen Vortheile, wozu er ſich noch vor der Entſcheidung erklärt hatte.

War er durchaus gezwungen, ſich in gerichtliche Streitigkeiten einzulaſſen, ſo befolgte er dabey folgende Grundſätze. Zuerſt verſuchte er jedes Mittel, die Sache, ſelbſt mit Aufopferungen, in Güte beyzulegen. Mußte es aber zum Proceß kommen, ſo verlangte er, daß dabey nicht nur alle Chikanen, ſondern auch alles, was den Gegentheil beleidigen könne, vermieden werden, und man ſich bloß auf die ſimple Darſtellung der Thatſachen, mit Beyfügung der nöthigen Beweismittel beſchränken ſolle. Wenn im Laufe des Proceſſes Vergleichsvorſchläge geſchähen, ſo müſſe

man zu deren Annehmung geneigt seyn, übrigens auch, so wenig während des Processes, als nachher, gegen seinen Gegner weder Bitterkeit noch Rachsucht im Herzen nähren.

Unter den klösterlichen Tugenden schätzte er die Demuth ganz vorzüglich. „Was ich am mehrsten fürchte, (sagt er in einem seiner Briefe,) das sind die Besuche, die man mir, und zuweilen von sehr entfernten Orten her, giebt, weil man von weit entfernten Dingen, so bald sie nur ungewöhnlich sind, sich eine eigene Vorstellung macht. Hierüber muß ich mich beklagen, denn durch diese Besuche wird unsre Einsamkeit gestört, und der Eigenliebe geschmeichelt; ich bin aber schwach genug, mich gegen den Beyfall der Menschen nicht vertheidigen zu können."

Einem Geistlichen, der ihm in seinem Briefe die Titulatur „Herr" gegeben hatte, antwortete er: Erlauben Sie mir, hochwürdiger Vater, Ihnen sagen zu dürfen, daß ich als ein Mönch, wie ich bin, auf alle Titulaturen und weltliche Ehren Verzicht gethan habe, und daß Ihr „Herr" Niemanden weniger zukömmt, als mir. — Auch durfte ihn im Kloster Niemand Herr nennen, sondern bloß Vater Abt.

In der That war sein Wunsch, als er seine Pfründen aufgab, bloß der, ein simpler Mönch zu werden; und regulirter Abt wurde er nur deßhalb, weil es ihm sonst an der nöthigen Autorität gefehlt haben würde, eine bessere Disciplin einzuführen. Aber auch als Abt war er nicht anders gekleidet, als seine Mönche, und je abgetragener seine Kleidung war, deste lieber hatte er sie. Die Schuhe, worin er starb, hatte er zehn Jahre getragen, und vor ihm schon ein andrer Mönch. Bey den Feldarbeiten trug er Holzschuhe. Auch beym Messeleſen sah man keinen Schmuck an ihm. Nie bediente er sich eines andern Kreuzes, als eines hölzernen. Gleich dem geringsten Mönche, reinigte er die Ställe, trug den Mist heraus, half beym Ausbringen der Teiche, wusch Gefäße, und jätete Unkraut aus.

Seine schriftliche Ausarbeitungen unterwarf er der Beurtheilung seiner Freunde, selbst seiner Mönche. Was man daran auszusetzen fand, änderte er ohne Schwierigkeit, vorausgesetzt, daß es nicht etwas betraf, was er für wahr, für gerecht, oder seiner Pflicht für gemäß hielt, denn in einem solchem Falle blieb er fest bey seiner Ueberzeugung.

Als er seine Abtsstelle niedergelegt hatte, ward einst ein Mönch plötzlich krank, und wandte sich, in Abwesenheit des Abts, an Rancé, mit der Bitte, ihm Hülfe zu verschaffen. Rancé ließ den Prior aufsuchen, weil er selbst sich in nichts mehr mengen wollte; als dieser aber nicht zu finden war, glaubte Rancé, die Menschenliebe leide nicht, den Kranken länger auf Hülfe warten zu lassen, daher er das nöthige veranstaltete. Die beiden dem Abte Armand ergebenen Mönche erfuhren dieß, hinterbrachten es diesem am folgenden Morgen, und eine ganze Stunde lang wurden Rancé die bittersten Vorwürfe gemacht, daß er sich betrage, als wenn er noch Abt wäre, da er doch jetzt bloßer Mönch sey. Er hörte dieß gelassen an, und erwiederte weiter nichts, als: Sie hätten Recht; er habe seine Befugniß überschritten; es solle nicht wieder geschehen, und er bitte sie, ihn zu entschuldigen.

Seinen Grundsatz: daß das Leben eines Christen eine beständige Buße seyn müsse, befolgte er gewissenhaft. Als Nachtrag zu dem, was in seiner Lebensbeschreibung schon gesagt worden, hier noch einige Züge. Ein benachbarter Edelmann hörte, daß er bloß Tisane trinke,

weil der gewöhnliche Cider ihm zu viele Hitze verursache; er schickte Rancé daher verdünnten Cider, den er auch Anfangs trank; doch weil er ihn von zu angenehmen Geschmack fand, so mochte er nicht weiter davon trinken, sondern kehrte zu seiner Tisane zurück. Da er sie gleich für mehrere Tage im voraus machen ließ, und sie säuerlich wurde, so war sie ein widriges Getränk, doch beschwerte er sich nicht darüber. Man bat ihn zwar, sich öfters frische machen zu lassen, allein seine Antwort war: Sie müßte sehr schlecht seyn, wenn sie für ihn nicht gut genug seyn sollte.

Eben so ging es mit der Fleischbrühe, die für ihn zuweilen, statt des Abendessens, bloß mit einigen Kräutern gekocht wurde, um seiner Brust Erleichterung zu verschaffen. Auch diese mußte auf mehrere Tage gemacht werden, und so bekam sie eine unangenehme Schärfe; doch je übler sie schmeckte, desto lieber trank er sie.

Zuweilen ward es vergessen, ihm Brod bey Tische hin zu legen. Dann aß er ohne Brod. Desto aufmerksamer war er in Ansehung seiner Mönche, und ließ es ihnen an nichts fehlen. Er äußerte mehrere Male: Wenn er nicht den Schein eines Sonderlings und das Aufsehenmachen gefürchtet

fürchtet hätte, so würde er sich bloß mit Wasser und Brod begnügt haben.

Er hielt sich zwar von jeher sehr reinlich an seinem Leibe; als er aber in seiner Krankheit einige Male, wegen gar zu heftiger Schmerzen, die Wäsche nicht wechseln konnte, und vom Ungeziefer geplagt wurde, ertrug er diese widrige Beschwerde ohne sich zu beklagen. Diese Thierchen, sagte er, fressen mich lebendig; aber wenn ich todt bin, werden die Würmer noch ganz anders mit mir wirthschaften.

Gegen die Kälte war er höchst empfindlich, daher er sich, als er nach la Trappe zog, vor dem Winter sehr fürchtete. Dennoch arbeitete er beym größten Froste mit den Mönchen in freier Luft. Fast zwanzig Jahre hat er dort verlebt, ohne sich ein einziges Mal zu wärmen; erst als Alter und Schwachheit ihn drückten, gab er auf inständiges Zureden seiner Freunde nach, daß ein Ofen in seinem Zimmer gesetzt werden durfte.

Beleidigungen zu vergeben, und seine Feinde zu lieben, war ihm zur andern Natur geworden. Ein Abt vom nämlichen Orden, der einer seiner liebsten Freunde gewesen war, und dem er große Dienste geleistet hatte, brach nicht nur, ob-

ne alle Veranlaſſung, mit ihm, ſondern zog ihm auch dadurch, daß er ſchlecht von ihm ſprach, um ſo mehr Nachtheil zu, weil jedermann wußte, daß ſie vertraute Freunde geweſen waren, daher Niemand darauf verfiel, daß die von ihm verbreitete Sagen völlig ungegründet ſeyen. Als dieſer Abt nachher ſein Vergehen erkannte, reiſete er nach la Trappe, um Rancé um Verzeihung und Ausſöhnung zu bitten. Dieſer empfing ihn eben ſo freundlich als vormals, und erſparte ihm die Schaam, Abbitte zu thun. Er ließ ihn, ſtatt ſeiner, am grünen Donnerſtage und in den drey folgenden Tagen die Meſſe leſen, empfing, nebſt ſeinen Mönchen, das h. Abendmal aus ſeinen Händen, überhäufte ihn mit Artigkeit, und erzeigte ihm alle erſinnliche Ehre. Als der Abt wieder abgereiſet war, konnte ſich doch einer der Mönche, der das ganze Verhältniß kannte, nicht enthalten, zu Rancé zu ſagen: Ein Menſch, der ſich ſo ſchlecht gegen ihn betragen, habe keine ſo gute Aufnahme verdient. Und wie haben wir denn, antwortete Rancé, uns gegen Gott betragen? dem ohnerachtet nimmt er uns täglich mit ſo vieler Güte auf. Sie müſſen wiſſen, mein Bruder, daß mit

dem Maaße, womit wir andere meſſen, uns ſelbſt wird gemeſſen werden.

Man ſagte ihm, daß ein Paar Geiſtliche, die er bedeutend unterſtützte, nicht aufhörten, ihn ſchändlich zu verleumden, und rieth ihm, die Penſion, deren ſie ſich unwerth gemacht hätten, einzuziehen. Dafür werde ich mich wohl hüten, ſagte Rancé; im Gegentheil muß man ſie zu erhöhen ſuchen, denn das Evangelium befiehlt uns, unſern Feinden Gutes zu thun. Wirklich gab er auch den Verleumdern eine Zulage.

Ein nahe beym Kloſter wohnender Bauer behauptete, daß ein, der Abtey zugehöriges, Stück Land ſein Eigenthum ſey, und ſo ungegründet dieß auch war, brachte er doch geradezu alles darauf ſtehende Getraide in ſeine Scheune. Rancé gab nicht zu, daß er darin gehindert wurde. Er wollte ſich lieber das nehmen laſſen, was ſeiner Abtey zugehörte, als verſtatten, gegen den Bauer klagbar zu werden. Einige Zeit darauf beſuchte der Pfarrer des Dorfs, in dem der Bauer wohnte, den Abt zu la Trappe, und dieſer fragte ihn ſeiner Gewohnheit nach, ob in ſeiner Gemeinde Nothdürftige wären? Da nannte ihm der Pfarrer einige, und nun fragte Rancé

auch nach den Umständen jenes Bauers. Der Pfarrer gestand, daß dieser in großer Noth sich befinde; er habe aber seiner, eben wegen seines schlechten und ungerechten Betragens gegen die Abtey, nicht erwähnen mögen. Ey! sagte Rancé, das sind gerade die Leute, die man unterstützen muß; das Evangelium empfiehlt sie uns, und ich kenne keine bessere Empfehlung. Sogleich ließ er den Oeconomen rufen, und trug ihm auf, dem Bauer ohne Verzug alles zu schicken, was er etwa nöthig haben möchte. Der Oeconom wollte Einwendungen machen, aber der Abt kam ihm zuvor, und sagte: Nun, mein Bruder, sind wir so glücklich, eine so schöne Gelegenheit zu finden, unsre Sünden so wohlfeil versöhnen zu können!

Als er hörte, daß ein gewisser Geistlicher gestorben sey, der während seines Lebens, sowohl Rancé selbst als dem Kloster la Trappe allen möglichen Schaden zugefügt hatte, so ließ er ein eigenhändig geschriebenes Billet in die Sakristey legen, folgenden Inhalts: „Man wolle unsern Herrn Jesum Christum für eine kürzlich verstorbene Person bitten, die ein Feind dieses Hauses war. Ich erwähne dieses Umstandes deßhalb,

weit solcher, wenn Sie, meine Brüder, wahre Christen sind, Ihnen zu einem desto größeren Antriebe dienen wird, seine Seele Gott um so inbrünstiger zu empfehlen.“

Aber auch die christliche Geduld hat ihre Grenzen; und so vertheidigte sich Rancé muthig, so oft seine oder der Seinigen Rechtgläubigkeit angegriffen, oder sein Lebenswandel in solchen Punkten verschrieen wurde, wo sein Stillschweigen Aergerniß veranlaßt haben würde.

Nach seinen Grundsätzen mußte Einsamkeit und Stillschweigen mit dem Klosterleben unzertrennlich verbunden werden. Einst schrieb er an einen Freund: „Wenn ich damals, als ich die Welt verließ, gewußt hätte, daß ich noch ferner etwas mit ihr zu schaffen haben, oder daß sie noch weiter an mich denken würde, so wäre ich kein Mönch geworden, sondern ich hätte mich in irgend eine Einöde begeben, die von allen Menschen so fern gewesen wäre, daß ich gar nichts mehr mit ihnen zu thun gehabt, und die Welt eben so wenig noch an mich, als ich an sie, gedacht hätte. Denn kurz, was ist ein Mönch ohne Einsamkeit und ohne Stillschweigen?“

Dieser Grundsatz war seinem Herzen so tief

eingeprägt, daß, als er einst das Leben des Hrn. v. Chasteuil, eines berühmten französischen Einsiedlers vom Berge Libanon, las, Rancé sagte: Dieser habe das gute Theil erwählt, und wäre er selbst nicht gebunden gewesen, so würde er das nämliche gethan haben. Ach! seufzte er, wer giebt mir Taubenflügel, damit ich die Gesellschaft der Menschen fliehen, mich in einer Wüste verbergen, und da mit wilden Thieren leben könnte, die treuer, und weniger grausam sind als die Menschen; damit ich dort, nur von Gott gekannt, und an nichts sonst denkend als nur an ihn, meinen Lauf vollenden möchte, frey von Sorgen, Unruhe und Verdruß. Ach! mein Gott! habe ich darum alles verlassen, um mich so zwischen dir und der Welt zu theilen?

Die Vorstellungen derer, die er über diesen Hang zum Einsiedlerleben um Rath fragte, und die Beyspiele des h. Bernhards und andrer Heiligen, die man ihm vorhielt, welche eben so wie er beständig wünschten, Eremiten zu werden, denen aber die Liebe des Nächsten die Erfüllung dieses Wunsches nicht erlaubte, hielten auch ihn davon zurück.

Aus dem Gebet machte er seine vornehmste

Beſchäftigung, denn er glaubte, daß es einem Superior noch nöthiger ſey, als einem bloßen Mönche, weil jener durch Beten ſich Erleuchtung, Kraft und Salbung verſchaffen müſſe. Ehe er Meſſe las, hielt er erſt jedes Mal am Altare ein langes Gebet, wobey man ihn oft Thränen vergießen ſah. Es war ihm höchſt empfindlich, als ſeine Krankheit ihn am Meſſeleſen hinderte; er betrachtete dieß als eine Art von Excommunication, und als eine Strafe ſeiner alten Sünden. Da er nur noch gleich den Layen, das Abendmal genießen konnte, ſo hielt er ſich des Prieſterſtandes für unwürdig.

In ſeiner Lebensbeſchreibung iſt erzählt worden, wie er es anfing, Ordnung und Disciplin im Kloſter la Trappe herzuſtellen, und dieſen Zweck in der Art zu erreichen, daß die Mönche dennoch ihn verehrten und liebten. Als ihn einſt ein Superior beſuchte, der allgemein in dem Ruſe ſtand, vorzügliches Geſchick in der Direction eines Kloſters zu beſitzen, brachte Rancé die Rede auf dieſen Gegenſtand, worauf ſich auch der Superior gern einließ. Als erſten Grundſatz ſtellte er auf: Ein Vorgeſetzter müſſe als ausgemacht annehmen, daß er von ſeinen Untergebe-

nen nicht geliebt werde, und daß ſie kein Vertrauen zu ihm hätten. Er war im Begriff, hieraus Folgerungen abzuleiten, als Rancé ihn mit der Frage unterbrach, ob er dieſen Satz für ſo allgemein halte, daß gar keine Ausnahme davon ſtatt finde? Jener erwiederte: So allgemein, daß er glaube, es gebe keinen Superior in der Welt, der davon nicht überzeugt ſey. Hierauf verſicherte Rancé, daß ihn die Erfahrung gerade vom Gegentheile belehre; er liebe ſeine Brüder zärtlich, ſey aber überzeugt, daß auch ſie ihn aufrichtig liebten, und was ihr Vertrauen betreffe, ſo könne er nicht daran zweifeln, es ganz zu beſitzen. — Das war dem Superior eben ſo auffallend, als unglaublich. Doch mußte er ſich endlich durch die Proben, die ihm Rancé davon gab, wohl überzeugen. Indeſſen meinte er: Rancé ſey der einzige in der Welt, dem ſo etwas noch begegnet ſey. Dieſer antwortete: Er wiſſe zwar nicht, ob der Fall ſo ſelten ſey; er könne aber verſichern, wenn er nur im geringſten an der Liebe und dem Vertrauen ſeiner Mönche zweifeln müßte, ſo möchte er auch nicht Einen Tag ihr Abt ſeyn. Denn, fuhr er fort, ich kenne nichts ſchrecklicheres, als einen gezwungenen Gehorſam, der folg-

...h in den Augen Gottes gar keinen Werth hat, und ich begreife nicht, wie in dieser Welt irgend etwas sonst einen Superior für die mit seiner Stelle verknüpfte Last entschädigen könne, als allein die Liebe und das Vertrauen derer, die seiner Leitung übergeben sind.

Durch keine Tugend zeichnete sich Rancé mehr aus, als durch eine grenzenlose Geduld. In seinem Buche über die Pflichten des Mönchsstandes, belehrt er seine Brüder, aus welchem Gesichtspunkte sie die Leiden dieser Welt betrachten sollen. Er will, daß die Liebe zu solchen Prüfungen so weit gehen soll, daß selbst die Furcht vor dem Tode sie nicht schwäche. Zu den Mönchen in la Trappe sagt er noch besonders: „Jedermann ist darüber einig, daß ein so bußfertiges und arbeitsames Leben, als hier geführt wird, nicht leicht von langer Dauer seyn könne, und die durch innere und äußere Kasteiungen angegriffene Natur in kurzer Zeit unterliegen müsse. Großen Strapazen widersteht man, und von schweren Arbeiten des Geistes und Körpers erholt man sich, wenn sie nicht gar zu anhaltend sind, und man sich hernach schonet und ausruhet. Aber hiervon weiß man hier im Kloster nichts. Hier

findet eine Verbindlichkeit ſtatt, die keine Erholung leidet. Ein Menſch, der die Pflichten, welche unſre Regel ihm auflegt, gewiſſenhaft erfüllen will, muß ſeine Kräfte immerwährend anſpannen, immer wachſam ſeyn, vom Gebet zum Leſen, vom Leſen zur Arbeit, von der Arbeit zum Pſalmenſingen übergehen; er muß eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt haben, nie aus ſich ſelbſt heraus gehen, und außer dem noch faſten und ſich kaſteien. Sein Leben iſt alſo eine wahre Kreuzigung, die ihm den Tod darſtellt, ihn zu dieſem hinleitet, und ihm Verlangen darnach einflößt, nicht, weil er ſeiner Laſt überdrüßig wäre, denn dieſe erträgt er um der Liebe Chriſti willen mit Freuden, ſondern vermöge der Geſinnung, worin ſich der Prophet befand, als er ſagte: Wir leiden beſtändig, und wir müſſen uns als Opfer betrachten, die zum Tode beſtimmt ſind. — Er hat keine andre Erholung, keinen andern Troſt, als den er von Gott bekömmt, der aber auch durch ſeine Gnade allezeit die Leiden derer mildert, welche ihm dienen.“

Die Vorwürfe, die ſeine Familie ihm über das Wegſchenken ſeines Vermögens und die Niederlegung ſeiner Pfründen machte; den Verluſt

manches Freundes, als er in den Mönchsſtand trat; die Unannehmlichkeiten ſeiner Verſchickung nach Rom; die anſteckende Krankheit, welche im Kloſter la Trappe in kurzer Zeit die mehrſten Mönche hinweg raffte; die Gegner, welche ihm die Bekanntmachung ſeiner Schriften zuzog; ſeine Verketzerung, und die Verleumdungen in Anſehung ſeines Lebenswandels; endlich ſeine langen, ſchmerzhaften Krankheiten, und damit verbundene Schlafloſigkeit: Alles dieſes ertrug er nicht nur ohne Klage, ſondern ſogar mit Freudigkeit des Herzens.

Er trieb die Gleichgültigkeit gegen das Leben ſo weit, daß er wünſchte, ſeine Mönche möchten, wenn ſie krank wären, nicht ſehr nach einem Arzte verlangen, oder ſich andrer als der gemeinſten Heilmittel bedienen, wenigſtens keiner ſolchen, um derer willen man das Kloſter hätte verlaſſen müſſen. Hierüber hatte er mit ſeinem alten Freunde, dem Biſchof von Comminges, einen kleinen Streit, den letzterer ſelbſt in einem Briefe an eine Dame, folgender maaßen erzählt: „Geſtern erhielt ich Ihren zweiten Brief, zugleich auch den vom Abt von la Trappe vom 9ten dieſes Monats. Dieſer vortrefliche und fromme

Mann mißbilliget es sehr, daß ich meine Einwilligung dazu gegeben habe, daß meine Nichte, die Aebtissin von N. eine Cur außer ihrem Kloster gebrauchen dürfe, weil sie, nach der Meinung der Aerzte, dort nicht wieder hergestellt werden könnte, indem die Klosterangelegenheiten eine beständige Störung verursachen würden. Noch hat sie das Kloster nicht verlassen, und das Lesen der Schriften des Hrn. v. Rancé hat ihr einen solchen Schrecken eingejagt, daß ich Mühe haben werde, ihr diesen zu benehmen. — Ich hatte es ihm einst wohl vorher gesagt: Sein Eifer werde ihn noch so weit treiben, daß ihm Niemand folgen könne; damals versicherte er mir das Gegentheil, und daß er sich mäßigen würde. Jezt sehen Sie nun, gnädige Frau, seine Mäßigung, die darauf hinaus läuft, daß die Leute sterben, und dieß für nichts achten sollen. Ich meines Theils halte dafür, daß die Frömmigkeit nicht mörderisch seyn dürfe. Allerdings muß man lieber sterben, als etwas thun, was an sich unrecht ist; aber daß man einer Aebtissin, die ihrem Kloster vollkommen gut vorsteht, keine Erleichterung verschaffen, daß man ihr nicht verstatten soll, einen Gesundbrunnen zu gebrauchen, durch den sie al-

lein hergeſtellt werden kann, ſondern ſie lieber ſterben laſſen ſoll, als zugeben, daß ſie ſich Einen oder zwey Monate außer dem Kloſter aufhalte: Eine ſolche Härte, die — ich geſtehe es — ich Grauſamkeit nennen würde, wenn die Rede nicht von einem Manne wäre, deſſen Verdienſte ich in hohen Ehren halte, und deſſen Perſon ich zärtlich liebe, kann ich nicht billigen. Morgen reiſe ich ab, um die arme Aebtiſſin, die mir ſehr lieb iſt, zu beſuchen. Den Brief des Abts von la Trappe werde ich ihr indeſſen nicht zeigen; ich bin verſichert, daß nichts in der Welt ſie aus ihrem Kloſter bringen würde, wenn er ihr zu Geſicht käme.“

Dieſen Brief bekam Rancé zu leſen; allein ſo ſehr er auch des Biſchofs Meinungen in allem übrigen achtete, ſo erlaubte ihm ſeine Gleichgültigkeit gegen das Leben dennoch nicht, die ſeinige in dieſem Punkte zu ändern. Daher ſchrieb er an die Dame, an welche des Biſchofs Brief gerichtet war, folgendes:

„Ich habe das an Sie von dem Hrn. Biſchof von Comminges erlaſſene Schreiben geleſen. Gott ſoll mich bewahren, gegen ihn zu ſtreiten. Ich achte ihn als meinen Lehrer, und vermöge

ſeines Charakters, ſeiner Würde, ſeiner Frömmigkeit, ſeiner Gelehrſamkeit und Weisheit, betrachte ich ihn als meinen Obern. Indeſſen muß ich Ihnen geſtehen, daß ich mich nicht für überwunden halten kann. Denn (was ich nur Ihnen allein ſagen will,) je mehr die Frau Aebtiſſin von N. ſich durch ihre Gottſeligkeit auszeichnet, deſto mehr iſt ſie auch verbunden, das Beyſpiel zu geben. Alles, was ſie thut, kann ſowohl im Guten als Böſen zur Nachfolge reizen, und ſo bald ſie nach der Vorſchrift des Arztes ihr Kloſter verläßt, wird jede Nonne das nämliche thun können. Der h. Franz von Sales, einer der gemäßigſten und ſanfteſten unter allen Heiligen, verbietet den Nonnen von der Heimſuchung, ausdrücklich, um einer Krankheit willen, von welcher Art ſie auch immer ſeyn möge, keinen Geſundbrunnen und kein Bad zu beſuchen, weil ſie mehr für Erhaltung ihrer Keuſchheit, als ihrer Geſundheit ſorgen müßten. Chantal's Mutter, die eine Heilige war, ließ eine Superiorin deßhalb abſetzen, weil ſie ein Bad beſucht hatte, ob dieß gleich das einzige Mittel war, ſie vom Tode zu retten, und die Aerzte es ihr angerathen, der Biſchof auch die Erlaubniß

dazu ertheilt hatte. Kurz, die Heiligen haben sich mehr um das Heil der Seele als des Körpers bekümmert, und man kann wohl den nicht der Härte und Grausamkeit beschuldigen, der mehr darauf bedacht ist, die Menschen heilig zu machen, als ihr Leben zu erhalten. Glücklich sind die, welche sich in der Furcht des Herrn erhalten, und alle ihre Schritte bedenken. Ich versichere Sie: Um seine Unschuld zu erhalten, muß man glauben, daß man fähig sey, alles das Böse zu begehen, was man nicht thut."

Diese Grundsätze befolgte aber Rancé auch selbst. Gegen die Gicht und Nervenübel, woran er litt, und die überhaupt in la Trappe so gewöhnlich sind, würden mineralische Bäder ein wirksames Mittel gewesen seyn; aber er wollte sich dessen weder selbst bedienen, noch konnte er sich entschließen, seinen Mönchen zu erlauben, deßhalb das Kloster auf eine Zeitlang zu verlassen. Ein Paar Male schienen seine Krankheiten tödlich zu seyn, als er dennoch genas, betrübte er sich darüber. Ach! sagte er dann; meine Verbannung ist verlängert; ich war im Begriff, in den Hafen einzulaufen, nachdem ich den Schiffbruch so oft vermieden hatte. Jezt bin ich wie-

der auf das hohe stürmische Meer hinausgeworfen, wo der Untergang so schwer zu vermeiden ist. Als man ihm zu seiner Herstellung Glück wünschte, antwortete er: Wozu wünschen Sie mir Glück? Daß ich noch länger im Gefängnisse bleiben muß? und daß ich mit neuen Ketten belastet werde, statt daß meine alten Bande sich eben auflösen wollten?

Er starb, wie er gelebt hatte; nicht bloß voll Gleichgültigkeit und Verachtung gegen das Leben, sondern auch voll der größten Sehnsucht, mit Jesu Christo vereiniget zu seyn.

Den Beschluß des französischen Originals macht ein Anhang, der eine Sammlung von Rancé's Maximen und Gedanken enthält, die bis dahin noch nicht gedruckt worden waren. Es sind viele ganz gewöhnliche darunter, und mehrere, die ihm seine übertriebene Mönchsmoral nur eingeben konnte. Einige der vorzüglichsten mögen auch gegenwärtigen Auszug beschließen.

* * *

Ein zurück gezogenes Leben ist der rechte Weg zu einem ruhigen Tode. Um mit Liebe und

in froher Erwartung der unvergänglichen Dinge sterben zu können, muß man im Leben die vergänglichen verachtet und gehaßt haben.

Woran denken die Menschen? Alles in dieser Welt flieht schnell vorüber. In jedem Augenblicke können wir das verlieren, was uns das liebste ist. Dem ohnerachtet behandelt man die Ewigkeit, gleich der Zeit, und auf eine beklagenswürdige Weise nimmt, umgekehrt, die Zeit in unserm Herzen die Stelle ein, welche der Ewigkeit allein darin gebührte.

Die Welt ist ein großes Buch, das beständig aufgeschlagen vor uns liegt, und die Menschen dürften nur darin lesen, um große Wahrheiten darin zu finden; aber unglücklicher Weise macht man keine Anwendung davon, sondern hält die Begebenheiten für ein zufälliges Ohngefähr, nicht aber für Wirkungen der Vorsehung.

Auch die kleinsten Gemeinschaften schaden, und wenn man anders auf sich Acht giebt, und auf das, was man spricht, was man thut, was man sagt, aufmerksam ist, wird man immer Gründe genug finden, sich Vorwürfe zu machen.

Die Sünde hassen, ist zwar viel; aber mit diesem Abscheu muß man auch die Tugenden ver-

binden, welche das Gegentheil von unſern vormaligen Verirrungen ſind; die Tugend beſteht nicht bloß darin, das Böſe zu fliehen, ſondern das Gute zu thun.

Es iſt zuweilen nützlich, etwas ungerechtes von Perſonen zu leiden, von denen man nur Beweiſe von Liebe zu erwarten berechtiget war. Ein Beweis, wie wenig man ſich auf Menſchen verlaſſen ſoll.

Die Dinge dieſer Welt haben ein verführeriſches Aeußeres, welches von weitem überraſcht, allein in der Nähe, und wenn man ihren Genuß erlangt, gewähren ſie nichts weniger, als das, was man von ihnen erwartete. Es iſt eine Güte Gottes, alle vergängliche Güter ſo eingerichtet zu haben, daß keins darunter iſt, dem nicht einige Bitterkeit beygemiſcht wäre.

So wie es nicht möglich iſt, da ſeine Geſundheit vollkommen wieder zu erlangen, wo man wegen verdorbener Luft krank geworden iſt, ſo giebt es auch Krankheiten des Herzens, die ſich in der großen Welt, troz aller angewandten Mühe, nicht heilen laſſen. Die Welt iſt ein Boden, auf dem ſie ſo viel Nahrung finden, daß man ihnen nur unkräftig entgegen wirkt.

Das Traurigſte iſt, daß ſowohl ihr Entſtehen als ihr Fortgang unmerklich iſt, und wir ſie erſt entdecken, wenn ſie ſchon weit um ſich gegriffen und große Verheerung angerichtet haben.

Nicht jeder iſt verbunden, die Welt zu verlaſſen; aber ſie nicht zu lieben, dazu ſind alle Menſchen verpflichtet, und die in den höchſten Ständen eben ſo gut, als die in den niedrigſten.

Zu Erhaltung des Lebens der Seele, iſt das Gebet eben ſo nothwendig, als das Athemholen zu Erhaltung des Lebens des Leibes iſt. Nur durch Gebet erhält ſich der Chriſt auf dem Wege zu Gott, und macht weitere Fortſchritte darauf.

So lange man keinen Gefallen an der Welt findet, hat man nichts zu fürchten, aber, wenn wir anfangen, mit ihr vertraut zu werden, und uns in ihr nichts mehr auffällt, dann wird ſie uns gefährlich: dann iſt es hohe Zeit, auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Seinen Freunden ſollte man nur Güter im Himmel wünſchen, denn da die auf Erden ſich nicht ohne Gefahr beſitzen laſſen, ſo kann man ſie auch für Niemand ohne Furcht und Unruhe heiſchen.

Da Freuden und Leiden in dieſer Welt ſo bald ein Ende nehmen, ſo verdienen die erſtern nicht, daß man ſich darnach ſehne, und die letztern nicht, daß man ſich vor ihnen fürchte.

Es iſt zum Erſtaunen, daß der Menſch alles mögliche für ſeine Geſundheit, und ſo wenig für ſeine Seligkeit thut; daß er beſtändig für die Erhaltung ſeines Leibes beſorgt iſt, und ſich zu Rettung ſeiner Seele ſo wenige Gewalt anthun kann. Das heißt, nach Sinnlichkeit, nicht nach Verſtand leben, und die Zeit, die nichts iſt, der Ewigkeit, die alles iſt, vorziehen.

Gelehrſamkeit iſt für die Demuth eine Klippe; und die Eitelkeit, eine gewöhnliche Folge des Studierens, verwundet oft das Herz eines Gelehrten tödlich, ohne daß er ſeines Schadens inne wird.

* * *

Manchen Leſern wird es angenehm ſeyn, wenn ich dieſer Biographie noch einen kurzen Auszug der Reiſe eines Engländers, Herrn Fellowes, anhange, ſo weit ſie ſich auf den jetzigen Zuſtand des Kloſters la Trappe bezieht.

Die Reiſe geſchah im Monat Junius 1817,

Hr. F. nahm seinen Weg von Paris über Versailles, Saint-Cyr, Pont Chartrain, la Queue, Houdon, Marolles, Dreux, Nonancourt, Tillieres, Verneuil, Saint Maurice und Soligné. In letzterer Stadt fand sich nur ein einziger Mann, der den Weg durch den Wald, nach der nicht sehr weit entlegenen Abtey la Trappe, kannte. Die Gegend war wild und öde. Man sah nur dann und wann eine erbärmliche Hütte, und hörte nichts, als das Geheul der Wölfe. Als der Wald ein Ende hatte, zeigten sich hin und wieder Ruinen einsamer Wohnungen. Der Weg ging über steinige, mit Heidekraut und wildem Thimian bewachsene Heide, und führte sodann in den Forst von Bellegarde. Man ward weder eines menschlichen Fußtritts, noch die Spur eines Thiers gewahr, sondern nur bisweilen eines Merkmals, das in einen Baum eingehauen war. Endlich gelangte Hr. F. auf den überhangenden Gipfel eines Hügels; sein Pferd am Zügel führend, stieg er auf einem steilen, im Zickzack sich windenden Pfade, in ein Thal hinab, worin drey, unter einander verbundene, Teiche liegen, die gleichsam einen Wassergraben um das Kloster bilden. Vermuthlich hat dieses seinen Namen

von dem verworrenen Zugange, und der Beſchwerde des Auf- und Niederſteigens erhalten. Selbſt jetzt noch, obgleich die Wälder ſeit der Revolution ſehr gelichtet ſind, iſt es ſchwer, das Kloſter zu finden.

Der Eichenwald, der ſonſt das Kloſter unmittelbar umgab, iſt jezt nieder gehauen. So bald man den noch ſtehenden Wald verlaſſen hat, ſtößt man auf ein hölzernes Kreuz mit folgender Inſchrift:

C'est ici que la mort et la verité
Elèvent leurs flambeaux terribles:
C'est de cette demeure, au monde inaccessible,
Que l'on passe à l'éternité.

(Hier, hier ſchwingen der Tod und die Wahrheit ihre furchtbaren Fackeln. Aus dieſem, der Welt unzugänglichen, Aufenthalte geht man in die Ewigkeit über.)

An der Pforte des äußeren Kloſterhofes befindet ſich die Statue des h. Bernhards, die aber von den Republikanern verſtümmelt worden iſt. Aus dieſem Vorderhofe kömmt man in einen zweiten, wo ſich die Scheunen, Ställe und andre Wirthſchaftsgebäude befinden. Alle dieſe ſind in der Revolution erhalten worden.

Hr. F. wurde am Eingange von einem Layenbruder auf den Knieen empfangen. Mit leiſer Stimme ſagte dieſer: Die Mönche wären in der Vesper. Der Reiſende übergab ſein Empfehlungsſchreiben an den Abt; dieſer war aber, wegen Viſitation eines Kloſters weiblicher Trappiſten, verreiſet. Statt ſeiner, empfing ihn der Bruder Carl, der die Stelle eines Secretairs beym Abte vertrat; ein junger Mann von etwa 25 Jahren. Er bat Hrn. F., wenn ſie durch das Kloſter gingen, in Gegenwart der Mönche, oder, wo er ihn knieen ſähe, weder mit ihm zu ſprechen, noch ihn etwas zu fragen. Sie gingen in die Kapelle, und nach geendigtem Gottesdienſte in den Speiſeſaal. Die Mönche ſtellten ſich in zwey Reihen; den Kopf, in eine weite Kappe verhüllt, und nieder gebeugt, ſangen ſie ein Gebet, und ſetzten ſich dann zu Tiſche. Während der Mahlzeit las einer von ihnen, ſtehend, Stellen aus der Bibel vor, die auf den Tod und die Kürze des menſchlichen Lebens Bezug hatten. Ein andrer ging umher, und küßte in der Reihe herum jedem knieend die Füße; zuweilen warf er ſich vor dem Bilde des Erlöſers nieder. Ein dritter aß knieend, und blieb in dieſer Stellung

die ganze Mahlzeit hindurch. Beide letztre hatten irgend etwas verſehen, und büßten auf dieſe Art dafür.

Jeder Mönch hatte einen hölzernen Teller, einen Waſſerkrug, und einen mit ſeinem Kloſternamen bezeichneten Becher. Das Abendeſſen beſtand aus zwey Unzen Brod in Waſſer geweicht, etwas Salz und zwey rohen Mohrrüben, das Mittageſſen wechſelt mit Kohl und anderm Gemüſe ab; ſelten eſſen ſie Käſe; Fleiſch, Fiſche, Eier und Butter niemals. Das Brod iſt ſo grob wie möglich. Ihr einziges Getränk iſt Waſſer. Ueber der Thür des Refectoriums ſteht folgende Inſchrift in lateiniſcher Sprache: Beſſer iſt eine Mahlzeit von Kräutern, wo Liebe iſt, als ein gemäſteter Ochs und Haß dabey.

Ihr Bett beſteht aus einem ſchmalen Brete, ohne Matratze und Küſſen, bloß mit einer leichten Decke verſehen. Bloß im großen Refectorium wird ein Feuer verſtattet, dem ſich aber die Mönche niemals nähern. Auf ſeiner kleinen Zelle hat jeder einen Menſchenſchädel und einige Erbauungsſchriften.

Seit 1815 iſt in der Nähe des Kloſters ein kleines Wirthshaus erbauet worden, denn die

ſeit der Revolution übrig gebliebene Gebäude, ſind kaum für die Bewohner ſelbſt hinreichend. Die Zahl der Mönche hat ſich ſeit Wiederherſtellung des Kloſters ſchnell wieder vermehrt. Mit Einſchluß der Layenbrüder und Frères donnés, beträgt ihre Anzahl gegen Hundert. Die Novizen beſtehen größten Theils aus Knaben. *)

---

*) Man muß ſich in der That wundern, daß die franzöſiſche Regierung geſtattet, daß Kinder aufgenommen, und durch eine der menſchlichen Natur, zumal in einem ſo zarten Alter, unangemeſſene Lebensart, verkrüppelt werden dürfen. Vor ihrer Rückkehr nach Frankreich hatten die Trappiſten ſich im Münſterſchen niedergelaſſen, nachdem ſie aus der Schweiz waren vertrieben worden. Ein begüterter Münſterſcher Edelmann nahm ſie auf, und die Mönche wanderten im Lande herum, um armen Eltern ihre Söhne abzuſchwatzen. Eine meiner Freundinnen machte zufällig die Bekanntſchaft des Superiors, der drey Kinder, von 13, 10 und 8 Jahren bey ſich hatte, die von Kopf bis zu Fuß, wie Mönche, ſchwarz gekleidet waren. Meine Freundin fragte den jüngſten Knaben: Wie alt er ſey? Statt ſeiner aber antwortete der Superior: Die Kinder dürften nicht ſprechen. Dieß veranlaßte folgende, mir wörtlich franzöſiſch mitgetheilte Unterredung, die ich deutſch hieher ſetze, damit ſie allen Leſern verſtändlich ſey.

Frau v. E. Warum denn nicht?

Der Superior. Weil es ihnen verboten iſt.

Die Mönche ſind ganz dunkelbraun, die andern weiß gekleidet, doch tragen ſie ebenfalls einen

---

Fr. v. E. Aber wenn die Kinder unter ſich ſind, iſt ihnen doch wohl das Reden erlaubt?

Der Sup. Niemals, gnädige Frau.

Fr. v. E. Aber wie fangen Sie es an, um dieß zu verhüten?

Der Sup. Es iſt immer jemand bey ihnen, der ſie daran hindert.

Fr. v. E. Das finde ich doch ſehr hart! ich denke, Gott hat ihnen die Sprache gegeben, damit ſie ſich aufheitern und einander ihre Ideen mittheilen ſollen.

Der Sup. Gnädige Frau! Sie betrachten die Sache nicht aus dem rechten Geſichtspunkte. Die Kinder lernen Beten, und auf die an ſie beym Unterrichte gethane Fragen antworten.

Fr. v. E. Ach! das heißt nicht ſeiner Jugend genießen, und Gott hat doch erlaubt, ſich dieſer zu freuen. Womit werden denn die Kinder beſchäftiget?

Der Sup. Mit Beten und mit Erlernung eines Handwerks.

Fr. v. E. Und wenn ſie dieß gelernt haben, laſſen Sie ſie alsdann gehen, wohin ſie wollen?

Der Sup. Nicht vor dem ein und zwanzigſten Jahre.

Fr. v. E. Allein, wenn ſie ſelbſt, oder ihre Eltern es früher wünſchen?

Der Sup. Sie ſelbſt werden dieſen Wunſch nie äußern, und ihre Eltern bekommen ſie vor dem ein und zwanzigſten Jahre nicht wieder zu ſehen.

Fr. v. E. Wie? Niemals?

braunen Mantel und eine Kappe von dieſer Farbe. Durch letztre wird ihr Geſicht ſo verhüllt,

---

Der Sup. (Mit Empfindlichkeit in ſeiner Miene) Dieß würde die Kinder nur zerſtreuen, die bloß erzogen werden, die Religion auszuüben, ſich der Tugend und einem Handwerke zu widmen.

Fr. v. E. Wozu denn das letztre?

Der Sup. Zum Beſten des Ordens, damit ſie, wenn ſie in dieſem bleiben, die Schuld für die ihnen gegebene Erziehung dadurch abtragen können.

Fr. v. E. Ah ſo! — Aber verzeihen Sie; ich glaube, daß es eigentlich keine Tugend giebt, die nicht den Verſuchungen der Welt ausgeſetzt geweſen iſt. Auch ſcheint es mir eine Art von Sclaverey, die Kinder zum Dienſte des Kloſters ſo lange zu behalten.

Die Wirthin vom Hauſe machte der Unterredung, die ſie in Verlegenheit ſetzte, dadurch ein Ende, daß ſie dem Superior ein bedeutendes Geſchenk gab, worauf er dieſer dankte, aber einen geringen Blick auf die Ketzerin warf, und ſich empfahl.

Der Preuß. Staatsminiſter Frhr. v. Stein, damaliger Ober-Präſident in den Weſtphäliſchen Provinzen, ließ das Kloſter der Trappiſten öffnen, ihnen die Kinder nehmen, und dieſe ihren Eltern wieder zuſtellen.

Im Paderbornſchen war ein weibliches Trappiſten-Kloſter angelegt, auch in dieſes Kinder aufgenommen, und noch härter behandelt worden. Allein auf Betrieb der Generalin v. York ward es noch früher aufgehoben, als das im Münſterſchen. A. d. H.

daß man es nur zufällig und kaum auf einen Augenblick zu ſehen bekömmt. Da ſie überdieß ein beſtändiges Stillſchweigen beobachten, ſo wird es hierdurch erklärlich, wie zwey Bekannte lange zuſammen in dieſem Kloſter wohnen können, ohne etwas von einander zu wiſſen.

Als das Kloſter aufgehoben wurde, belief ſich die Zahl der Mönche gegen Hundert, der Layenbrüder auf 69, und der Frères donnés auf 56.

Im Speiſeſaale hängt eine Tafel, mit der Ueberſchrift: Table pour l'Office. — Die gottesdienſtlichen Verrichtungen und Arbeiten für die Woche, als Hr. F. das Kloſter beſuchte, waren folgende: Dimanche: 12 Leçons et Communion. — Lundi: 3 Leçons. — Mardi: 12 Leçons, à jeun, Travail. — Mercredi: 12 Leçons. — Jeudi: 3 Leçons. — Vendredi: 12 Leçons, à jeun, Travail. — Samedi: 12 Leçons, à jeun, Travail.

Nach Bruder Carls Verſicherung, hat der jetzige Abt, Dom Auguſtin, noch härtere Einrichtungen gemacht, als vormals ſtatt fanden. Nicht genug, daß die Mönche nicht mit einander ſprechen dürfen, iſt es jezt ſchon ſtrafbar, wenn ſie auch nur ſchweigend bey einander ſtehen bleiben.

An groſsen Festtagen stehen sie um Mitternacht, sonst aber drey Viertel auf zwey auf, gehen um zwey Uhr in die Kirche, wo der Gottesdienst bis sieben dauert. Alsdann arbeiten sie im Freien, die Witterung mag seyn wie sie wolle. Kurz vor eilf Uhr gehen sie wieder in die Kirche, und um eilf zum Essen. Von Ein Viertel auf zwölf, bis zwölf Uhr lesen sie, und legen sich dann nieder, um eine Stunde zu ruhen. Hierauf arbeiten sie im Garten bis um 3 Uhr, lesen drey Viertelstunden, wenden eine Viertelstunde zur Vorbereitung auf die Vesper an, die von vier bis sechs dauert, versammeln sich um sieben in der Kirche, und gehen um acht Uhr zur Ruhe.

Man zeigte Hrn. F. ein wohl ausgeführtes Bild des Abts Rancé, welches der Arzt des Klosters, bey dessen Zerstörung während der Revolution, auf die Seite gebracht und erhalten hatte. Der Arzt blieb im Kloster, und ist erst vor wenigen Jahren gestorben. Wären die Mönche ebenfalls geblieben, so hätten sie vielleicht ihr Kloster erhalten; denn daß sie keine Kapitale gesammelt hatten, und sich um Politik nicht bekümmerten, war bekannt. Rancé liegt in der Mitte des Kirchhofs begraben; wenige Steine

bezeichnen sein Grab, das mit frommer Verehrung und Sorgfalt von Unkraut rein erhalten wird. Sein Monument, worauf er in rührender Stellung abgebildet war, ist bey Zerstörung der alten Kirche, die jezt eine völlige Ruine ist, weggebracht. Wohin? dieß sagt Hr. F. nicht.

Von Rancé selbst giebt er noch einige Nachrichten, die aus der im Jahre 1667 erschienenen Erzählung des Dom Claude Caulot genommen sind, die ich eben so wenig, als Schimmelpenninck's Uebersetzung kenne. Was Hr. F. daraus mittheilt, ist alles viel umständlicher in der vorstehenden Biographie enthalten.

Ein weitläuftigerer Auszug aus Hrn. F's. Reise befindet sich im 12ten Hefte der Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur. (Jena, 1818.)

Ende des zweiten und letzten Theils.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Berlin, gedruckt bey C. Hayn.

Im Verlage des Buchhändlers Friedrich Maurer zu Berlin, an der Spittelbrücke No. 17. sind auch folgende interessante Schriften erschienen und für beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Teutschlands zu haben:

Die beiden Hofräthe, oder die wunderbare Fügung des Schicksals. Ein komischer Roman. Von K. Stein. 8 Berl. 1818 auf Schreibpap. mit einem Titelkupfer. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses treffliche Gemälde aus dem menschlichen Leben, das in der That eine wunderbare Fügung des Schicksals aufstellt, gehört zu den vorzüglichsten des beliebten Verfassers, und ist theils durch die spannenden Begebenheiten und Lagen der handelnden Personen, theils durch das Komische der vorkommenden Auftritte und den lebhaften Humor in der Darstellung, eine sehr unterhaltende Lectüre für jeden Leser. Besonders machen die eingestreueten Bemerkungen über das große und kleine gesellschaftliche Leben dies Buch sehr anziehend, das nicht nur in Leihbibliotheken, sondern auch in Privatbibliotheken aufgestellt und in Familienkreisen gelesen werden darf, indem es durchaus nicht über die Grenzen des Anständigen, Zarten und Sittlichen hinaus schweift, und daher selbst von der Jugend gelesen werden kann, in sofern Romane überhaupt als Lectüre für die Jugend gelten sollen.

General Moreau. Abriß einer Geschichte seines Lebens und seiner Feldzüge. Von K. Jochmus. Mit dem Bildnisse des Helden. 8. 1814. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Lebensgeschichte dieses höchstmerkwürdigen Mannes greift zu sehr ein in die Revolutionsgeschichte Frankreichs und in die darauf gefolgten Kriegs- und Weltbegebenheiten, an denen der unvergeßliche General Moreau einen so großen Antheil genommen hat, als daß dieser vom Hrn. Hofr. Jochmus mit großer Genauigkeit in einem blühenden Vortrage ausgearbeitete Abriß u. s. w. nicht auch für die spätesten Nachkommen einen bleibenden Werth haben sollte. Zumal demselben alle zur Erläuterung der darinnen vorkommenden Streitpunkte Moreau's mit seinem neidischen Gegner, dem Franz. Usurpator, dienenden Actenstücke beygefügt sind.

Reise der russisch-kaiserl. Flott-Officiere Chwostow und Dawydow, von St. Petersburg durch Sibirien nach Amerika und zurück, in den Jahren 1802, 1803 und 1804. Beschrieben von Dawydow, und aus dem Russischen übersetzt von Dr. Carl Joh. Schultz. 8. 1816. 1 Thlr.

Diese äußerst interessante und gefährliche Reise ist vom Vice-Admiral Schischkow mit einer Vorrede begleitet, in welcher die besondern merkwürdigen Lebensumstände der beiden Reisenden, ihre Veranlassung zu dieser Reise, deren endliche Rückkehr nach überstandenen Gefahren und Leiden, ihre Charakterschilderung, ihre nachherigen Kriegs Unfälle und dann, nach Beendigung des Feldzuges, ihren gemeinschaftlichen traurigen Tod, den sie des Nachts bey einer Brücke auf Wassily-Ostrow — in der Newa fanden und in den Wellen begraben wurden, mitgetheilt worden. Kein Leser wird hierbei ungerührt bleiben und jeder gewiß das traurige und sonderbare Lebens-Ende dieser muthigen, hoffnungsvollen Jünglinge beklagen.